Fontane Blätter 72/2001

In diesem Heft:

Eine unbekannte Rezension / Am Lethestrom (II) – WOLFGANG RASCH / »... meine Theilnahme bleibt immer dieselbe«. Briefe Mathilde von Rohrs – BARBARA GERTH und MANFRED HORLITZ / Vom Leben und Sterben des Königskindes. *Effi Briest* oder der Familienroman als analytisches Drama – MICHAEL MASANETZ / Von Birnbäumen und Menschen – ROLF SELBMANN / *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg* – SVEN-AAGE JØRGENSEN / Fontane und Schottland – FERDINAND SCHLINGENSIEPEN/ Rezensionen / Bibliographie / Informationen

Fontane Blätter

72
2001

Halbjahresschrift, begründet 1965
Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs
und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen
und Helmuth Nürnberger

7 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

10 Eine unbekannte Rezension Fontanes von Karl Heigels *Neuen Novellen* (1873)
Herausgegeben von Wolfgang Rasch

14 Am Lethestrom (II) – Karl Bleibtreus Erinnerungen an Fontane
Herausgegeben von Wolfgang Rasch

23 »... meine Theilnahme bleibt immer dieselbe«. Briefe Mathilde von Rohrs an Paul Heyse und Wilhelm Hertz
Herausgegeben von Barbara Gerth und Manfred Horlitz

Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte

42 Vom Leben und Sterben des Königskindes.
Effi Briest oder der Familienroman als analytisches Drama
Michael Masanetz

94 Von Birnbäumen und Menschen. Eine neue Sicht auf Fontanes Ballade *Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland*
Rolf Selbmann

109 *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864.*
Gattung und Gesinnung
Sven-Aage Jørgensen

Rezensionen

124 Marion Villmar-Doebeling: Theodor Fontane im Gegenlicht. Ein Beitrag zur Theorie des Essays und des Romans
Hugo Aust

128 Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes
Walter Hinck

133 Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka. Studienbibliothek. CD-ROM
PETER SCHAEFER

Vermischtes

138 Fontane und Schottland
FERDINAND SCHLINGENSIEPEN

Bibliographie

162 Auswahlbibliographie

Informationen

178 Familie Fontane und Familie Fritsch. Unbekannte Briefe, Gelegenheitsgedichte, Dokumente, Fotografien
REGINA DIETERLE

181 Wege und Irrwege einer Sammlung. Vernichtet geglaubte Manuskripte Theodor Fontanes wieder im Stadtmuseum Berlin
BETTINA MACHNER

188 »Hesekiel war ganz außer sich«. Zwei Neuerwerbungen des Fontane-Archivs
Vorgestellt von PETER SCHAEFER

190 Dia-Reihe über Fontane für den Unterricht erschienen

191 Symposium

192 Theodor-Storm-Preis

193 Nachruf

194 Autorenverzeichnis

195 Vertriebshinweise

196 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung/Abkürzungen

199 Impressum

»Heute habe ich Feiertag gemacht; übrigens hatte ich wirklich eine Ahnung, daß Ihr Brief kam. Ich habe nichts gearbeitet, sondern Fontane's Effi Briest gelesen. Kennen Sie's? Ich bin noch nicht ganz fertig. Es ist ein liebes, weises Buch, von einer Abgeklärtheit und einer Altersheiterkeit, die einem in der Seele weh thut. Das soll gar nicht paradox sein: seine Heiterkeit, sein Humor wächst auf dem Beet der Weltkenntnis, er durchschaut die Menschen, es ist umgestülpte Bitterkeit. Und doch wieder so viel Sonne dabei, nicht eigentlich wärmend, aber licht und freundlich. Ein sehr sonniger Wintermorgen – das ist dieser ganz merkwürdige alte Fontane.«

Aus einem unveröffentlichten Brief Gustav Landauers an Hedwig Lachmann, geschrieben im Tegeler Gefängnis am 28. August 1899

Editorial

Ob und wie Fontane zu lesen ist, darüber gibt es verschiedene Ansichten, auch darüber, wie über ihn zu schreiben sei. Wäre das nicht so, brauchte es die *Fontane Blätter* nicht, wie überhaupt literarisches Debattieren überflüssig wäre. Die *Fontane Blätter*, so die Überzeugung der Herausgeber, wollen vielstimmig sein, auch Unbequemes oder Ungewohntes zu Wort kommen lassen, auch dann, wenn sie selbst oder der Beirat durchaus nicht einhelliger Meinung sind. So war es bislang, so möge es auch weiter sein.

Doch genug des Grundsätzlichen: Auch diesmal können wir das Heft mit einigen Fundstücken aus der bibliographischen Werkstatt von Wolfgang Rasch, mit Karl Bleibtreus Erinnerungen und einer unbekannten Rezension Fontanes eröffnen. Barbara Gerth und Manfred Horlitz schließlich ergänzen die Rubrik durch Briefe von Mathilde von Rohr an Paul Heyse und Wilhelm Hertz.

Die Rubrik »Literaturgeschichtliches« enthält drei sehr unterschiedliche Beiträge: Zunächst Michael Masanetz' umfangreiche Studie über *Effi Briest*, die zur Erörterung einlädt, dann Rolf Selbmanns neue Sicht auf die berühmte Ribbeck-Ballade und einen Beitrag zu einem selten behandelten Thema, Sven-Aage Jørgensens Aufsatz über Fontanes Kriegsbuch *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864*.

Auch die Rubrik »Verschiedenes« mit Ferdinand Schlingensiepens Impressionen über Fontane und Schottland möge nicht ungelesen bleiben. Unter den Informationen sei besonders auf die jüngst erschienene Diareihe über *Fontane für den Unterricht* hingewiesen, die besonders Lehrerinnen und Lehrern ans Herz gelegt sei.

Das Motto für dieses Heft stammt von einem frühen Leser Fontanes. Als er die abgedruckten Zeilen aus einem bislang unveröffentlichten Brief an seine Geliebte schrieb, war er Insasse eines preußischen Gefängnisses. Seinen Goethefeiertag bringt er Fontane lesend zu …

Aber lesen Sie selbst.

Die Herausgeber

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

Eine unbekannte Rezension Fontanes von Karl Heigels *Neuen Novellen* (1873)

Herausgegeben von Wolfgang Rasch

Am 15. Januar 1873 schickt Fontane dem Redakteur der *Vossischen Zeitung* Hermann Kletke »die, wie Hochwasser, bereits vorher angekündigten Arbeiten über Rodenbergs und Heigels neueste Bücher. Ich habe beides mit Liebe geschrieben; H. wird trotzdem nicht ganz zufrieden sein.«[1] Beide Rezensionen seien für die Sonntagsbeilage der *Vossischen Zeitung* berechnet. »Soll die Heigel-Kritik an andrer Stelle der Zeitung erscheinen, so ist mir's auch recht.«

Einige Wochen später brachte Kletke Fontanes Besprechung von Rodenbergs *Studienreisen in England.* Sie erschien am 23. Februar 1873 in der Sonntagsbeilage der *Vossischen Zeitung.* Die zweite Arbeit blieb dagegen sehr lange, genauer gesagt ein Vierteljahr in der Redaktion liegen. Sie wurde auch nicht in der Sonntagsbeilage der *Vossischen Zeitung gedruckt*, sondern in der 1. Beilage der Nr. 85 vom 10. April 1873. Wie die meisten der Buchbesprechungen Fontanes in der *Vossischen Zeitung* erschien auch diese ohne seinen Namen bzw. sein Namenskürzel. Fontane hat einmal begründet, warum er seinen Namen bei Rezensionen nicht nennt: »weil, wenn ich dies thue, sich gleich 18 mit ihren Büchern bei mir melden, 6 Männer und zwölf Weiber.«[2] Ein verständliches Verfahren. An die späteren Bibliographen, denen die Anonymität zahlreicher Beiträge größtes Kopfzerbrechen bereitet, hat er dabei natürlich nicht gedacht.

Fontane nimmt gleich zu Anfang Bezug auf die frühere Rezension eines Romans von Karl Heigel, die Hans-Heinrich Reuter 1969 wieder veröffentlichte[3] und die wegen einiger poetologischer Überlegungen zum Roman als »Dokument eines in seinen Hauptlinien erstmals sichtbar werdenden Programms«[4] Fontanes Beachtung gefunden hat. Und auch in der folgenden Besprechung geht es ja nicht nur um inhaltliche Aspekte, sondern ebenfalls um die »Oekonomie der Erzählung«.

Ob »Fontanes Interesse bei der Besprechung nicht der Person des Autors, auch dessen Werk nur bedingt«[5] galt, wie Hans-Heinrich Reuter meint, sei dahingestellt. Es ist aber ein Irrtum, anzunehmen, Fontane bewege sich hier als Rezensent im Grunde desinteressiert und gelangweilt in der »Randzone(n) literarischer Modeprodukte und der Trivialliteratur, ja des Kitsches«.[6] Werke von Heigel und anderen »Unterhaltungsschriftstellern« wurden durchaus ernst genommen und sorgfältig abgewogen, wie die Besprechung der *Neuen Novellen* verdeutlicht. Spannend wäre es dagegen – und Fontanes Rezension regt ja dazu an –, heutige Lektüreresultate mit seinem Urteil aus dem Jahr 1873 zu vergleichen.[7]

Heigel war für Fontane natürlich kein Unbekannter. So schreibt er aus München am 13. März 1859 an seine Frau: »Ich bringe [...] kleine reizende Beiträge für die Argo mit von einem gewissen Heigel.«[8] Von Heigel ist allerdings in der *Argo* nichts erschienen. Karl August Heigel (1835–1905, 1881 geadelt), Verfasser zahlreicher Romane, Novellen, Versepen und Dramen, wurde in München geboren, studierte dort Philosophie, war Mitglied des Münchner Dichterkreises. 1868 übernahm er von Julius Rodenberg die Redaktion der angesehenen Berliner Modezeitschrift *Der Bazar*, die er bis Ende 1875 leitete. Später lebte er, dessen Dichtungen König Ludwig II. sehr schätzte, wieder in München und Italien.

Die Wiedergabe der folgenden Rezension folgt zeichengetreu dem Zeitungsabdruck.

Karl Heigel: Neue Novellen.*)

Vor Jahresfrist besprachen wir einen einbändigen, durch psychologische Vertiefung ausgezeichneten Roman K. Heigel's (»Ohne Gewissen«) an eben dieser Stelle; der Verfasser hat inzwischen einen Band »Neue Novellen« folgen lassen. Es sind ihrer drei, nach Inhalt und Form sehr von einander verschieden.

Der Titel der ersten Novelle lautet: »Er kommt nicht«. Die Aufgabe, die sich der Verfasser hier stellte, ist sehr schön, und so einfach und naheliegend sie zu sein scheint, ist sie dennoch unseres Wissens kaum zuvor behandelt worden. Eine Herzens- und Liebes-Schuld, die vergehen wird, entweder weil die Liebe des Schuldigen seine Schuld verklärt, oder aber weil die Liebe des Beleidigten größer ist als das Gefühl empfangener Kränkung. – dies sind Aufgaben, die oft gestellt und gelöst wurden; die Heigel'sche Novelle

*) Berlin, Gebrüder Paetel

aber balancirt die Schuld des einen Theils durch die Schuld des andern und läßt die Versöhnung daraus hervorgehen, daß der anfangs in Hochmuth befangene Ankläger im wachsenden Bewußtsein der eigenen Schuld sich dieses Hochmuths entkleidet. Die beiderseitige Reue richtet auch die beiderseitige Liebe wieder auf. Dies ist sehr schön und, wie schon hervorgehoben, viel origineller, als es auf den ersten Blick erscheinen mag; aber der einfachen Schönheit des Grundgedankens entspricht nicht ganz die Ausführung. Die erste Hälfte, in der uns Schuld, Verwirrung, Reue geschildert werden, ist vorzüglich und zählt zu dem Besten, was Heigel geschrieben hat; der Weg aber, der eingeschlagen wird, um zur Lösung des Conflicts, zur Versöhnung zu führen, bedünkt uns nicht der richtige. Nach unserm Dafürhalten mußte nicht Dr. Oldenburg seine Geliebte wie ein lädirtes Erbschaftsstück an Gustav Wilberg vermachen, sondern diese Geliebte mußte sich ihren früheren Geliebten (eben Gustav Wilberg) kraft ihrer Kraft zurückerobern.

Die zweite Novelle »Hugilo und Waldrada« ist in ihrem psychologischen Theile, wie uns scheinen will, correcter durchgeführt als »Er kommt nicht«, erreicht aber dagegen nicht überall jene Lebendigkeit und äußere Wahrheit der Schilderung, die die letztgenannte Novelle, namentlich die erste Hälfte derselben so sehr auszeichnen. Zu dem Gelungensten zählen wir die Scene in der Grotte, wo Hugilo den Sachsenmönch, der ihn verrathen, tödten will, ihn aber von der Hand Wittekind's bereits erschlagen vorfindet. Es wirkt schön und ergreifend.

Die dritte Novelle »Packesel« ist vorzüglich. An einer einzigen Stelle, etwa in der Mitte, scheint sie ins Politische mehr abzuschweifen, als die Oekonomie der Erzählung erheischt, aber dieser Eindruck, wenn er überhaupt berechtigt ist, dauert nur wenige Augenblicke, – zwei, drei Seiten, und wir befinden uns wieder im richtigen Fahrwasser. Der Held der Geschichte ist Johannes Wendeborn, eines jener Stiefkinder Fortunens, die dazu da sind, die Kastanien aus dem Feuer zu holen, die nun lachend von anderen gegessen werden. Ein Glück noch, wenn ihnen nicht die Schalen ins Gesicht geworfen werden. »Wer das Glück hat, der führt die Braut heim.« Wer nicht, der nicht. Johannes Wendeborn gehört zu den Letzteren. Er ist brav und gütig und loyal, aber die Illoyalität verdrängt ihn; er ist wahr, aber seine Wahrheitsliebe bricht über ihn den Stab; er macht Festspiele, Prologe und Epiloge, aber Flachtöpfe und Intriguanten haben die Ehre davon; er liebt eine schöne Gräfin, aber die Gegenliebe reicht nur gerade so weit, daß er auserkoren wird, ihr den Besitz ihres eigentlichen Geliebten zu sichern. So hat er überall das Nachsehen, und nach einer Episode bei Hofe und in der großen Welt sehen wir ihn freiwillig in die Dachstube zurückkehren, in der wir ihm zuerst begegneten. Wie er selbst, so athmen wir hier mit ihm auf.

Die freudige Gewißheit kommt über uns: h i e r blüht sein Glück. Er gehört zu denen, die berufen sind, in der Demuth und im Entsagen die Blüthe des Daseins zu finden. Nicht die leuchtendste, aber die lieblichste. Der Eindruck, den wir empfangen, ist ein ganz reiner. Neben dem Helden der Geschichte steht in gleicher Vorzüglichkeit, ja vielleicht ihn überragend, Gräfin Leontine. Wie wahr und wie liebenswürdig diese Schilderung! Gütig und hochherzig, einen Zurückgesetzten hervorziehend und ihm sympathisch zugeneigt, bleibt sie doch durchdrungen von Anschauungen, die sie in Johannes Wendeborn – auch als sie ihn zu einer Art Rendezvous auffordert – nie etwas andres erblicken ließen, als einen Gegenstand, um daran Mitleid und Wohlwollen zu üben. Ein Objekt für weiblich aristokratische Herzensausbildung. Der Herr Verf. k a n n t e die Welt, aus der er diese Erscheinung entnahm.

Anmerkungen

1 Theodor Fontane. *Briefe an Hermann Kletke.* In Verbindung mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach a.N. hrsg. von Helmuth Nürnberger. München: Hanser, 1969. S. 50.

2 An Georg Friedlaender, 27. November 1887. In: Theodor Fontane: *Briefe an Georg Friedlaender.* Hrsg. u. erl. von Kurt Schreinert. Heidelberg: Quelle & Meyer, 1954. S. 83.

3 Theodor Fontane. *Aufzeichnungen zur Literatur. Ungedrucktes und Unbekanntes.* Hrsg. von Hans-Heinrich Reuter. Berlin u. Weimar: Aufbau-Verl., 1969. S. 80–81.

4 Theodor Fontane. *Aufzeichnungen zur Literatur.* A.a.O., S. 306.

5 Theodor Fontane. *Aufzeichnungen zur Literatur.* A.a.O., S. 305.

6 Theodor Fontane. *Aufzeichnungen zur Literatur.* A.a.O., S. 308.

7 Leider standen mir Heigels *Neue Novellen* weder antiquarisch noch in Berliner Bibliotheken zur Verfügung. (Wie nützlich wäre eine Bibliothek, die alle von Fontane besprochenen oder gelesenen Bücher in authentischen Ausgaben enthalten würde.) Was ich von Heigel per Zufall in die Hand bekam, ist allerdings von trostloser Trivialität und Fadheit.

8 Emilie und Theodor Fontane. *Geliebte Ungeduld. Der Ehebriefwechsel 1857–1871.* GBA 1998, S. 154.

Am Lethestrom (II) – Karl Bleibtreus Erinnerungen an Fontane

Herausgegeben von Wolfgang Rasch

Unter dem Titel *Erinnerungen an Litteratur und litterarische Grössen* veröffentlichte Karl Bleibtreu 1901 eine Folge interessanter autobiographischer Aufzeichnungen.[1] Nachdem er sich zunächst mit Berthold Auerbach beschäftigt hatte, nahm er sich in Nr. 3 der Zeitschrift *Schwarz u. Weiss* vom 21. Februar 1901 Karl Gutzkow und Theodor Fontane vor. Beide Schriftsteller verkehrten im Charlottenburger Haus seiner Eltern, des Schlachtenmalers Georg Bleibtreu (1828–1892) und seiner Frau Johanna Maria Charlotte Bleibtreu. Gutzkow war dort während seines letzten Aufenthalts in Berlin zwischen 1869 und 1873 mehrfach zu Gast. Seine Eltern, so berichtet Bleibtreu, betrachteten es als Auszeichnung, daß der berühmte Schriftsteller ihr Haus besuchte. Fontane und Gutzkow wären sich Anfang der siebziger Jahre sogar beinahe im Salon der Bleibtreus begegnet, wenn – wie weiter unten erzählt – Gutzkow nicht vorzeitig das Feld geräumt hätte.[2]

Fontanes Beziehungen zu Bleibtreus Vater reichen in die sechziger Jahre zurück. Er hatte den Maler, der mit Gemälden von Schlachten aus den »Befreiungskriegen« berühmt geworden war, als Illustrator seiner ersten Kriegsbücher ins Auge gefaßt und auch selbst über einige Bilder Bleibtreus geschrieben. Nach 1870 wurde der Kontakt intensiver und erstreckte sich auch auf die anderen Mitglieder beider Familien. Fontanes Verhältnis zum Hause Bleibtreu war freundschaftlich, aber – was Fontane selbst betrifft – von einer gewissen Reserviertheit bestimmt. Die Gesellschaften dort bereiteten ihm nicht immer ungeteilte Freude. Da »graust« es ihn manchmal, Bleibtreus zu besuchen, ja er »fürchtet« sich sogar davor, und kritisch summiert er seine Eindrücke in einem Brief an Emilie Fontane vom 29. Mai 1878: »so sehr ich B.'s schätze, so ist doch alles bei ihnen phrasenhaft, auch bei *ihm*. Es ist alles ehrlich gemeint und bleibt doch im Redensartlichen stecken. Sie sind brav, bieder und gebildet, aber unbedeutend.«[3]

War Georg Bleibtreu ein berühmter Schlachtenmaler, so zeichnete sich sein Sohn Karl Bleibtreu (1859–1926) vor allem als Schilderer von Schlachten und Kriegsereignissen aus, die seinerzeit beträchtlichen Erfolg hatten und zum Teil in mehreren Auflagen erschienen. Mit einem Novellenband *Schlechte Gesellschaft* (1885) schloß er sich der naturalistischen Richtung an, als Redakteur des *Magazins für die Literatur des In- und Auslandes* (1887/88) und kurzzeitiger Mitherausgeber der Monatsschrift *Die Gesellschaft* gewann er an Einfluß, schuf sich durch sein martialisches Auftreten aber auch viele Feinde. Seine zahlreichen Werke – Essays, Kriegsbücher, Romane, Parodieen, Dramen, Gedichte, historische Arbeiten, Literaturgeschichten usw.[4] – sind mittlerweile vollkommen vergessen und nur seine programmatische Schrift *Revolution der Litteratur*[5] (1886) hat einen Platz in der Literaturgeschichte bzw. Geschichte des Naturalismus behaupten können.

Eins der ersten Werke Bleibtreus *Der Traum. Aus dem Leben des Dichterlords* (Berlin, 1880) – gemeint ist Lord Byron – hatte Fontane in der *Vossischen Zeitung* vom 9. Januar 1881 mit freundlichen Worten gewürdigt und unter anderem geschrieben: »Es gibt bekanntlich Schauspieler, die den Hamlet oder den Goetheschen Carlos ebendeshalb besonders gut zu spielen verstehen, weil sie sich, als Individuen, mit diesen ihren Rollen mehr oder weniger decken. Aus demselben Grunde war der junge Bleibtreu befähigt, den jungen Byron zu schildern. Er brachte die beste Vorarbeit in sich selber mit.«[6] Die Schwachstellen der Arbeit werden nicht verschwiegen, doch Fontanes Resultat lautet: »Aber das Unfertige – da liegt die Hoffnung. Je stärker die Gärung, je klarer der Wein.« Fontanes Erwartungen wurden jedoch bald enttäuscht: Schon einige der nächsten Bücher Bleibtreus *Dies irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan* (Berlin 1882) und *Wer weiß es? Erinnerungen eines französischen Offiziers unter Napoleon I.* (Berlin 1884) bezeichnet er als »freche Schmierereien«[7] und betrachtet sie als rein buchhändlerische Spekulationen. Ein Byron-Drama, das ihm Bleibtreu 1881 zuschickt, zerpflückt er vor den Augen des jungen Dichters in der Luft: »Es ist alles total schief gewickelt. […] Einfachheit, Schlichtheit, Wahrheit, Anspruchslosigkeit – da liegen Glück und Schönheit. Sie müssen durchaus aus einem Genialitätsirrgarten heraus.«[8] Diese gut gemeinte, in Wahrheit aber vernichtende Kritik führte zur wachsenden Entfremdung zwischen Fontane und Bleibtreu. Und selbst viele Jahre später war er – Bleibtreu – über diese Abfuhr Fontanes noch immer nicht hinweg, wie man in seinen *Erinnerungen* nachlesen kann.

Was Bleibtreu schließlich von Fontanes Werken hielt, ist gar nicht so leicht auf einen Nenner zu bringen, zumal ihm bei der Werkbetrachtung Fontanes Charakterzüge immer wieder in die Quere kommen. Die in seinen

Erinnerungen vorgenommenen Urteile sind denn auch dubios genug: Was heißt schon »vorzüglicher Verist zweiten Ranges«? Bleibtreu ist hin- und hergerissen zwischen Anerkennung und Antipathie und bringt das stets mit markigen Worten zum Ausdruck. In seiner 1912 erschienenen Literaturgeschichte lobt er *L'Adultera* als »bemerkenswerte realistische Studie«, um sogleich die »Fontane-Sucht, fortan unausrottbar« zu geißeln, »alle Personen im gleichen amüsanten Plauderton reden zu lassen, der wohl spezifisch Fontanisch, aber wahrlich nicht lebensähnlich ausschaut.«[9] Und auch hier geht er wieder auf Fontanes Persönlichkeit ein:

»Eiskalt in sich zurückgezogen, sprühte er nach außen gewinnende Liebenswürdigkeit und wußte sich nutzbringenden Dioskuren aufs wohligste anzupassen. [...] Diese Schärfe unserer Charakteristik des Menschen, gerechtfertigt durch verlogene Verherrlichung seiner angeblichen Neid- und Harmlosigkeit, Bescheidenheit und wohlwollenden Güte, zielt lediglich darauf ab, den Autor zu verständlichen. Denn wie der Mensch, so war der Schriftsteller: immer interessant, anregend, fein, klug, liebenswürdig, aber nicht liebenswert, nicht tief, nicht hoch und nur selten dichterisch im wahren Sinne.«[10]

In dem Begriff »verlogene Verherrlichung« (aber welche Verherrlichung ist eigentlich nicht verlogen?) enthüllt sich schließlich eine wesentliche Intention Bleibtreus: gegen den schon um 1900 entstehenden Fontane-Kult mitsamt einer unkritischen Fontane-Gemeinde anzuschreiben, es »ins Gebiet des groben Unfugs« zu weisen, Fontane »zu monumentaler Größe auszuhauen«[11] und die Dinge wieder ins rechte Licht zu rücken. Das literarische Korrelatensystem hat sich in den letzten 100 Jahren radikal verändert. Und so kann man sich heute nur schwer vorstellen, wie verschwindend gering die Bedeutung Fontanes neben den damaligen Größen der literarischen Szene noch in den achtziger Jahren gewesen ist und wie sein Ruhm nach 1898 zunahm. Unter diesem Aspekt gewinnt der Text Bleibtreus an Bedeutung. Er ist überhaupt einer der wenigen Erinnerungstexte, der in Bezug auf Fontane ein paar kritische Akzente setzt.[12]

Der gleich zu Beginn erwähnte »nächtliche Spaziergang« könnte übrigens am 2. März 1884 stattgefunden haben. Da notiert Fontane in sein Tagebuch: »Um 5 zu Bleibtreus hinaus in Scherenberg- und Orelli-Angelegenheiten. Ich erfahre manches Hübsche und bleibe bis nach 10. Karl bringt mich nach Haus.«[13]

Karl Bleibtreu: Erinnerungen an Litteratur und litterarische Grössen (Auszug)

Ja Fontane! Ein merkwürdiges Kapitel, auch meines Lebens. Wer seinen späten Ruhm in letzten zehn Jahren vor Augen hatte und früherer Zeit gedachte, konnte sich des Lächelns nicht erwehren. Als seine erste Novelle »L'Adultera« erschien, suchte Auerbach, der ihn nicht leiden konnte, mir zu demonstriren, daß dies »echte Dilettantenarbeit« sei. Und auf einem langen, nächtlichen Spaziergang, wo ich Fontane von unserer Villa in Charlottenburg bis vor sein Haus in der Potsdamerstraße begleitete, schüttete der alte Herr mir so recht sein Herz aus, daß er sich im Grunde als ein »sehr kleiner Mann« fühle. Das war nicht falsche Bescheidenheit, sondern innerste Meinung, die seine ehrgeizigere Gattin ihm mit Recht auszutreiben suchte. Heutige Fontaneschwärmer, für die natürlich Auerbach und Gutzkow nur alte Oelgötzen neben dem göttlichen Realisten Fontane sind, werden gewiß über dessen einstige Selbstunterschätzung tiefe Rührung empfinden. Ehrlich gestanden, lag damals aber kein Grund vor, ihn für etwas Anderes zu halten, als Urheber stimmungsvoller Balladen, geistreich manirirter Theaterkritiken, und höchst anregender Wanderungen durch die Mark. Gerade seine wenig bekannten Versuche, die Feldzüge von 1866 und 1870 schon frühzeitig darzustellen, verdienten am meisten Beachtung. Daß es ihm übrigens an ausgebreiteter Beliebtheit unter Kollegen nicht gebrach, bewies das maßlose Presselob, das seinem schwachen, historischen Roman »Vor dem Sturm« gezollt wurde. Erheblich höher stand schon »Schach von Wuthenow«, was als kühne Neuerung in der sonst romanverpönenden »Vossischen« erschien, dort aber wegen des leichten Anhauchs von Frivolität manch philiströses Mißbehagen erregte. Die wirklich glänzenden Erzeugnisse dieses Johannistriebs sind erst in den neunziger Jahren an die Oeffentlichkeit gedrungen und haben, nachdem schon »Irrungen Wirrungen« Kennern volle Hochachtung abnöthigte, den Namen dieses Spätdichters für immer in die Litteraturgeschichte eingetragen. So wenig ich die lächerlichen Ueberstiegenheiten des Fontanekultus zu theilen vermag, da er doch sicher nur als vorzüglicher Verist zweiten Ranges gelten kann, so stehe auch ich nicht an, ihn als Träger echter dichterischer Empfindung hoch über die ganze Generation von Berühmtheiten zu stellen, der er angehörte und die er so lange bis ins hohe Alter neidlos, resignirt über sich sah: die ihm näherstehenden Heyse, Geibel gerade so gut, wie die ihm fremden und affrösen Gutzkow, Auerbach. Vor Storm und Keller hatte er die Modernität im besten Sinne und wohl auch den schärferen, umfassenderen Weltblick voraus. Für den geborenen Berliner kommt noch etwas hinzu, was ein Nichtpreuße gar nicht, ein Nichtberliner nur

schwer nachschmecken kann: Fontane ist schlechterdings bisher der Einzige, der den eigenthümlichen Tonfall der alten Berliner Gesellschaft, das spezifisch Berlinische unserer »besseren Kreise«, wiederzugeben verstand. Darin ist er vorbildlich. Gewiß wirkt gegenüber aufgeplustertem Idealitätsschwindel seine wehmütige Heiterkeit herzerfrischend, gegenüber Pose und Phrase seine weltmännische Schlichtheit erquicklich. Und doch, auf die Dauer bekommt man auch diese feine Eigenart satt, wie Alles, was nicht aus dem Großen und Vollen schöpft, man merkt eine gewisse Manirirtheit in der Feinheit, etwas Erkünstelung in der Einfachheit. Zwar schmeichelt sich seine verstohlene Ethik, daß Schuld und Sünde doch eigentlich nur vager Schulbegriff, die sogenannte Tugend meist nur Schein oder steifleinene Pedanterie sei, sich wohlgefällig ein, doch das Ewig-Menschliche, das unser Wahrheitsdichter suchte, blieb ihm im Grunde nur das – allzu Menschliche, wie man es schonend nennt. Mit der Parole: »alles verstehen, heißt alles verzeihen« kann man gleichfalls unbewußt Komödie spielen und Humbug treiben. Denn Hand aufs Herz, verewigter Meister, haben Sie selbst denn wirklich alles verstanden und dito verziehen?! Ich weiß ein Lied davon zu singen.

Was Fontane in reizenden Versen als »Sinn für Feierlichkeit« verspottete, verwechselte er innerlich oft mit dem Sinn für das Erhabene. Alles Kleine, auch Kleinliche im Leben zog ihn an, das Große betrachtete er mit Reserve und Mißtrauen und verabscheute alles Großseinwollende nicht ohne Voreingenommenheit. Sein ursprünglicher Gesichtskreis war sehr eng, es war der des einstigen »Tunnels«, jenes bekannten Clubs von Literaten und Halbliteraten, die als geborene Dilettanten vor allem die Form der Dichtkunst pflegten, Leute wie der feinsinnige Major von Lepel, den ich auch mal flüchtig kennen lernte. Damals bestand Fontane's größte Sorge darin, den Unterschied von Ballade und Romanze zu erkennen. Erst später öffnete ihm das Leben für reale Dinge die Augen, diese so klaren Falkenaugen. Vom Märker hatte er schwerfälliges Festhalten am Alten, Ironie über schwungvoll neuerungssüchtiges Gethue, vom Franzosen die Grazie, den salonmäßigen Esprit. Schwankend und unklar in politisch-sozialen Anschauungen, wie alle bloßen Künstlernaturen, stritt in ihm demokratisches, sogar verbittertes Denken mit sehnsüchtiger, unglücklicher Liebe für alles Glänzende, royalistischer Traditionen voll und den Adel heimlich vergötternd als Hort vornehmer Sitte. Das stimmt in Wirklichkeit nur wenig, und so malte er preußische Junker, die er doch nur wenig kennen lernte, mit einem unsagbaren je ne sais quoi innerlicher Fürtrefflichkeit, das sie in platter Alltäglichkeit garnicht besitzen. Wohl schwärmte er für gewisse Aeußerlichkeiten englischen Wesens und Lebens, mochte selbst wohl manchmal den Eindruck eines englischen Gentleman machen, aber das wahrhaft Englische, die unbeugsame

Willens- und dämonische Schaffenslust, lag ihm sehr fern, und so konnten wir zwei »Engländer«, der Alte und Junge, nicht gut auch in literarischen Werthungen zusammenstimmen. Lord Byron war ihm natürlich ein Greuel, je weniger er ihn kannte, selbst für Shakespeare bewahrte er, glaube ich, im Herzenskämmerlein eine scheue Abneigung und Unehrerbietigkeit, nur Walter Scott, der behäbigkonservative Homeriker, blieb sein Idol, vor dem er auch seinen märkisch-französischen Doppel-Landsmann Willibald Alexis willig schlachtete. Das sogenannte Goethische, Ruhige, Idyllische, sanft Stimmungsvolle war seine Domäne, und bei solcher inneren Enge konnte denn auch harsche Einseitigkeit des Urtheilens dem angeblich »Allesverstehenden, Allesverzeihenden« nicht ausbleiben. Die grünen Jungen und die Streber, die ihn im Ruhmesabendroth seines Erdenwallens noch mit dem Nimbus besonderer väterlicher Milde und Güte umwoben, täuschten sich ganz gewaltig über den Verehrungswürdigen, der sie zweifellos insgeheim mephistophelisch verlachte. Unter urbaner Höflichkeit versteckte er gründliche – Menschenverachtung wäre nicht das richtige Wort – aber Geringschätzung. I wozu denn den guten Leuten die Wahrheit sagen! warnte ihn sein kühles egoistisches Naturell.

Doch sei »egoistisch« beileibe nicht im kleinlichen Sinne verstanden, Niemandem lag das Gemeine, das uns alle bändigt, ferner als diesem geborenen Aristokraten, Niemand ist weniger Streber gewesen, woran ihn freilich auch seine lässige Bequemlichkeit hinderte. Wenn er trotzdem sich allen Cliquen zu empfehlen wußte, so geschah dies lediglich durch den Zauber seiner immer gleichen Liebenswürdigkeit, hinter der freilich eine eiskalte Würde auf der Lauer stand, die keine echte Vertraulichkeit zuließ. Hierin steckte viel Ehrlichkeit, außerdem aber die Empfindlichkeit des »armen Mannes«, die er leicht hervorkehrte. Wenn er sich zur Zeit seiner lebenslangen Unberühmtheit bis Ende der achtziger Jahre selbst einen »kleinen Mann« taufte, wie früher erwähnt, so wähne man ja nicht, daß er den Erfolg Anderer ohne Bitterkeit sah. Wildenbruch verfolgte er förmlich als Theaterkritikus der »Voß«, gewiß mit Recht dessen geschwollenen Bombast, aber blind für die dramatische Polterkraft dieses Theatralikmeisters. Auf einem Jour fix bei uns nahm Gutzkow meine Mutter beiseit, mit düster grollender Stimme: »Aber, verehrte Freundin, da muß ich gehen! Mein erbittertster literarischer Verleumder ist ja hier im Saal, Theodor Fontane!« Tableau! Allerdings hatte dieser ein schwaches seniles Stück des so früh gealterten Gedankenkrösus mit geradezu hämischer Bissigkeit zerpflückt und daran die taktlose Bemerkung geknüpft: »Wie man mir sagt, soll der Mann früher mal was geleistet haben.« Das war vom damaligen Fontane eine Impertinenz, denn des Märzen Idus waren noch nicht da und wer konnte ahnen, daß der Greis Fontane

thatsächlich als ein Reiferer und künstlerisch (aber beileibe nicht geistig!) Größerer von hinnen fahren werde, als nicht nur Gutzkow, sondern noch viele andere Zeitberühmtheiten.

Um so überraschender berührte die ungewöhnliche Wärme, mit welcher Fontane – der auch früher schon ein Jugenddrama des Siebzehnjährigen begutachtet hatte und dem ich in jedem Fall für sein auch sonst bezeigtes Wohlwollen, natürlich nur aus langem persönlichem Verkehr mit meinen Eltern herstammend, Dank schulde – meinen Byron-Roman »Der Traum« 1881 in der »Voß« in langer, aufsehenerregender Besprechung begrüßte. Er, der über alles ihm Fremdartige – so noch seinen Freund Scherenberg in dem interessanten Buche über ihn – mit höflicher Rücksichtslosigkeit den Stab brach, wußte dies in Form und Inhalt ihm fremde Jugendwerk nicht genug zu preisen. Aber ach, wie ich die Gabe besessen haben muß, ihn persönlich zu fesseln und eine so seltene Wärme zu erringen, so rang ich ihm auch den größten Achtungsbeweis ab, den seine Eigenart überhaupt einem Menschen wohl je zu theil werden ließ, einen wirklich groben Brief! Fontane und grob! Natürlich nicht in der äußeren Form, doch als literarische Vermahnung bis an die äußersten Grenzen gehend. Das kam so. Er hatte mich mit Byron förmlich identifizirt, und da dieser lächerlich verkannte Uebermensch damals – und auch heute noch – als Dichter und Mensch meinen Abgott bildete, so verbat ich mir solch indirekte Heruntersetzung meines Helden in meinem sonst innigen Dankbrief. Welch Verbrechen! Man brauchte garnicht Alles, sondern nur Etwas zu verstehen, um diese Redlichkeit jugendlichen Ueberschwangs zu verzeihen. Nicht so Fontane. Auf einem Diner bei Lessing (Besitzer der »Voß. Z.«) gleich darauf versetzte er meiner Mutter in gereiztem Tone: »Sagen Sie ihm nur, wenn man ihn so hochstellt, so hat er das Lob ruhig in die Tasche zu stecken!« Und als er bald nachher noch mit meinem Drama »Byrons letzte Liebe« beglückt wurde, brach sein Aerger in hellen Flammen aus. Seine väterliche Milde ließ an der Arbeit kein gutes Haar, als schon damals – bei späterer Ausgabe 1886 erst recht – sich sehr freundliche Urtheile darüber meldeten, nahm er ganz harmlose beiläufige Mittheilung davon so fürchterlich krumm – das sei für Ihn nicht maßgebend –, daß wir nie wieder ins alte Geleise kamen. Wohl besuchte er uns auch später noch, wenn er z. B. für sein Scherenbergbuch Mittheilungen nöthig hatte, doch die alte Herzlichkeit schwand, und wenn er beim Tode meines Vaters sich brieflich »alter Zeiten« erinnerte, so war diese Erinnerung keine ungemischte. Mir aber steigt seine blendende Erscheinung – diese wahrhaft männliche Kavaliersschönheit und Anmuth des Umgangs à la französischer Marquis – empor wie in alter Zeit, und wenn ich auch nicht beanspruche, »Alles« zu verstehen, so glaube ich wenigstens ihn verstanden zu haben.

Begreife auch seinen Ekel vor Selbstbetonung, wäre er nur selbst nicht der Schmeichelei nicht abhold gewesen. Damit gewann ihn damals die Schlenther-Klique und mit Nachdruck betonte Fontane die Bescheidenheit Hauptmanns, wie ich noch jüngst in Wiener Blättern die Bescheidenheit des Hauptmannschülers Hirschfeld betont fand. Für Wissende einfach zwerchfellerschütternd!

Anmerkungen

1 In einer Zeitschrift *Schwarz u. Weiss*, die sich bislang bibliographisch nicht ermitteln ließ. Im TFA liegen nur ein paar Seiten vor. Möglicherweise handelt es sich hier auch nur um eine Beilage zu einer Tageszeitung oder Zeitschrift.

2 Erbost über Fontanes Kritik am *Gefangenen von Metz*, die am 12. Januar 1871 in der *Vossischen Zeitung* erschienen war. Vgl.: Walter Hettche: *Mein spezieller Nichtachter. Zwei Äußerungen Karl Gutzkows über Theodor Fontane.* FBL, Heft 55, 1993, S. 111–115. – Wolfgang Rasch, Bernhard Zand: *Ein unbekannter Brief Gutzkows über Theodor Fontane.* FBL, Heft 60, 1995, S. 47–60.

3 Emilie und Theodor Fontane. *Die Zuneigung ist etwas Rätselvolles. Der Ehebriefwechsel 1873–1898.* GBA 1998, S. 97.

4 Wilpert/Gührings *Erstausgaben deutscher Dichtung* (Stuttgart: Kröner, 1992²) zählt 149 Werke Bleibtreus, darunter viele mehrbändige, zwischen 1879 und 1926.

5 In dieser beim Erscheinen aufsehenerregenden Broschüre wird unter den modernen Realisten auch Fontane genannt, und zwar zwischen dem als »Realist par excellence« von Bleibtreu geschätzten Max Kretzer, seinen eigenen Romanen und Rudolf Lindau: »Als hervorragender Realist muss auch Th. Fontane genannt werden, welcher Ansätze zur Berliner Gesellschaftsnovelle gab. Geistvoll und reif gedacht, weht uns aus diesen Erzeugnissen doch eine gewisse Nüchternheit und Kälte, sowie ein leiser Beigeschmack Altberlinischer Frivolität, peinlich an. Aber die Novellen sind reich an feinsten Einzelheiten und das treffliche Lokalkolorit zeigt die scharfe Beobachtung des kritischen Alterberliners.« (Carl Bleibtreu. *Revolution der Literatur.* Mit erl. Anm. u. e. Nachw. neu hrsg. von Johannes J. Braakenburg. Tübingen: Niemeyer, 1973. S. 38.) Mit der genauen Darstellung des Berliner Lokalkolorits erfüllt Fontane zumindest eine von drei Programmpunkten, die Bleibtreu für die moderne Literatur aufstellt: »Das Haupterfordernis des Realismus ist die Wahrhaftigkeit des Lokaltons, der Erdgeruch der Selbstbeobachtung, die dralle Gegenständlichkeit des Ausdrucks.« (Carl Bleibtreu. *Revolution der Literatur.* A.a.O., S. 31.)

6 Theodor Fontane: *Literarische Essays und Studien. Zweiter Teil.* In: NFA, XXI/2, 1974, S. 41.

7 An Georg Friedlaender, 9. Juni 1885. In: Theodor Fontane: *Briefe an Georg Friedlaender.* Hrsg. u. erl. von Kurt Schreinert. Heidelberg: Quelle & Meyer, 1954. S. 10.

8 Theodor Fontane an Karl Bleibtreu, 24. Oktober 1881. In: HFA IV/3, *Briefe*, Bd. 3, S. 163f. – Das Stück erschien erst 1886 in Bleibtreus Dramenband *Lord Byron. Lord Byrons letzte Liebe. Seine Tochter* bei Friedrich in Leipzig.

9 Karl Bleibtreu: *Geschichte der Deutschen National-Literatur von Goethe Tode bis zur Gegenwart.* Hrsg. von Georg Gellert. Berlin: Hertel, 1912. Bd. 2, S. 35.

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Das wird man in dem von Christine Hehle und mir 2002 im Aufbau-Verlag herausgegebenen Band mit weiteren Erinnerungen an Theodor Fontane nachlesen können.

13 Theodor Fontane. *Tagebücher. 1866–1882, 1884–1898.* Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarb. von Therese Erler. GBA 1994. S. 204.

»… meine Theilnahme bleibt immer dieselbe«. Briefe Mathilde von Rohrs an Paul Heyse und Wilhelm Hertz

Hrsg. von Barbara Gerth und Manfred Horlitz

Die hier erstmals nach den Handschriften edierten Briefe vermitteln nicht nur einen Einblick in die persönlichen Beziehungen der Mathilde von Rohr[1] zu dem Berliner Verleger Hertz[2] und zu Fontanes Freund und Schriftstellerkollegen Heyse,[3] sondern partiell auch in das literarische Berlin der 60er und 70er Jahre des 19. Jahrhunderts.

Die Briefe werfen auch ein Licht auf jene freundschaftlichen Bindungen, die während vieler Lese- und Gesprächsabende im literarischen Zirkel des Hauses Rohr[4] in der Berliner Behrenstraße entstanden waren und nach der Lösung der Gastgeberin von der Residenzstadt, 1869, durch rege Korrespondenzen weiter gepflegt wurden. Allein aus der Feder Theodor Fontanes sind 237 Briefe an Fräulein von Rohr überliefert,[5] während Gegenbriefe (außer einem im Fontane-Archiv unter C 105 deponierten Schriftstück) bisher nicht ermittelt werden konnten. Auch Antwortschreiben von Hertz oder Heyse zu den nachfolgend edierten Briefen der Mathilde von Rohr haben sich offensichtlich nicht erhalten.

Theodor Fontane wurde erst nach seinem letzten Englandaufenthalt, 1859, durch seinen Freund, Bernhard von Lepel, in die heiter-zwanglosen literarischen Teestunden bei Mathilde von Rohr eingeführt. Paul Heyse blieb diesem Kreis auch nach seiner Übersiedlung nach München 1854 – von gelegentlichen Besuchen abgesehen – durch Briefwechsel bzw. seine Dichtungen verbunden. Seine engen Beziehungen, auch zu Theodor Fontane, erklären sich einmal aus ihrem gemeinsamen Wirken im literarischen Verein *Tunnel über der Spree*[6] und dem jahrelangen Austausch über künstlerisch-ästhetische Fragen[7], aber auch aus der Tatsache, dass Heyse in der Behrenstraße aufgewachsen war und durch seine frühen Dichtungen die Aufmerksamkeit der literarisch interessierten Mathilde von Rohr auf sich gelenkt hatte. Wilhelm Hertz hatte 1847 die Besser'sche Buchhandlung erworben und um

1850 seinen Verlag in der Behrenstraße angesiedelt. Im gleichen Jahr verlegte er das erste dramatische Werk des zwanzigjährigen Heyse, *Francesca da Rimini*[8], und blieb nahezu ein halbes Jahrhundert dessen ihm freundschaftlich verbundener Verleger.

Durch Heyses Vermittlung verlegte Hertz 1860 Fontanes *Balladen* und wurde sein Hauptverleger, insbesondere für die *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* und für seine *Gedichte*, die bis 1898 in mehreren Auflagen erschienen. Autor und Verleger unternahmen zuweilen gemeinsame Wandertouren durch die Mark und standen – trotz gelegentlicher Verstimmungen – fast vier Jahrzehnte im Briefwechsel. Dieser reduzierte sich jedoch vorwiegend auf verlegerische Fragen[9].

Mathilde von Rohr unterhielt zur Familie Hertz persönliche Beziehungen und war dadurch über Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt bestens informiert. Für Theodor Fontane wurde sie bald eine zuverlässige, nimmermüde Helferin bei seinen schriftstellerischen Arbeiten. Sie vermittelte ihm nicht nur zahlreiche Quellen und Stoffe für seine *Wanderungen* und für sein Erzählwerk, sondern ermöglichte ihm durch Fürsprache häufig Zutritt zu märkischen Adelshäusern bzw. zu deren Familienarchiven. In einem nach ihrem Tode (1889) veröffentlichten biographischen Essay bekennt Fontane:

»Wohl ein Dutzend der lesbarsten Kapitel in meinen ›Wanderungen‹ verdanke ich ihrem nie rastenden Eifer [...] sie war [...] tüchtig, verständig, zuverlässig, ja, mehr denn das, treu wie Gold, und ihre schlichten, immer aus der Lebenserfahrung heraus gesprochenen Sätze haben durch ein Menschenalter hin einen großen Einfluß auf mich geübt ...«.[10]

Entscheidende Details in *Schach von Wuthenow*, so die tragische Geschichte Victoire von Crayens und Ludwig von Schacks, entstammen ihren Aufzeichnungen und den Mitteilungen ihrer Freundin, Amalie von Romberg (1798–1879). Zu ihr und deren Schwester, Gräfin Sophie von Schwerin, geb. von Dönhoff (1785–1863), konnte Fontane durch Vermittlung Mathilde von Rohrs und Bernhard von Lepels Verbindung aufnehmen. 1861 öffneten sich ihm die Türen des Schwerin' schen Palais in der benachbarten Wilhelmstraße, wodurch weitere Wege zu märkischen Geschichtsquellen geebnet wurden.[11]

Bereits im Januar 1869 erhielt er – vermutlich über die Beziehungen Rohr-Romberg – die Memoiren der Gräfin Sophie von Schwerin[12], die ihre Schwester 1863/1868 herausgegeben hatte.[13] Dieser Band wurde von Fontane hoch geschätzt und später für Materialstudien genutzt.[14] Noch nach Jahrzehnten würdigte er anerkennend jene geistreiche Kultur, wie er sie in den Salons der Gräfin von Schwerin und ihrer Schwester erlebt hatte.[15]

1869 nahm Mathilde von Rohr den ihr seit Kindheitstagen zustehenden Platz im mecklenburgischen Damenstift Dobbertin, unweit Güstrows, in

Anspruch. Ihr Briefwechsel mit Fontane, in den auch seine Ehefrau Emilie einbezogen ist, gestaltete sich zu einem freundschaftlich-vertraulichen Austausch über künstlerische, gesellschaftliche und familiäre Fragen, wobei ihr mutmachender Rat und gütiger Beistand – selbst in prekären Lebenssituationen – dankbar aufgenommen wird. Fontane und seine Familie sind auch im Hause der Konventualin gern gesehene Gäste. Abseits von der hektischen Großstadtatmosphäre findet er gelegentlich ein ruhiges Arbeitsdomizil:

»Die Sonne ist im Scheiden,
Das Boot fährt über den See,
Die Erlen und die Weiden
Spiegeln sich im See;
Die Schwäne stillere Kreise
Im weiten Wasser ziehn,
Ich denk an die goldenen Tage,
An die Tage von Dobbertin …«[16]

In den Briefdialogen mit Fontane, aber auch mit Heyse, zieht sich wie ein ›roter Faden‹ die Sorge um den gemeinsamen Freund Bernhard von Lepel, der, zwar hochtalentiert, aber durch ein »ziel- und steuerloses« Leben kaum ein die Zeiten überdauerndes poetisches Werk zuwege brachte.[17]

Die nachfolgenden Briefe werden buchstaben- und zeichengetreu wiedergegeben, Konsonantenverdopplung wurde aufgelöst. Unterstrichene Briefstellen erscheinen kursiv. Fehlende Anredeformeln und Kürzungen sind durch […] bezeichnet, und Ergänzungen der Herausgeber stehen in [eckigen Klammern]. Da Gegenbriefe nicht überliefert sind, konnten einige Anspielungen nicht geklärt werden.

Unser Dank gilt der Bayerischen Staatsbibliothek München und dem Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv, Cotta-Archiv, Marbach a. N. für die Genehmigung zum Abdruck der Briefe Mathilde von Rohrs an Paul Heyse und Wilhelm Hertz, ferner dem Landeshauptarchiv Schwerin für die Druckgenehmigung des Eintrags der M. v. Rohr in das Einschreibebuch des Klosters Dobbertin.

Für hilfreichen Rat und Hinweis danken wir Herrn Dr. Walter Hettche, München, Herrn Prof. Dr. Christian Scheer, Bonn, und Herrn Klaus-Peter Möller, TFA, Potsdam.

Anmerkungen zur Einleitung

1 Mathilde von Rohr: * 1810 in Trieplatz, Grafschaft Ruppin; Tochter des Hauptmanns Georg Moritz von Rohr, † 1889 im Damenstift Dobbertin, Mecklenburg. Vgl. HELMUTH NÜRNBERGER: *Fontanes Welt.* – Berlin: Siedler 1997, S. 279–81; OTTO DRUDE: *Fontane und sein Berlin* […] – Frankfurt a.M. u. Leipzig: Insel 1998, S. 274 ff.

2 Wilhelm Hertz: * 1822 in Hamburg, angenomm. Sohn des Apothekers Joseph Jacob Hertz, † 1901 in Berlin. Vgl. HELMUTH NÜRNBERGER: a.a.O., S. 199 ff; OTTO DRUDE: a.a.O., S. 157 ff; ROLAND BERBIG: *Fontanes Hauptverleger.* In: *Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft*, Bd. 3: *Theodor Fontane im literarischen Leben* […] Berlin/ New York: de Gruyter 2000, S. 354–464.

3 Paul Heyse: * 1830 in Berlin, Sohn des Univ.-Prof. Karl Heyse, † 1914 in München. Vgl. HELMUTH NÜRNBERGER: a.a.O., S. 183–85; OTTO DRUDE: a.a.O., S. 167–71. Zur Beziehung Fontane – Heyse vgl. *Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse.* Hrsg. von GOTTHARD ERLER.– Berlin u. Weimar: Aufbau 1972.

4 Vgl. hierzu THEODOR FONTANE: *»Sie hatte nur Liebe und Güte für mich«. Briefe an Mathilde von Rohr.* Hrsg. von GOTTHARD ERLER.– Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2000, S. 13–16 u. S. 384 ff.

5 Ebd., S. 29–316. Vgl. *Propyläen-Briefausgabe*, hrsg. von KURT SCHREINERT (†) u. CHARLOTTE JOLLES, Bd. 3 (1971).

6 Zum Tunnel über der Spree vgl. ROLAND BERBIG in *Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft*, a.a.O., S. 416–22.

7 Trotz unterschiedlicher Positionen zu Fragen einer realistischen Gestaltungsweise und zeitweiliger Distanz zu Heyses Dichtungen versagte Fontane dem jüngeren Schriftstellerkollegen nicht seine besondere Wertschätzung. Heyse regte Fontane vor allem zur Weiterführung der Balladendichtung an. Vgl. Fontanes Charakteristik über Heyse in AFA *Autobiographische Schriften*, Bd. II (1982), S. 183–185; HUGO AUST: *Fontane und Heyse.* In: *Fontane-Handbuch.* Stuttgart: Alfred Kröner Verlag 2000, S. 331–333.

8 Vgl. Fontanes Einschätzung in seinen Aufsätzen zur Literatur in HFA *Aufsätze, Kritiken* […] III/1(1969), S. 274–275.

9 Vgl. THEODOR FONTANE: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898.* Hrsg. von KURT SCHREINERT (†), vollendet von GERHARD HAY.– Stuttgart: Klett 1972.

10 Fontanes Essay über Mathilde von Rohr, vorgesehen für die 5. Aufl. des Wanderungen-Bandes *Die Grafschaft Ruppin* (1892) kam durch Einwände Jeannette von Bülows – außer in der Ztschr. *Daheim* (12. u. 19. 3. 1892) – erst postum in der 8. Aufl. des o.g. Bandes 1903 zum Abdruck. Vgl. AFA *Wanderungen durch die Mark* […] Bd.6 : *Dörfer und Flecken* […] (1991), S. 106 ff u. Anm.

S. 639–41. Zur Erstveröffentlichung der Aufzeichnungen J. von Bülows u. ihren Brief an Fontane vom 28. Nov. 1889 siehe Theodor Fontane: *»Sie hatte nur Liebe und Güte für mich […] «*, a.a.O., S. 362–383.

11 Vgl. hierzu Briefe Fontanes an M. v. Rohr vom 22.1., 2.9. u. 6.12.1861 sowie v. 25.1., 7.2., 15.4. u. 31.12.1862 in Theodor Fontane: *»Sie hatte nur Liebe und Güte für mich […]«*, a.a.O., S. 34, 43f, 46f, 50, 52, 55 u. 67.

12 Vgl. Brief Fontanes an M.v.Rohr v. 3.1.1869 in HFA *Briefe* IV/2 (1979), S. 229; vgl. Fontanes Brief an Emilie v. 27.10.1869 in GBA *Ehebriefwechsel* Bd. 2 (1998), S. 419.

13 *Sophie Schwerin. Ein Lebensbild, aus ihren eigenen hinterlassenen Papieren zusammengestellt von ihrer jüngeren Schwester A.v.R.* [Amalie von Romberg]. Jena: Friedrich Fromman, o.D. Das von 1863 datierte Vorwort Amalie von Rombergs (S.V–VI) wird durch einen Nachtrag (S.VII), datiert vom Juni 1868, von der Herausgeberin ergänzt. Darin erklärt sie, daß sie die Memoiren ihrer Schwester nur bis zu ihrer Witwenschaft (1815) und nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, bis zu ihrem Tod (1863) herausgibt. Daraus erklärt sich wohl auch der Verlagsverweis: 2. Aufl. Dem Vorwort ist ein Nachruf Bernhard von Lepels auf die Gräfin Sophie von Schwerin vorangestellt, der bereits am 31.1.1863 in der *Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung* Nr. 26 erschienen war. Das Manuskript des *Lebensbildes* muß Fontane – zumindest teilweise – bereits Anfang der 60er Jahre vorgelegen haben. Vergleicht man seine Ausführungen über Tamsel, einschl. der über Kronprinz Friedrich und Frau von Wreech im 1863 erschienenen Band Oderland, dann stimmen diese inhaltlich, häufig sogar sprachlich, mit denen des Memoirenbandes streckenweise völlig überein. Eine Analyse überschreitet jedoch den Rahmen dieser Arbeit und bleibt einer speziellen Studie zur Quellenforschung vorbehalten.

14 Wie Anm. 4 u. Anm. 13; vgl. Fontanes Briefe an Emilie vom 11. u. 15.8.1878 in GBA *Ehebriefwechsel* Bd. 3 (1998), S. 148 u. 152.; vgl. Fontanes Brief an M.v.Rohr vom 11.8.1878 in Theodor Fontane: *»Sie hatte nur Liebe und Güte für mich […]«* a.a.O., S. 255–256.

15 Vgl. Fontanes Brief an Friedrich Haase vom 8.11.1886 in HFA *Briefe* IV/3, S. 654 und an Ernst Gründler vom 22.2.1896 in ebd. IV/4, S.537–538; darin Fontane: »Das Vorbild zu dem Ladalinskischen Haus war mir der Salon der Gräfin Schwerin […] in der Wilhelmstraße, schräg gegenüber dem Auswärtigen Amt«.

16 Titel: *Die Tage von Dobbertin*, in AFA *Gedichte*. Hrsg. von Joachim Krueger (†) u. Anita Golz (†), Bd. 2 (1989) S. 454–455, Anm. S.665.

17 Vgl. Fontanes Charakteristik über Bernhard von Lepel in AFA *Autobiographische Schriften* Bd. II (1982) S.286–308; vgl. Helmuth Nürnberger a.a.O., S. 103–107.

Brief der Mathilde von Rohr an Paul Heyse
[...]
I

Berlin den 20. Decemb 1863

Kann ich Ihnen verehrter Herr Doktor auch kein eigenes geistiges Produkt senden, so hoffe ich doch Sie nehmen daß echt preußische selbst gebackene Marzipan freundlich an, und verzeihen mir die kleinste aller Weihnachtsgaben. Wie hell werden die Lichter bei Ihnen strahlen, und mit welcher Freude werden Sie dieselben Ihren theuren Kindern anzünden, wenn auch mancher trübe Gedanke sich in den Weihnachtsjubel drängen wird. Auch an Ihre theure Mutter[1] werden Sie denken die diesen Abend fern von Ihnen zu bringen muß. Ich hoffe es wird mir möglich sein wenn auch nur kurze Zeit zu ihr zu gehen, denn so viel besser es ihr auch geht wie im vorigen Jahr, die Treppen sind ein unüberwindliches Hinderniß für jegliches Ausgehen.

Von unseren gemeinschaftlichen Freunden kann ich Ihnen sagen daß es ihnen wohl geht, Fontane sein erster Theil der Wanderungen[2] ist vergriffen, u der 2. scheint auch Beifall zu finden, Er war gestern Abend mit seiner Frau u He v Lepel[3] bei mir nach dem Rütli[4], und wir verlebten einige sehr gemüthliche Stunden, Ihre poetische Novelle[5] u beifolgendes Gedicht[6] lieferten reichen Stoff zur Unterhaltung. Ich konnte es nicht lassen Ihnen dies letzte Gedicht von Lepel zu senden womit er am Stiftungsfest im Tunnel[7] den Preiß gewann, der Stoff aus dem Leben genommen, bot große Schwierigkeiten, mir ist als hätte er dieselben glücklich überwunden, u die Familie der verstorbenen Gräfin ist sehr befriedigt. Ich begrüße jede, selbst die kleinste poetische Arbeit mit Freude, weil seine anderweitigen Beschäftigungen die er Ihnen anvertraute, mich mit Schmerz erfüllten[8], da ich ihr Ziel für unerreichbar halte, u ich fürchte die darauf verwandten Studien dienen nur dazu seine geistigen Mittel zu verringern, u tragen erfährt sie die Welt mehr Spott als Ehre ein. Wie man so lange Jahre ohne den geringsten Erfolg, es doch nicht aufgiebt ist mir ein Räthsel. –

Ich habe einen langen Brief geschrieben u wollte Ihnen doch nur einen Weihnachts und Neujahrsgruß senden, möchte Ihnen das Jahr 64 ein reich gesegnetes sein. Darf ich Sie Herr Doktor noch bitten mich unbekannterweise Ihrer Frau Schwiegermutter[9] zu empfehlen, von der Sie mir mit so großer Achtung und Liebe sprachen. –

Mit aufrichtiger Theilnahme

Ihre
ergebene Mathilde v Rohr

Beilage zum Brief vom 20. Dez. 1863 (Wiedergabe nach der eigh. Handschrift M. v. Rohrs):

Sophie Schwerin

Die Sonne Friedrich Wilhelms stieg
Und strahlt ihm vor Paris,-
Da rief er: »Friede nach diesem Sieg!
Meine letzte Schlacht war dies.«

Mein Siegesbote nun reite nach Haus
Verkünde den Sieg in Berlin!

Den edelsten Boten wähl' ich aus,
Dich wähl' ich, Graf Schwerin! [...]

Brief der Mathilde von Rohr an Paul Heyse

II
[...]

Berlin den 9t Okt[10] 1868

Es ist mir unmöglich sehr geehrter Herr Doktor diese Zeilen ungeschrieben zu lassen, u Ihnen die Erlebniße des heutigen Nachmittags zu verschweigen. Schon vor 8 Tage fand ich Frl Saaling[11] bedeutend schwächer geworden, u als ich heute zu ihr ging, traf ich Dr Vollmer[12] im Entrée, der mir mittheilte daß Frl Saaling am Freitag Abend einen heftigen Krampfanfall gehabt, u seitdem fiebert und phantasirt, auch die Athmungsbeschwerden sehr zugenommen. Dr Vollmer hatte der Kranken den Vorschlag gemacht an Sie zu schreiben was sie aber durchaus nicht gewollt, Sie könnten kommen, und das regte sie zu sehr auf. Ich ging nicht hinein zu der theuren Kranken, da jede Erregung vermieden wird, sie hat noch eine graue Schwester Tag u Nacht. Frau Gädicke[13] war auch sehr damit einverstanden, daß ich Ihnen die volle Wahrheit mittheilte, bittet Sie aber auch, Dr Vollmers Brief abzuwarten, ehe Sie irgend einen Reise Entschluß fassen. Es ist ja möglich daß die Kranke sich wieder erholt, selbst der Arzt gab nicht alle Hoffnung auf, vielleicht hat er Ihnen doch selbst geschrieben, wonach ich vergaß zu fragen. Jedenfalls erhalten Sie morgen wieder Nachricht lieber Herr Doktor, entweder durch mich oder Dr Vollmer. –

Ich kann diese Zeilen nicht schließen, ohne Ihnen noch mitzutheilen welche allgemeine Anerkennung Ihre hochherzige Entsagung[14] hier, besonders auch bei Ihren Freunden erregte und ich kann die Gefühle derselben nur mit Stolz u Freude bezeichnen. Vergeben Sie mir die Sorge und Unruhe die ich Ihnen mit diesen Zeilen bereite, aber ich fand Sie mußten es wissen wie die Sachen hier stehen. –

Indem ich Sie bitte mich unbekannterweise Ihrer Frau Gemahlin[15] zu empfehlen, u hoffend daß es Ihren lieben Kindern wieder allen wohl ergeht, bleibe ich im Gefühl vollkommener Hochachtung

Ihre
ergebene Mathilde von Rohr

Brief der Mathilde von Rohr an Paul Heyse

III
[...]

Berlin den 28. April 1869

Wenn ich Ihnen sehr geehrter Herr Doktor gestehe daß ich beim Emfang Ihrer Novellen nicht allein das Gefühl der Freude sondern auch einer gewissen Beschämung emfand, so werden Sie mir das gern glauben, indem ich Sie an meine fast zu aufrichtige Aussprache über Ihre letzten Novellen[16] erinnere, u zuweilen fand ich auch einen leisen Anklang daran in Ihrer Vorrede. Ich erkenne mit inniger Dankbarkeit Ihre Großmuth, u genieße die moralischen Novellen[17] ganz ungetrübt. Die Einleitung hat mich sehr interessirt u mich über Manches unverstandene aufgeklärt, Gabriel[18] ist vortrefflich, er ist ganz nach dem Leben gezeichnet, ich kenne einen Gabriel der in solchem Moment sich auch ganz hinreißen ließ, nur mußte Er es mit seinem Lebensglück büßen. –

Mit den Schwestern bin ich noch nicht zu Ende, u erfreute mich bis jetzt nur an der vollendeten Charakteristik der Charlotte[19], ja Sie haben Recht, ein jeder hat den Feind in sich selbst, der Ihm sein bischen Lebensfreude u Friede stört, nur Wenigen mag es vergönnt sein darüber hinweg zu kommen, Charlotte aber gehört jedenfalls zu denen die in diesem Kampf siegen, und ich bin sehr begierig auf die Erfüllung ihres Schicksals. Auch ohne Ihr Geschenk hätte ich in diesen Tagen an Sie Herr Doktor geschrieben, denn endlich hat sich erfüllt, worauf ich so lange gewartet, woran Niemand mehr glaubte, ich habe ein Haus in meinem Kloster erhalten u verlasse Berlin in der ersten Hälfte des Juni für immer.[20] Wie schwer mir das scheiden aus ei-

nem so seltenen liebenswürdigen Freundeskreis wird dazu schweige ich, u die Trennung von meinen Geschwistern, aber ich sehe es als meine Bestimmung an, u kann u will mich derselben nicht entziehen. Ich hege die leise Hoffnung daß Sie vielleicht noch Ihren Plan ausführen, u mit Ihrer Frau Gemahlin im Mai nach Berlin kommen, wie glücklich würde mich das machen, jedenfalls wenn Sie Beide in späteren Jahren nach Berlin kommen, bitte ich Sie u Ihre Frau Gemahlin die Eisenbahnfahrt nach Dobbertin nicht zu scheuen. Ich war vor einigen Wochen dort mir alles anzusehen, und muß gestehen es ist was die Baulichkeit u die Lage betrifft ein selten schöner Ort, die Kirche im 12.t Jahrhundert erbaut im gothischen Styl wie auch alle Gebäude, man fühlt sich ins Mittelalter versetzt, es ist alles so ganz anders wie in der übrigen Welt, alles was dieselbe bewegt liegt diesem stillen Aufenthalt so fern. Dabei werden die Damen uralt, unsere Domina ist 90 Jahr,[21] und in jeder Beziehung geistig u körperlich zum erstaunen, wenn Sie mich ganz wie ein Kind behandelte aber auf die liebenswürdigste Weise musste ich doch innerlich lächeln, während ich mich selbst eigentlich zu alt fühle um so ganz aus meinen Verhältnissen in mir so fremde hinzutreten. Gottlob sind die geistigen Interessen hier auch vorhanden, als Beweis führe ich an daß Gustav zu Puttlitz[22] seinen ersten und einzigen Roman *Die Halben* einer Klosterdame widmete, u mit großer Verehrung u Anerkennung von Derselben sprach. Auf meiner Rückreise kehrte ich in Anklam ein, u sah dort die beiden schönen Söhne unseres Freundes,[23] ich erfreute mich sehr an ihrem guten einfachen Sinn, obgleich es mir auch sehr wehmüthig war, u ich hoffe Dobbertin soll künftig der Ort sein wo sich unser Freund mit seinen Söhnen trifft, liegt es doch fast in der Mitte von Berlin und Anklam. Frau Fontane schrieb Ihnen selbst, und wohl Alles was Ihre hiesigen Freunde an Freud u Leid traf. Daß es Ihnen u den Ihrigen wohl geht hörte ich mit inniger Theilnahme von Zeit zu Zeit bald von dieser bald von jener Seite, Gott erhalte Ihnen Ihr Familienglück auch ferner, mit diesem Wunsch bleibe ich in aufrichtiger Freundschaft

Ihre
ergebene Mathilde v Rohr

Montag Abend

Lassen Sie mich Ihnen gleich heute Abend noch meine innigsten Glückwünsche aussprechen über die Aufnahme Ihres vortrefflichen Stückes[24]. Mit großer Spannung und wehmüthiger Freude habe ich dasselbe gesehen, u der Gedanke lieber Herr Doktor daß Ihre theure Frau Mutter das Glück nicht

mehr erlebte,[25] verließ mich keinen Augenblick. Wie sehr beklage ich Sie heute verfehlt zu haben, ich ahnte gleich beim Anblick der Karte daß Ihre Mission hier nun beendet sei,[26] u Sie sich nach so vielen traurigen Erlebnißen, wohl sehr nach der Heimath und Ihren Kindern sehnen. Ich sage Ihnen Lebewohl, aber ich hoffe durch Ihr Fräulein Tante[27] zuweilen von Ihnen zu hören, u Ihre schriftstellerischen Leistungen werde ich auch ferner mit dem größten Interesse verfolgen, und mich an Ihren Erfolgen erfreuen. Im Gefühl vollkommener Hochachtung

Ihre
ergebene M v Rohr

Brief der Mathilde von Rohr an Paul Heyse

IV
[...]

Dobbertin den 13t Mai 1871

Von einem 3 monatlichen Aufenthalt in Berlin und Potsdam hierher zurückgekehrt emfing mich Ihre Trauer und Freuden Botschaft[28] sehr geehrter Herr Doktor, und mit warmer Theilnahme gedenke ich Ihrer u Ihrer theuren Frau Gemahlin. Wie verschiedene Gefühle von Schmerz Sorge und Freude müssen auf Sie eingestürmt haben, und ich schwieg deswegen so lange, damit die Zeit ihren mildernden Einfluß etwas geübt haben möchte. Ich hoffe zu Gott daß es Ihrer lieben Frau und dem Neugeborenen[29] wohl geht, u derselbe Ihnen ein Ersatz werden möge für Ihren lieblichen Ernst der so frisch u fröhlich wie ich Ihn kannte in meinem Gedächtniß lebt, und wie oft erinnere ich mich an Ihre theure verehrte Mutter, deren Herz so an ihre Enkel hing, wohl ihr daß sie diesen Schmerz nicht erlebte.– – So spärlich auch die Nachrichten sind die ich von Ihrem Leben erhalte so werden Sie mir doch nicht fremd, denn ich finde Sie ja immer wieder in Ihren Schriften, u wollte im vorigen Jahr Ihnen einen begeisterten Dankesbrief schreiben nachdem ich die Novelle Der verlorene Sohn[30] gelesen, so tief ergriffen war ich von dem Stoff der vollendeten Charakterschilderung, u den interessanten situationen, und welch eine Wahrheit lag in Allem.

Sollte Ihr Weg Sie u Ihre Frau Gemahlin einmal durch Mecklenburg nach Hamburg oder Lübeck führen, dann erinnern Sie sich Herr Doktor daß in Dobbertin eine alte Freundin lebt, die Ihr Besuch unendlich erfreuen würde, ganz ohne Interesse ist mein Kloster in seinen mittelaltrigen Zuständen nicht, u Lepel u Fontane die hier waren schienen es der Mühe werth zu finden.[31]

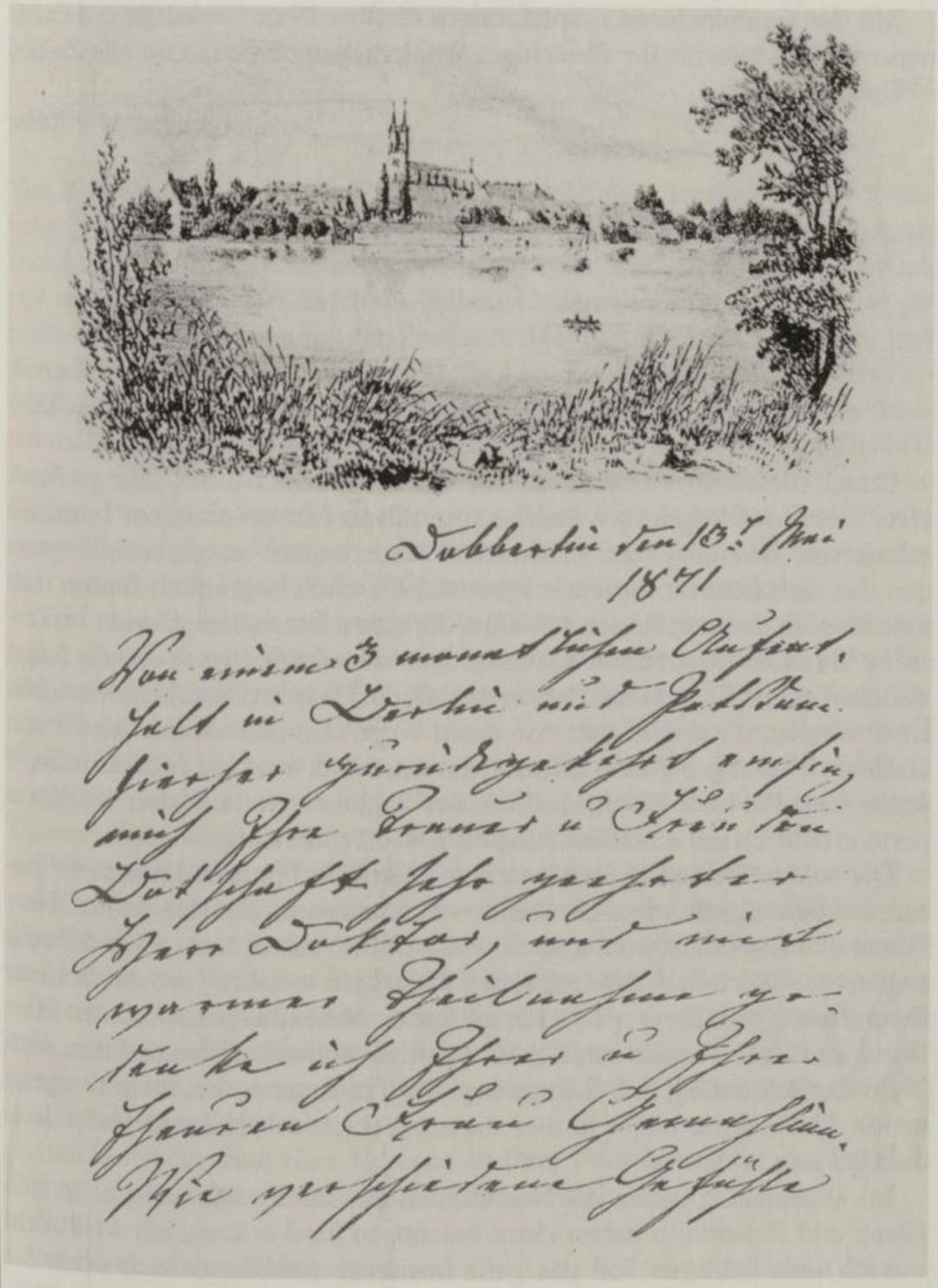

Abb. 1. Faksimile eines Briefes (Teilstück) Mathilde von Rohrs an Paul Heyse vom 13. Mai 1871 mit Silhouette von Dobbertin. Standort: Bayerische Staatsbibliothek München, Sign.: Heyse-Archiv VI (Rohr, Mathilde von)

Mit den freundlichsten Empfehlungen für Ihre Frau Gemahlin u den innigsten Wünschen für Ihr allerseitiges Wohlergehen bleibe ich für alle Zeiten
Ihre

ergebene M v Rohr

Brief der Mathilde von Rohr an Wilhelm Hertz

V
[...]

Dobbertin bei Güstrow
den 3.t Dec 1873

Da ich nicht selbst nach Berlin komme so ersuche ich Sie, sehr geehrter Herr Hertz mir folgende Wünsche zu erfüllen. Mit besonderem Interesse sehe ich der III Auflage des I Theils der Wanderungen[32] entgegen, u Sie werden das sich daran knüpfende egoistische Gefühl begreiflich finden. Ich möchte gern meinem Bruder u Neffen die ersten Exemplare gönnen,[33] u ersuche Sie daher jedem unter Kreuzband eines zu senden, ist es erlaubt findet vielleicht meine Karte einen Platz in dem Buch. Dann erbitte ich mir ebenfalls ein Exemplar, u 2 desgleichen von »dem Wege zum inneren Frieden«[34] von Gräfin Schwerin geb Gräfin Dönhof, mit einem Vorwort von Müllensiefen,[35] erschienen 1864 bei Wohlgemuth in der Schadowstraße. Ueber Bücher u porto erbitte ich mir eine Rechnung die ich sofort berichtigen werde.

Die beiden kleinen Broschüren vom Garnison Prediger Frommel[36] besitze ich bereits, sollte ähnliches neues erschienen sein, bitte ich darum. Herr Fontane theilte Ihnen wohl mit, daß ich mit Ihm seiner Frau u Kinder sehr angenehme Wochen in dem reizenden Thüringen verlebte[37] wo der Berliner Freundschaft gedacht wurde, u ich die letzten Mittheilungen von Ihnen Herr Hertz und Ihrer Familie erhielt, die mit Ihrer Schweizerreise endeten, vielleicht darf ich hoffen, daß Sie mir sagen wie es Ihnen u den Ihrigen ergeht, meine Theilnahme bleibt immer dieselbe, u ich würde Ihnen dafür sehr dankbar sein. –

Im allgemeinen lauten die Nachrichten aus Berlin nicht sehr erfreulich Glanz und Reichthum haben einen mächtigen Stoß erlitten, ich weiß nicht was ich mehr beklagen soll das ganz unsinnige Streben danach oder das plötzliche Zusammenstürzen. Indem ich Sie bitte mich Ihrer Frau Gemahlin freundlichst zu empfehlen, bleibe ich im Gefühl größter Hochachtung

Ihre
ergebene M v Rohr

Brief der Mathilde von Rohr an Wilhelm Hertz
VI

Dobbertin den 19.t Okt 1874

Sehr geehrter Herr Hertz!

Von dem Tage an wo ich die Verlobung Ihrer Fräulein Tochter[38] in der XZeitung [Neue Preußische (Kreuz)Zeitung – M.H.] las, hatte ich den Wunsch Ihnen und den Ihrigen meinen aufrichtigen Glückwunsch zu senden, den ich mir wohl erlauben darf da ich die liebenswürdige Braut öfter bei unserer gemeinschaftlichen Freundin der Professor Heyse[39] noch als Kind sah, und diese Erinnerung mir so sehr lieb ist. Ihre am Sonnabend empfangenen Zeilen danke ich um so mehr da dieselben die lang ersehnte Nachricht enthielten daß die Wanderungen vollendet, ich bitte Sie also sofort diesen I Theil III Auflage der Wanderungen[40] an beifolgende Adressen zu senden, und die Carten dem Buch beizufügen, das porto fügen Sie gütigst der Bücherrechnung bei, die ich mir sogleich oder zum l.t Januar wie es Ihnen am bequemsten erbitte, doch bitte ich die Bücher ungebunden zu versenden.–

Fontanes Reise hat mich sehr überrascht[41] und erfreut, hoffentlich gewährt sie ihm die nöthige Erhohlung, und giebt Ihm neue Stoffe für seine Feder, auch interessirt mich die II Auflage seiner Balladen[42] die ich doch immer zu den besten seiner Werke rechne. Von den Freitagschen Romanen[43] besitze ich die III ersten Theile sollte in diesem Jahr der 4.t als Fortsetzung erscheinen so bitte ich um denselben, auch das letzte kürzlich erschienene Trauerspiel von Prinz Georg[44] senden Sie mir wohl.

Frau von Romberg[45] schrieb mir daß sie eine II Auflage des Lebensbildes von Gräfin Schwerin zu wohlthätigen Zwecken beabsichtigte, möglich daß dieselbe noch nicht fertig ist, das Leben dieser auch von Ihnen hoch verehrten Frau ist von schweren Prüfungen[46] heimgesucht, vielleicht für sie um so schwerer zu tragen weil sie wie alle früheren nicht unmittelbar von Gott kamen, mit inniger Theilnahme habe ich diese Catastrophe[47] wenn auch entfernt mit durchlebt, wenn mir auch das Verständnis vollständig für die Herbeiführung derselben fehlt.––

Indem ich Sie bitte Herr Hertz mich Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Tochter zu empfehlen bleibe ich mit größter Hochachtung

Ihre

ergebene M von Rohr

[Auf dem ersten Blatt oben schräg eingefügt]: An die Romberg geschr. 20/X 74

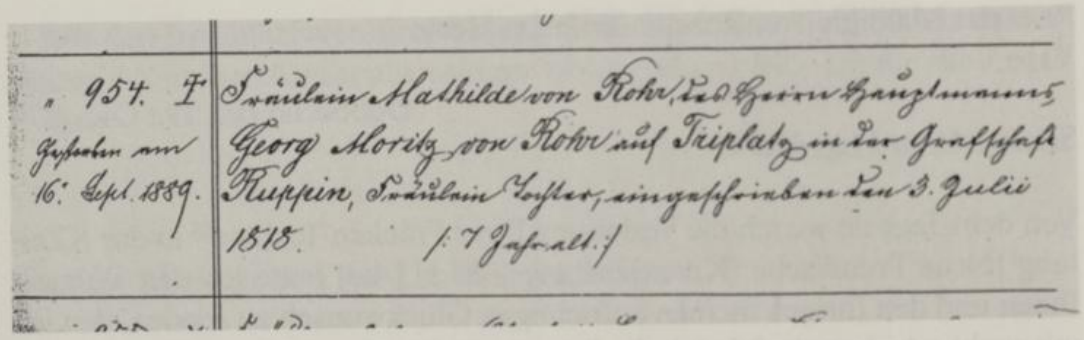

Abb. 2. Eintrag für Mathilde von Rohr in das Dobbertiner Konvent-Buch von 1818 mit Sterbenachweis von 1889; Landeshauptarchiv Schwerin, »Liste des Hochadeligen Klosters Dobbertin 1696–1918«, Bestand Klosteramt Dobbertin 3.2.–3/1, Nr. 954.

Anmerkungen

1 Heyse, Julie, geb. Saaling (1788–1864); Paul Heyse war auf Einladung König Maximilian II. von Bayern 1854 von Berlin nach München übergesiedelt.

2 Der erste Teil der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* erschien im Verlag von Wilhelm Hertz 1861, Impressum: 1862; vgl. Anm. 32.

3 He = Hedwig von Lepel (1827–1893), erste Ehefrau Bernhard von Lepels.

4 1852 hatte sich aus dem Kreis der Tunnelianer ein engerer Zirkel, *Rütli*, gebildet, der in nachfolgenden Jahren eine belletristische Zeitschrift, *Argo*, herausgab. Führend beteiligt waren Fontane, Lepel, Heyse, Kugler u.a.

5 Vermutl. eine Versnovelle aus dem Sammelband *Novellen in Versen*, der 1864 bei W. Hertz erschien. Einzeldruck der Novelle *Raffael*, Stuttgart 1863.

6 Das Huldigungsgedicht *Sophie Schwerin* (21 Strophen) ist eine Würdigung Bernhard von Lepels für die 1863 verstorbene Gräfin Sophie von Schwerin und ihres 1815 bei Belle Alliance gefallenen Ehegatten, Oberst Wilhelm Graf von Schwerin. Vgl. Anm. 13 der Einl. Lepel hatte mit diesem Gedicht am 3.12.1863 im *Tunnel* den »Merckel-Preis« gewonnen; vgl. hierzu: *Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850–1870.* Hrsg. von GOTTHARD ERLER.– Berlin: Aufbau 1987, Bd. 2, S. 226–28. Lepel nimmt das Gedicht in seine 1866 bei W. Hertz erschienene Gedichtsammlung auf, die er Amalie von Romberg widmet (S. 3–6). Mathilde von Rohr hat eine weitere Abschrift des Gedichts – vermutlich zeitgleich – Fontane zugeschickt; vgl. Fontanes Brief an sie vom 14.1.1864 in THEODOR FONTANE: *»Sie hatte nur Liebe und Güte für mich […]«* a.a.O., S.74; darin berichtet Fontane, daß er das Gedicht Dr. Beutner übergeben habe, um Lepel mit einer Veröffentlichung zu überraschen. Doch

eine Durchsicht des Jahrgangs 1864 der *Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung* ergab für eine Publikation keinen Nachweis. Wir beschränken uns hier auf die Wiedergabe der ersten beiden Strophen des Gedichts.

7 Vollständige Bez.: *Tunnel über der Spree.* Vgl. Anm. 6 der Einl.

8 Bernhard von Lepel (1818–1885), preuß. Gardeoffizier, ein poetisch nicht unbegabter Vertrauensfreund Fontanes, gab sich zunehmend zielloser Beschäftigung hin; Versuche als Landwirt, Bühnendichter oder Erfinder eines Perpetuum scheitern. Vgl. Anm. 17 der Einl.

9 Clara Kugler (1812–1872), Ehefrau des Kunsthistorikers Franz Kugler (1808–1858). Heyse war in erster Ehe seit 1854 mit Kuglers Tochter Margarete verheiratet. Clara K. wohnte nach dem Tod ihres Gatten bei ihrem Schwiegersohn Paul Heyse in München.

10 Urspr. »Nov.«, mit »Okt.« überschrieben.

11 Eine Tante Paul Heyses; seine Mutter war eine geb. Saaling; vgl. Anm. 1.

12 Nicht ermittelt.

13 Nicht ermittelt. Vermutl. eine Pflegerin in Berlin.

14 Paul Heyse verzichtete 1868 demonstrativ auf eine Pension des Hauses Wittelsbach, nachdem Ludwig II. von Bayern dem Dichter Emanuel Geibel dieselbe gestrichen hatte. Vgl. Fontanes Brief an seine Ehefrau Emilie vom 2.11.1868 in GBA *Der Ehebriefwechsel* Bd.2 (1998) S. 388f.

15 Anna Schubert (1850–1930), seit 1867 mit Paul Heyse in zweiter Ehe vermählt.

16 Vermutl. betr. es die im April 1869 bei W. Hertz erschienenen *Moralischen Novellen* mit einer Vorrede von P. Heyse.

17 Wie Anm. 16. Vgl. Rez. der *Moralischen Novellen* durch Th. Fontane in: *Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse*, a.a.O., S. 311 f.

18 Die Novelle *Vetter Gabriel* gehört zur Sammlung der *Moralischen Novellen.*

19 Literarische Figur der Novelle *Die beiden Schwestern.*

20 Im Herbst 1869 Übersiedlung von Berlin nach Dobbertin. Vgl. Anm. 1 zur Einl.; vgl. ferner das Einschreibebuch der Konventualinnen in Dobbertin von 1696 bis 1918, Nr.954 im Landeshauptarchiv Schwerin /Meckl.

21 Hedwig Elisabeth von Quitzow (1779–1875).

22 Gustav Heinrich Gans, Edler zu Putlitz (1821–1890), Theaterdir. in Schwerin u. Karlsruhe, Schriftsteller, gibt u.a. 1868 den Roman *Die Halben* heraus.

23 Bernhard von Lepels Söhne aus erster Ehe: Franz (1851–1906) u. Heinrich (1854–1918) nahmen vermutl. zum Besuch der Großeltern mütterlicherseits in Wieck einen Abstecher nach Dobbertin.

24 Vermutl. handelt es sich um das Drama *Göttin der Vernunft*, das 1867 im Münchner Verlag F. Straub als Bühnenmanuskript erschien und 1867/68 in Breslau uraufgeführt wurde. 1870 Druck bei W. Hertz als 6. Bd. der *Dramatischen*

Dichtungen. Vgl. *Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse*, a.a.O., S. 437, Anm. 118.

25 Heyses Mutter war am 27. 10. 1864 verstorben.

26 P. Heyse besuchte im Frühjahr 1869 mit seiner 2. Ehefrau Anna Berliner Freunde, u.a. auch die Familie Fontane. Vgl. Fontanes Brief an seine Mutter vom 29. 5. 1869 in HFA *Briefe* IV/2 (1979) S. 234.

27 Wie Anm. 11, vermutl. Frl. Saaling.

28 Heyses 2. Sohn Ernst verstarb im Alter von 12 Jahren in der Nacht vom 4. zum 5. April 1871. Vgl. Fontanes Kondolenzbrief vom 8. April d.J. in: *Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse*, a.a.O., S. 126 u. Anm. 126, S. 439 f.

29 Heyses 3. Sohn Wilfried wurde in der Nacht vom 4. zum 5. April 1871 geboren.

30 Erstdruck im Bd. 27 von *Westermanns Monatsheften* (1869/70). In Buchform erschien die Novelle in dem Bd. *Ein neues Novellenbuch* bei W. Hertz. Vgl. *Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse*, a.a.O., S. 331.

31 Fontanes erster Besuch in Dobbertin: im August 1870; weitere Arbeitsaufenthalte in nachfolg. Jahren. Vgl. GBA *Tagebücher* Bd. 2 (1994), S. 37 u. 39.

32 Die stark überarbeitete 3. Auflage des *Wanderungen*-Bandes *Die Grafschaft Ruppin* erschien im Verlag von W. Hertz Ende September/Anfang Oktober 1874, vordatiert auf 1875. Vgl. Fontanes Brief an Mathilde von Rohr vom 26. März 1874 in: HFA *Briefe* IV/2 (1979) S. 458.

33 Bruder: Otto Heinrich Ludwig Leopold von Rohr (1803–1888), Neffe: Hans Babo Peter von Rohr (1841–1876).

34 *Wege zum inneren Frieden* von Gräfin Sophie von Schwerin erschien mit einem Vorwort von Julius Müllensiefen in 2 Auflagen 1852 u. 1863 in Berlin bei J. A. Wohlgemuth. Vgl. *Gottlob Kaysers Vollständiges Bücher-Lexicon*, 15. Theil, Leipzig: T.O.Weigel (1866), S. 523.

35 Müllensiefen, Julius (1811–1893) war von 1852 bis 1885 Archidiakon an der Marienkirche zu Berlin. Zu Fontanes Wertschätzung dieses Berliner Pastors vgl. Brief an Georg Friedlaender vom 29.11.1893 in HFA Briefe IV/4 (1982), S. 311; ferner Fontanes Storm-Essay in: HFA Autobiographisches III/4 (1973), S. 373.

36 Vermutl. zwei Erzählungen aus den *Gesammelten Schriften. Erzählungen für das Volk. Aufsätze u. Vorträge mannigfachen Inhalts*, die ab 1873 vom Garnison- u. Hofprediger Emil Frommel (1828–1896) herausgegeben wurden. Vgl. *Brockhaus* von 1898, 14. Aufl., Bd. 7, S. 376.

37 Vom 7. Juli bis 25. August 1873 Thüringenreise der Familie Fontane, darunter auch gemeinsame Ausflüge mit Mathilde von Rohr. Vgl. GBA *Tagebücher* Bd. 2 (1994), S. 44.

38 Vermutl. Hertz, Fanny Johanna (1852–1918), zweite Tochter des Verlegers W. Hertz.

39 Wie Anm. 15.

40 Wie Anm. 32.

41 Vom 30. September bis 19. November 1874 erste Italienreise Fontanes mit seiner Ehefrau Emilie. Vgl. GBA *Tagebücher* Bd. 2 (1994), S. 55. Offensichtlich hatte Fontane M. v. Rohr von seinem Reisevorhaben nicht unterrichtet.

42 Die 2. Auflage der *Gedichte* Fontanes erschien im Oktober 1874, Impressum: 1875, im Verlag von W. Hertz. Darin hatte er auch die 1860 als eigenen Band herausgegebenen *Balladen* aufgenommen.

43 Es handelt sich um den zwischen 1872 u. 1881 von Gustav Freytag herausgegebenen Romanzyklus in 6 Bänden bzw. Teilen, wobei der 4. Teil, *Markus König*, erst 1876 erschien.

44 Prinz Georg von Preußen (1826–1902) verfaßte unter dem Pseudonym Georg Conrad Dramen nach antiken u. historischen Stoffen, von denen einige zur Aufführung gelangten, z.B. *Phädra* am 31. Mai 1879 in Berlin. Vgl. Fontanes Besprechung in HFA *Theaterkritiken* III/ 2 (1969), S. 420–23. Hier handelt es sich vermutl. um das 1874 erschienene Drama *Elfriede von Monte Salerno.*

45 Vgl. Anm. 13 der Einl. Eine 2. Aufl. der von Amalie von Romberg hrsg. Memoiren ihrer Schwester, Gräfin Sophie von Schwerin, ist nicht nachweisbar. (Zwischen 1909 u. 1911 erscheinen bearbeitete Ausgaben unter verändertem Titel).

46 Die »früheren Prüfungen« beziehen sich offensichtlich auf den frühen Tod des Gatten der Amalie von Romberg, des Obersten Conrad Freiherr von Romberg 1833 und den ihres Sohnes, Anton von Romberg, der 1835 im Alter von 16 Jahren verstorben war. Und 1863 hatte sie nicht nur den Tod ihrer Schwester Sophie, sondern auch den ihrer Schwester Rosalie (* 1789) zu beklagen. Zur Beschreibung der Grabstätte der Rombergs vgl. AFA *Wanderungen* [...] Erster Teil: *Die Grafschaft Ruppin* (1980), S. 479.

47 Die erwähnte »Catastrophe« bezieht sich vermutl. auf den wirtschaftlichen Niedergang der Schwerin-Romberg'schen Güter, der auch in der Korrespondenz Fontanes mit M.v.Rohr erwähnt wird. Vgl. Fontanes Brief an M. v. Rohr vom 2.1.1884 in HFA *Briefe* IV/3 (1980), S. 295.

Abb. 3. Grabstätte der Mathilde von Rohr auf dem Dobbertiner Klosterfriedhof. Auf Veranlassung der Theodor Fontane Gesellschaft zum 190. Geburtstag der Konventualin (9. Juli 2000) restauriert. Fotograf: Rainer Cordes, Schwerin

Literaturgeschichtliches
Interpretation
Kontexte

Vom Leben und Sterben des Königskindes. *Effi Briest* oder der Familienroman als analytisches Drama

Michael Masanetz

Der Roman soll »eine Geschichte erzählen, an die wir *glauben*«, so sagt es Fontane 1875. Er benennt damit einen wichtigen, vielleicht sogar den zentralen Effekt, den der realistische Fiktionstyp beim Leser zu erzeugen hat. Die Glaubwürdigkeit der Geschichte (»histoire«) ist allerdings dergestalt an den *Text* der Geschichte (»discourse«) gebunden, daß sie schlicht Resultat des letzteren ist. So vermag es die konventionelle Erzählinstanz von *Effi Briest* beinahe allein, Zweifel an der Glaubwürdigkeit des im Roman *Mitgeteilten* eher selten aufkommen zu lassen. Dabei erweist sich das weite Feld dieses Textes doch andererseits als von Leerstellen gleichsam übersät, und Effi bewegt sich auf jenem »porösen« Grund, von dem Peter Demetz schon 1969 sprach. Ein beim Romane konsumierenden Publikum (nicht nur) des 19. Jahrhunderts vorherrschender Automatismus der Wahrnehmung, der durch den auktorialen Erzähler noch befördert wird, liest darüber freilich leicht hinweg.

Bereits die Abweichungen vom »Stoff« sind jedoch alarmierend; sie zeigen die Richtung an, in die der Interpret zu gehen hätte. Das betrifft zuvörderst Figurenkonstellation, Figurencharakteristik und Namengebung: *Wozu wird der Brautwerber zum Ehemaligen der Brautmutter, warum ist der viel ältere Liebhaber ein Krüppel mit rotblondem Vollbart? Hat vielleicht von Innstettens Persönlichkeitsprofil mehr als nur die Sentimentalität mit dem In-Gang-Kommen der Handlung zu schaffen? Was bedeutet Luises Mädchenname Belling, was Alonzo Gieshübler, welches Zeichenreservoir eröffnen die Vornamen der Jugendgespielinnen Effis, wofür könnte der ihre die Abkürzung sein?* Desweiteren gilt es, die anspielungsreichen Kunstzitate und Konversationsinhalte genauer in Augenschein zu nehmen: *Inwieweit kommt z.B. der Polterabendszene aus Kleists »Käthchen von Heilbronn« eine spiegelnde Funktion zu usw. Handelt es sich bei Briests »Redensartlichkeiten« tatsächlich um solche oder wären sie nicht*

eher wörtlich zu nehmen; was sagt Crampas eigentlich, als er von Innstettens Vorliebe für den Spuk spricht usf.?

U. E. sind alle genannten Phänomene (wie die nicht genannten) in ihrer hochgradigen Vernetzung systematische Setzungen des Autors, die keineswegs als zufällige, »aus der Feder gelaufene« Selbstverständlichkeiten hingenommen werden dürfen. Vielmehr entfaltet sich mit ihnen und durch sie und in ihnen ein Thema, welches nicht auf der Oberfläche des Textes liegt, doch von ihr »en passant« signalisiert wird.

Damit ist der methodologische Ausgangspunkt der folgenden Studie markiert: möglichst nichts am Wege liegenlassen, sich aus den Dingen, die einem da begegnen, etwas machen … Wir laden den Leser ein, uns auf diesem – bisher recht unbegangenen – Weg durch den Roman zu folgen. Die Aus- und Einsicht, die man von ihm gewinnt, ist verblüffend.

1. »So haben Sie sich was Apartes ausgesucht«. Innstettens Wahl – Innstettens Wunde

Nicht schon im ersten, wohl aber in den ersten fünf Kapiteln des Romans steckt in »Fontanes vielleicht dunkelstem Werk«[1] der gern beschworene »Keim des Ganzen«[2]. Knapp 43 Seiten – gleich dem ganzen Text ein faszinierendes Produkt »rhetorischer Kunst«[3] – bergen ihn, indem sie ihn in Verborgenheit aufgehen lassen. Auf dem Gegenwärtigen der Eingangskapitel und dem Zukünftigen, das sie anzeigen, liegt gleichsam jener ominöse Schatten, der ausgerechnet am hohen Mittag (7)[4] das Rondell mit der Sonnenuhr, das künftige Grab der Titelfigur bedeckt. Es ist der Schatten einer Vergangenheit, welcher als pathogene »Vorgeschichte der Eltern«[5], als schicksalhafte Voraus-»Setzung«[6] Effis Leben und Sterben die Richtung weist. Und zwar auf zugleich subtilere und handfestere, d.h. »romangerechtere« Weise, als es gemeinhin angenommen wird. Nun ist das von ihr den Freundinnen berichtete *Vorher* immer schon Element der Deutungen gewesen.[7] – Über die Tatsache eines »brisanten zwischenmenschlichen Spannungsfeldes«, das von Effis Geburt her »den Hintergrund ihres Daseins bildet«[8], ist sich die Forschung mehr oder weniger einig. Doch liegt das Problem in Grad und Art dieser Brisanz. So weit wir sehen, haben erst Brian Holbeche und Valerie D. Greenberg *entschieden* auf thematische Relevanz und strukturelle Auffälligkeit von Effis Erzählung hingewiesen. Während Holbeche die »in einer entwaffnend unzusammenhängenden und naiven Manier« mitgeteilte Geschichte als »unbedingt notwendig«[9] für das Verständnis von Innstettens Verhalten erklärt, wird für Greenberg deren Unterbrochenes, Lückenhaftes

und Mehrdeutiges zum Paradigma der im Text waltenden Konversations- und Narrationsstrategie.[10] Allerdings verzichtet Greenberg sowohl auf die Präzisierung dieser Beobachtung als auch auf den Versuch einer Nutzanwendung des Erkannten; Holbeche beläßt es bei einer (wichtigen) psychologischen Vertiefung der Figur. Auch jetzt blieb also das So-Sein des Gesetzten unproblematisiert, dessen Fragwürdigkeit mit dem Modus seiner Erzählung recht eigentlich indiziert wird. Entspricht Effis Version der Familienlegende aber überhaupt den Informationen, die der Text als Ganzes bereitstellt? Ist die Geschichte, die sie und der implizite Erzähler *mitteilen*, nicht lediglich die »zensierte« Version einer (fiktiven) historischen Wahrheit, die verschwiegen wird, doch zwischen den Zeilen aufscheint?

Der Text selbst gibt eine Antwort vor, geht man nur der in den ersten fünf Kapiteln gelegten Spur konsequent nach, folgt man dem »Keim« in seiner Entfaltung.[11] Ein Roman-Muster wird dann sichtbar, das ziemlich die Sprache verschlägt, obgleich es ein in der Literatur des 19. Jahrhunderts weit verbreitetes, auch in Fontanes Werk häufig anzutreffendes Motiv variiert, freilich in welch *unerhörter*, zwischen Fiktion und Realität oszillierender Gestalt …

Effis *discourse* über Luise Belling, Geert Innstetten und den Ritterschaftsrat Briest, der die traute Zweisamkeit einer jungen Liebe zerstörte, *kann naturgemäß* nur die Familiensaga wiedergeben. Er wirkt anscheinend so glaubwürdig, daß der Leser die *histoire*, jene »Liebesgeschichte mit Held und Heldin und zuletzt mit Entsagung« (10), die ja *unserer* Heldin »Ursprungsmythos« ist (»Gott sei Dank; wir hätten dich nicht, wenn es anders gekommen wäre«; 13), als »etwas Tatsächliches, Selbstverständliches«[12] hinnimmt. Dabei müßte Effis eigenartig ahnungsvolle Feststellung, alles sei »ein bißchen sonderbar« gewesen, »ja, beinah romantisch« (12), schon zu Fragen Anlaß geben. Genau wie die eigenartigen Bruchstücke, die Briest über seine »Verheiratung« und Ehe von sich gibt. Daß ein älterer, besser situierter Bewerber den jüngeren aussticht, wäre ja wohl unter den sozialgeschichtlichen Bedingungen des Jahres 1860 kaum »romantisch« zu nennen; schon gar nicht aber hätten wir es dabei mit einer »sonderbaren«, also »merkwürdigen, herausfallenden, unerklärlichen« Geschichte[13] zu tun. Und »sonderbar« wird von verschiedenen Sprechern so manches im Roman genannt, was mit dieser Geschichte »fortzeugend« in Verbindung steht; z. B. mehrfach Innstettens Spukhaus (52, 83, 253) und das Bündel der Crampas-Briefe (258). Die Behauptung Roswithas, welche auch einen »sonderbaren Namen« trägt (117), Annie habe »das Sonderbare« von der Mama (281), ist dann Rahmenschluß und Höhepunkt der Verwendung dieses Signal- und Schlüsselwortes.

Im Gegensatz zur Vorgeschichte befindet man in der Forschung die Verheiratung der Tochter an den ehemaligen Geliebten ihrer Mutter stets für merkwürdig, ohne jedoch einem Zusammenhang weiter nachzugehen. Sie zähle »zu den größten Ungereimtheiten des Romans«, konstatiert einer der neueren Interpreten.[14] Doch in welche Bahnen vermag eine derart willkürliche – und ungereimt anmutende – Veränderung der stofflichen Vorlage das Geschehen zu lenken? Wozu diese recht unwahrscheinliche Ausgangssituation? Herangezogen wird zumeist die sozialpsychologisch plausible Deutung des *mütterlichen* Tuns als Delegation unbefriedigter Bedürfnisse nach gesellschaftlichem Aufstieg und erotischer Erfüllung an die Tochter[15]; auch die abgründigere Dimension, die Luises Tun haben mag, wird erwogen.[16] So weit, so gut. Aber das sind Deutungen, die lediglich eine Seite der Medaille berücksichtigen – und konzeptionell nicht weit tragen. *Befördert durch die ausgeblendete Innenperspektive Innstettens hat bisher niemand dessen Werbe-Motive einer Analyse unterzogen, die das Zusammenspiel von Psychologischem und Sozialem, von Figurencharakteristik und »sonderbarer« Vorgeschichte sorgfältig berücksichtigt.* Zu ihm finden wir nur emotionspsychologische Argumente. Dabei ist Innstetten zwar zum einen – sehr diskret – als Revenant[17] verlorener Liebe gezeichnet, zum anderen aber – ziemlich direkt – als von Bismarck und dem alten Kaiser (13) protegierter »Karrieremacher« (41), ja schließlich als »Streber« (41, 289). Dieser ganze zweite Aspekt – durch Luise Briest in der »Verkündigungsszene« auffällig hervorgehoben und für Effis Ja-Wort ausschlaggebend – wird in einer Interpretation seiner Objektwahl als stellvertretende Wunscherfüllung oder gar als »Neigungsehe«[18] völlig ignoriert. Zweifellos handelt es sich zumindest *auch* um ersteres, cum grano salis allerdings. Der Landrat unternimmt den Versuch imaginärer »Wiedererweckung«[19] des Unwiederbringlichen in einer »Art Vater-Tochter Beziehung«[20]; ein Versuch, der jedoch dunkel grundiert ist vom Satisfaktionsverlangen des die Lebensschuld eintreibenden Gläubigers. Von Anfang an trägt er – der Vereisung oder Versteinerung des Protagonisten wegen – Scheitern und Tod in sich.[21] Innstetten agiert so im mythologischen Subtext gewissermaßen als männliche Variante der von der Trippelli besungenen (97) »Marmorbraut«[22], welche die treulose Ehemalige (»in effigie«) in den Abgrund zieht, oder als der »fliegende Holländer«, den Effi ja ohnehin in Kessin erwartet: »Ihr müßt doch auch Kapitäne haben, irgendeinen fliegenden Holländer […]« (49)

Auch mit dieser Präzisierung aber bleibt das gängige Interpretationsschema eindimensional; und zwar deshalb, weil es viele Indizien übersieht, die Innstettens Werbung als zweckrationale Handlung[23] erkennbar machen. Ist denn regressive Begehrlichkeit eine für die Konzeption dieser Figur und

ihres Agierens innerhalb der Figurenkonstellation hinreichende »Erklärung«? Läßt sich der berechnende Aufsteiger in seinem »brennenden Verlangen, es koste, was es wolle [...] seine Karriere zu machen« (139), tatsächlich von »sentimentaler Erinnerung«[24] *beherrschen* und setzt ausgerechnet auf dem Feld der Partnerwahl das Kalkül seiner sozialen Ambitionen außer Kraft? Will er, der die »Blicke beständig nach oben« und »bloß immer Sinn und Merk für hohe und höchste Vorgesetzte« (21) hat, sein privates »Glück« (300) unabhängig vom »Höherhinaufklimmen auf der Leiter« (299) erreichen? Oder besser: Sind ihm Karriere und Glück, die *am Ende* in so engen Zusammenhang gerückt werden, anfänglich zwei verschiedene Ziele? Wäre dem so, hätten wir in *Effi Briest* lediglich das Thema der doch stets mißglückenden Wiedergewinnung des Paradieses vor uns. Es ist dann das unerfüllbare Begehren des Unwiederbringlichen, welches die Lebenstragödie heraufbeschwört. Und das zumeist mehr behauptete als analytisch nachgewiesene[25] Politische dieser »Liebesgeschichte«? Es bleibt, trotz Bismarck, ein zwar »impressionistisch« wahrnehmbares, aber weitgehend blindes Motiv[26], um dann final – auffällig schlecht motiviert – als todbringender »Götzendienst« am »Ehrenkultus« (249) hervorzubrechen. Welch phrasenhafte *Letzt*begründung, die (Innstetten und manchen Interpreten) für alles einstehen muß, die aber, so wie sie an der Oberfläche des Textes formuliert ist, wenig verstehen hilft. *Seine diesbezüglichen »Leerstellen« sind jedoch auszufüllen – und das (realistische wie allegorische) Sinnpotential des Textes ist, nicht zuletzt im Politischen*[27]*, von ganz anderer Qualität, wenn der Bewerber schon bei der Braut-Wahl die Blicke zum »Götzen« gerichtet hatte.*

Das unheilvolle Finale erweist sich in solchem Lichte als die bittere Konsequenz des politisch-sozialen Motivs der Wahl, wie es die Konsequenz des mit ihm (als Revers) verbundenen emotionalen Motivs darstellt ... Nur tarnt Fontane den Hauptaspekt der Bewerbung Innstettens durch den Nebenaspekt so effektiv, daß jener bis heute nicht zum hermeneutischen Problem wurde. Innstettens Heirat ist – und jetzt formulieren wir keine vorläufige Hypothese, sondern das Ergebnis unserer Studie – *zuerst* eine politische Konventionsehe; sie geschieht, gleich dem Duell mit Crampas, aus »Vorstellungen« von »Kultur« und »Ehre« heraus (302). Das Wort »Vorstellung« (255) verklammert dabei die Bereiche recht eigentlich miteinander. Bezieht es sich doch im ersten Falle (138) auf eine *geheime*, »Glanz und Ehre« verheißende Mitgift Effis, hinter der »Liebe« zweitrangig oder gar kontingent bleiben muß; – im zweiten Falle ... auf das zerstörerische Potential genau dieser Mitgift, das den »Fleck« auf der »Ehre« (248) verursacht, den es auszulöschen gilt; das jene narzißtische Wunde wieder aufreißt, die endgültig »plombiert«[28] werden muß. So gezielt sich der Freiherr für den gesellschaftlichen

Aufstieg, den akzentuierten Hauptzweck seiner Lebensplanung nach dem Verlust Luises, die kleine märkische Landadlige, das Töchterlein der »Immer-Verlorenen« holt, welche ihm freilich an Ehrgeiz mindestens ebenbürtig ist (41), so gezielt auch schafft er mit der Einweihung Wüllersdorfs die benötigte »gesellschaftliche« Zwangslage für Duell und Verwerfung, die Rahmenbedingung für seine ultimative Satisfaktion, die er – wie zu zeigen sein wird – metonymisch, metaphorisch, im Wortsinne von *eben jenem Gesellschaftsgötzen* fordert, der ihn zweimal um das Glück brachte – indem er an ihm dessen eigene Gesetze exekutiert! Dieses Tun hat beinahe schon mythischen Charakter …

Effi Briest enthält eine solche Fülle von vernetzten textuellen Hinweisen unterschiedlichster Beschaffenheit auf einen derartigen »Schloon« unter der Textoberfläche, daß eine *Neuinterpretation* von Fontanes »meist untersuchtem«[29] Roman« als kryptischer Familienroman, als analytisches »Drama« mit verdeckter Anagnorisis geboten war. Es wird dies ein Interpretationskonstrukt, das viele rätselhafte Elemente des Textes nicht bloß aufzureihen[30], sondern zu integrieren vermag, was ja wohl ein Kriterium seiner Validität sein sollte …

Zunächst der Grundriß, zu dem wir uns vor allem der komplementären Gespräche über das absonderliche Spukphänomen bedienen, die eigentlich Innstettens Heiratsmotive illuminieren, in dem sie ihnen gewissermaßen den verklärenden »roten Ampelschein« nehmen.

Auf dem vorläufigen Höhepunkt seines Aufstiegs muß der gerade zum Ministerialdirektor beförderte Innstetten das Scheitern eingestehen: »Mein Leben ist verpfuscht« (301). Schon bei flüchtiger Betrachtung ist klar, daß Innstetten hier schlußendlich den Verlust seines Glücks mit dem erfolgreichen Karrierestreben in Zusammenhang bringt. Eine späte Umwertung der ursprünglichen Werthierarchie scheint stattzufinden. Die Geltung der von Effi einst formulierten, doch, was die redensartliche Präsentation bereits anzeigt, auch von ihr pervertierten Maxime: »Liebe kommt zuerst, aber gleich hinterher kommt Glanz und Ehre« (33), macht sich Innstetten jetzt gebieterisch ex negativo bemerkbar. Der Zeitpunkt seiner bitteren Erkenntnis (die Beförderung), läßt aber eine viel konkretere *Wechselwirkung* von sozialen »Strebungen und Eitelkeiten« (301) mit dem privaten Glücksverlangen ahnen, als sie gewöhnlich vom Leser bemerkt wird. Dieser Zusammenhang ist freilich erst erkennbar, *wenn man das verpfuschte Leben als Folge des Hangs zum »Aparten« begreift*, der, für Effi lange schon als verhängnisvoll ausgemacht, für Innstetten nur selten wirklich in den Blick geriet.[31] Ausgerechnet das rationale Sehnsuchtsziel des letzteren, der »Ministerialdirektor«, wird in diesen Kontext nämlich kausal eingebunden! Schon im zehnten Kapitel

mahnt Innstetten Effi anläßlich der *Fürstengeliebten* Trippelli: »Aber hüte dich vor dem Aparten […] Was dir so verlockend erscheint […] bezahlt man in der Regel mit seinem Glück« (91). Das ist ein Rat, den er, der letztlich »unendlich unglücklich« (246) sein wird, zu seinem Schaden selber nie befolgte. »Hübsches und Apartes« (104) enthält die landrätliche »Kate«; das Aparteste darin aber sind der Spuk, der als »Angstapparat aus Kalkül« (140) nur halb erklärt ist[32] – und seine Frau. Was diese anbelangt, leisten nun gerade die Gespräche über den Spuk hinreichende Aufklärung. Doch bezeichnenderweise wird Crampas' Deutung von Innstettens Gründen, auf dem Spuk zu beharren, in ihrem zweiten Teil höchstens paraphrasiert, also hermeneutisch ignoriert. Dabei ist sie, ihre Wahrheit vorausgesetzt, äußerst aufschlußreich – weil logisch auf Innstettens Partnerwahl zu übertragen. Hier steht wie so oft ein Gesagtes für ein Gemeintes, aber es ist eine der zwei *zentralen* Verschiebungen des Textes, *ein* Schlüssel zur verbotenen Tür, ein wirklicher »Drehpunkt« der Geschichte. Crampas erläutert Effi, »daß ein Mann wie Landrat Baron Innstetten, der jeden Tag Ministerialdirektor oder dergleichen werden kann (denn glauben Sie mir, er ist hoch hinaus) […] nicht in einem gewöhnlichen Hause wohnen kann […] Da hilft er denn nach. Ein Spukhaus ist nie was Gewöhnliches.« (139) Kann ein solcher Mann eine »gewöhnliche« Frau nehmen? Wenig vorher hatte Crampas Effi eine Ansprache an den Kriegskameraden wiedergegeben, in der er ihm vor Jahren, als Effi mithin noch kein Objekt ihres »Parteienkonflikts« war,[33] das Aparte eines Spuks als die Karriere fördernde Vorstellung auf den Kopf zusagte, dabei aber schon Innstettens Hang zum Aparten als generelles Instrument des Aufstiegs thematisiert:

»Sie wollen sich interessant machen und haben eine Vorstellung davon, daß Ungewöhnlichkeiten nach oben hin besser empfehlen. In höheren Karrieren will man keine Alltagsmenschen. Und da Sie so was vorhaben, so haben Sie sich was Apartes ausgesucht und sind bei der Gelegenheit auf den Spuk gefallen.« (138)

Im hier und jetzt der Szene decouvriert die Rede nichts Geringeres als das verborgene Motiv der Besitzergreifung Effis durch den Baron. Wenn die zwei Vordersätze wahr sind, und Fontane bemüht sich durch die Fiktion der Kommunikationssituation als vergangene Face-To-Face-Interaction und durch die Redewiedergabe seiner Figur in wörtlicher Rede sehr um Crampas‹ Glaubwürdigkeit, dann stimmt nicht nur der Schluß-Satz, dann muß er auch stimmen, wenn man darin »den Spuk« durch »Effi« substituiert … Womit das ganze im übrigen beträchtlich an Realismus gewinnt, war doch Spuk im Preußen des ausgehenden 19. Jahrhunderts kaum Bestandteil eines Karrierekalküls, sehr wohl aber die Zugehörigkeit der Ehepartnerin zu bestimmten Familien mit »Spuk«, also ihr »Stammbaum und dergleichen«

(84). Und genau darauf referiert das Gespräch der Eheleute nach dem ersten Auftauchen des Chinesen im zehnten Kapitel, welches in der Forschung gleichfalls nur Paraphrasierungen erfuhr. Hier wird aber die Antwort auf eine noch nie an den Text gestellte Frage, worin nämlich das Kalkül Innstettens bei Effi konkret basieren könnte, *inwiefern* sie etwas Apartes darstellt, das »nach oben hin« empfiehlt, lange vor Crampas Suada schon gegeben. Effis Angst veranlaßt Innstetten zu einem Vergleich, welcher die *Austauschbarkeit* des irrationalen Phänomens »Spuk« durch die soziale Tatsache »Frau mit Stammbaum« im Erzählkontext fast aufdringlich nahelegt:

»Und dann bin ich überrascht, solcher Furcht und Abneigung gerade bei *dir* zu begegnen, bei einer Briest. Das ist ja, wie wenn du aus einem kleinen Bürgerhause stammtest. Spuk ist ein Vorzug wie ein Stammbaum und dergleichen […]« Effi wehrt ostentativ (wenn im Roman Gott angerufen wird, gilt es aufzumerken), weil subjektiv überzeugt ab: »Gott sei Dank haben wir Briests keinen Spuk. Die Briests waren immer sehr gute Leute, und damit hängt es wohl zusammen« (84). Ja, die Briests. Damit *fällt* eigentlich Innstettens »sonderbare Zumutung« (105) an Effi, auf den »Vorzug« stolz zu sein, in sich *zusammen.* Auf welchen Spuk *andere* Familien jedoch wie auf ihr Wappen halten, das war von ihm gerade benannt worden. Als implizite Botschaft für Effi, die eben – *keine* »Briest« ist und sich entsprechend benehmen soll. Im raffinierten Zusammenspiel mit ihrer zehn Seiten vorher eingestandenen, oberflächlich gesehen völlig unmotivierten Furcht (»so lange ich denken kann«) vor eben *diesem* Gespenst (74), von dem man auch die zugehörige Familie erfährt, fürwahr das Gegenteil eines »kleinen Bürgerhauses«, läßt uns der Autor das »Aparte« an Effi, ihr Herkunftsgeheimnis wissen. Damals hatte sich Effi der Situation gemäß verhalten, nämlich *wie* eine Familien*angehörige.*[34]

Wer möchte, lese die Stellen im Text nach, er könnte sich (bis auf das letzte, auflösende Kapitel) den Rest unserer Studie ersparen, die jetzt einen erneuten, weitergreifenden Anlauf unternimmt, um – wie angekündigt – möglichst viele, bisher disparat anmutende »Steinchen« des Textes, welche aber alle an dem Mosaik des eben skizzierten Bildes beteiligt sind, darin einzubinden.

Bringt Effi eine geheime Mitgift in die Ehe, so muß sie von besonderer Güte sein. Innstetten ist ja immerhin Baron, wenn auch einer ohne Land. Den stets übersehenen Fakt aber, daß Fräulein Belling damals mit ihm in der Adelshierarchie höher gestiegen wäre als mit Briest, sollte man gegen die aus Effis Mund erfolgende soziale Plausibilisierung der Verheiratung ihrer Mutter mindestens bedenken. Das »etwas aus ihm werden würde«, hat zudem Luise »immer gewußt«, schon damals, als er noch »bei den Rathenowern

war« (194), deshalb überläßt sie ihm auch ihren »Schatz« (31), der dann zu seinem (153) wird, zum Kapital, mit dem er wuchert. Und, um auch das noch zu sagen, Fontane gibt sich alle Mühe, nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, Innstetten habe es aufs »Materielle« abgesehen: »Meine Eltern [...] sind nicht reich« sagt Effi (277), ja bei den Briests geht es so wenig üppig zu, daß sie angesichts der Ausstattung der landrätlichen »Kate« (139) in Kessin konstatieren muß: »ich sehe nun erst, wie vornehm ich mich verheiratet habe [...] daneben ist unsere ganze Hohen-Cremmer Herrlichkeit ja bloß dürftig und alltäglich.«(58)

Nur unter der Voraussetzung eines besonderen Kapitals der Frau sind dann auch die »sonderbaren Bemerkungen« (20) der Frau Pastorin, die sich als »›Lots Frau‹« (30) gemäß ihrer Rolle nach der Vergangenheit umdreht, zu verstehen: «Alte Familien halten immer zusammen, und wo was is, kommt was dazu.«[35] Innstettens Rechnen mit dieser Zugabe im Heiratspunkt geht auf. Der »Karrieremacher« mit den »Blicken ständig nach oben« hatte sich zu Recht »vorgestellt«, durch Luises Kind »höher hinauf« (82) zu gelangen, er bringt es noch nach zweier Kaiser Tod und – ganz wichtig – Bismarcks Sturz zum Ministerialdirektor, was vermuten läßt, daß er nicht nur von diesem protegiert wird. Allerdings verliert er im gleichen Zuge das, was er für sein »Glück« hält. Beide Ergebnisse bedingen sich auf eine eigenartige, keineswegs triviale Weise. Ist doch die Störstelle in seiner Wahl-Rechnung, die den Glücksverlust verursacht, unablösbar an die »Zugabe« gebunden, die ihn schneller nach oben brachte. Innstettens »Fehler«, dem nicht unähnlich, den Graf Petöfy bei seiner Hochzeit macht, aber doch noch von anderer, beinahe antiker Fatalität, wollen wir uns zuerst zuwenden. Er führt uns zurück etwa in das Jahr 1860; und er vermag auch, Innstettens rigides Verhalten nach der Entdeckung der Briefe besser zu erklären, als dieser selber es tut.

»Immer nur an der Wärme« (38), so erfahren wir im Roman, scheitere man im Leben. Ist das indirekt auf Innstetten bezogen? Auf dessen sentimentale Restitutionssucht beim Anblick des »Ebenbildes«[36] der Verlorenen? War diese aber nicht längst vom kalten Interesse überlagert? Dem Landrat mit der »Eismaschine« (182) wird – und das ist eine wesentliche Einschränkung der These vom »emotionalen Begehren«[37] – brennendes Verlangen nur noch nach dem Aufstieg zu-, in der Ehe aber von Beginn an abgesprochen. Sein Feuer erlosch einst – so steht zu vermuten – beim Verlust Luises, zu der er eine Art »Zwillingsbeziehung«[38] gehabt haben muß; was sonst wohl soll es bedeuten, daß beide Kinder des (politisch hoffnungsschweren) Jahres 1840 »auf den Tag« (12) gleichaltrig sind. Diesen Verlust trotz aller *unwiederbringlich verausgabten* Wärme der Jugend nicht verhin-

dern zu können, machte das primäre Scheitern des »unterm Liebesstern« Geborenen (129) aus. Es brachte ihm jenes Trauma bei, das er durch Hingabe an denselben »Gesellschaftsgötzen« (was immer man darunter versteht), der ihn scheitern ließ, zu heilen versuchte. Schon früh kommt im Roman die soziale Brauchbarkeit der Liebesunfähigkeit für ein derartig masochistisches Unterfangen ins Bild: »Ein Mann in seiner Stellung muß kalt sein« (38), heißt es vom Hofprediger Kögel. Bereits zum Erreichen dieser Stellung, so möchten wir hinzufügen, bewährt sich eine solche psychische Ausstattung.[39]

Und weil dem im Jahre 1878 lang schon so war, nahm Innstetten Effi nicht »aus Passion« (302) im positiven Sinne des Wortes, sondern als Element seiner »Pläne für die Zukunft« (127), in die vielleicht eine Option auf Erlösung von den Toten eingelassen ist. Denn spätestens als Luise schwanger wurde, erlitt Innstetten den emotionalen Tod: »Das Leben hat er sich nicht genommen […] Aber ein bißchen war es doch so was« (13). *Wie ein (teuflisch konnotierter) Mittagsdämon*[40] erscheint er – *gegen die Verabredung und gegen seine »Gewohnheiten«* (44) – schon halb eins in Hohen-Cremmen, noch rechtzeitig zur mittäglichen Geisterstunde (17f.), um sich das »Kind« (32) zu holen, Tochter und Ebenbild der einstmals Geliebten. Er ist es wohl auch, der andererseits im eigenen Haus als »Chinese« ruhelos umgeht, als unerlöster Outcast in den Wertherfarben, und das vielleicht – folgt man Humbert Settler[41] – nicht einmal nur metaphorisch. Obgleich eigentlich »ein Zärtlichkeitsmensch« (129), wie Effi freilich erst vom Schwantikower Onkel erfahren muß, der Innstetten noch aus den Werbungszeiten um die Schwester her kennt, strömt er jetzt nur Kälte aus. »Frostig wie ein Schneemann« (70) ist er, der nun zumindest seiner jungen Frau kein »Liebhaber« mehr sein (107), sich ihr gegenüber zu anderen als »müden Zärtlichkeiten« (108) nicht aufraffen kann, höchstens zu Befremdlicherem, mit entsprechenden Frustrationserfahrungen für die sinnliche 18jährige. Die gelegentlich ihrer Wiederkehr aus Hohen-Cremmen geleisteten, vielleicht auch erotischen »kleinen Aufmerksamkeiten« (127), welche Effi doch wenig vorher noch an ihm vermißt hatte, sie vermögen diese Situation kaum vorübergehend zu bessern. Schon am nächsten Morgen, nach der ersten Nacht, nach dem daraus resultierenden Gespräch über den verkappten Zärtlichkeitsmenschen (glimmte etwas Glut unter der Asche?), taucht – beinahe buchstäblich – Crampas auf. Er findet eine gewissermaßen brachliegende »kleine Kokette« vor, der es ihr Mann in der Nacht wieder einmal »nicht zeigen« (129) konnte.[42] Wie alles, was Innstetten im »Gefühl, Effi zu lieben« (107) unternimmt, sind seine Aufmerksamkeiten vergeblich gewesen. Gerade das »richtige Gefühl« (230) ist ja bei ihm längst erstorben; und selbstverständlich kann er nicht zeigen (58,129),

was er nicht (mehr) besitzt. Aus dem »Zärtlichkeitsmenschen« – obwohl immer noch »lieb und gut« (107) – war, als er Luises Kind holen kam, ein Wiedergänger »ohne rechte Liebe« geworden. Abgesehen davon, daß solche Urteile aus Effis Munde mit Vorsicht zu genießen sind: Nach dem Sinn des Korintherbriefs, auf den hier angespielt wird, wäre er damit menschlich allerdings ein »Nichts«.[43] Ein Un-Toter. Und Wiedergänger ziehen in ihrem Streben nach Erlösung jene mit sich, von denen sie erlöst werden wollen.[44] *»Freilich, wenn ich dann stürbe, nähme ich dich am liebsten mit« (58), das ist die in den Konjunktiv gesetzte metaphorische Beschreibung des Ist-Zustandes der Ehe.* Schon in deren zweitem Jahr wird Effi, »sonderbar genug«, wegen Bleichsüchtigkeit (178) behandelt (ein Hinweis auf das »nachzehrende« Wesen Innstettens oder/und auf den kräftezehrenden außerehelichen Verkehr), vor Innstettens »fremd« anmutender »Zärtlichkeit« fürchtete sie sich (225), und die Absicht, mit dem doch angeblich ungeliebten Crampas zu fliehen (244), spricht eine deutliche Sprache. Was Mutter Briest an Verbesserung des Verhältnisses nach der Übersiedlung in die Hauptstadt »mit Augen gesehen hat« (226), mit ihren schlechten Augen (195, 202), gehört bestenfalls zur Technik des »Sich-ineinander-Einlebens« (worin sie und Briest ja ein Meisterstück lieferten), das von Effi bereits vorab denunziert wurde: »Leben können? Das ist wenig, Geert.« (190) Sicher lernen sie es, miteinander zu leben; und zwar so, daß Innstetten dieses Leben für sein Glück halten kann. Schließlich ist es aber die zur verhängnisvollen Badereise führende Kinderlosigkeit jener beinahe sieben Berliner Ehejahre, die ein grelles Schlaglicht auf die ausgesparte Zeit wirft. Ein weniger spektakuläres, aber gleichwohl erhellendes geht von Rummschüttel aus, welcher 1889 »der armen jungen Frau nicht bloß die nun weit zurückliegende Rheumatismus- und Neuralgiekomödie, sondern auch alles, was seitdem sonst noch vorgekommen war, längst verziehen hatte […]« (271). Der stets übersehene Nebensatz *was seitdem sonst noch vorgekommen war* enthält den entscheidenden Imaginationskeim für die Szenen einer Scheinehe: mehr als ein Arrangement mit Flucht in die Krankheit ist sie nie geworden.

Die »Ersatz-Liebe«[45] vermag den »fliegenden Holländer« nicht von seinem Fluch zu erlösen, obgleich sie ihn einst im *Matrosenkostüm*, also der »Uniform aus der Gegend des anderen« (16) empfangen hatte. Sie kann eben nicht »Wort halten« (231), sondern bricht die vor dem Altar geschworene »ewge Treue«[46], so den Untergang aller Beteiligten besiegelnd. Anders als Innstetten ist Effi nicht einmal unterm Liebesstern geboren; als Produkt von Veranlagung und Sozialisation fehlt ihr von Geburt an die Wärme, das »richtige Gefühl«, worüber sie just im Anschluß an den Besserungsbericht ihrer Mutter reflektiert:

»Wenn alle Weiber so sind, dann ist es schrecklich, und wenn sie nicht so sind, wie ich hoffe, dann steht es schlecht um mich, dann ist etwas nicht in Ordnung in meiner Seele, dann fehlt mir das richtige Gefühl […] und wenn man es nicht habe, dann sei man in einer ewigen Gefahr, und das, was man den Teufel nenne, das habe dann eine sichere Macht über uns.« (230)

Effi hat den berühmten »Knax«[47] weg, sie ist einer »Seele«, ist selbst im hohen Maße der Erlösung bedürftig, wozu der ausgebrannte und erkaltete Innstetten, der vielleicht seine erotische Rest-Glut *auch* anderwärts wieder entfachen läßt, sich natürlich nicht in der Lage sieht. »Und wo Liebe ist, da ist auch Gegenliebe. Das ist nun mal so.« Diese Sätze (126) des alten Briest, der freilich erfahrungsgemäß Liebe ohnehin für ein »Papperlapapp« hält (33), atmen giftige Ironie, weil er sie auf Effi und Innstetten bezieht, bei denen – auch darin ein »Musterpaar« (304) – von solch einem Tausch keine Rede sein kann. Von wem hat sie, so fragen wir mit Effi, den Teil ihrer »Mitgift«, das im Mythologem des Elementarwesens so plastisch Gestalt gewinnt? Sozialpsychologisch präzise und in ihren Worten: nicht zuletzt wohl von der Mutter: »Von wem hab ich es? Doch nur von dir«, sagt (9) die »Evastochter« (210) zu Luise, als es um das Wilde in ihrer Natur geht. »Oder meinst du von Papa? Da mußt du nun selber lachen.« Wir auch: Natürlich kann die »Tochter der Luft« den brisanten väterlichen Beitrag zu ihrem Erbe nur verfehlen, wenn sie mit »Papa« auf Briest referiert.

Die Virulenz *dieses* »wilden« Aspekts der elterlichen Erbschaft – und die eigene hypertrophe Verletzbarkeit illusionär zu verkennen, *das* ist Innstettens großer Rechenfehler gewesen, als er sich den ihm genehmen Teil des Erbes aneignete. *Sein Leben aber verpfuschte der angebliche Mann der »Grundsätze« recht eigentlich, und das schwingt in des Ministerialdirektors später Einsicht mit, weil er die junge Frau, ganz unkantianisch und im politischen Stile seines symbolischen Vaters Bismarck, den Fontane ja für einen »Prinzipienverächter«*[48] *hielt, zum Erreichen »höherer Zwecke« instrumentalisiert hatte*[49]. Zu deren Fundament konnte Effi, das leibhaftige Zeichen seines primären Scheiterns, zwar dienen, doch als ein sehr brüchiges nur, welches die kompensatorische Lebenslüge nicht zu tragen in der Lage war – und in einer Art Wiederholungszwang die zweite Katastrophe heraufbeschwor.

Die Wärme der anderen, die zwischen Crampas und Effi, sie wirkt im Vordergrund unserer Geschichte als zerstörende Macht. Und im Hintergrund? Für welche ebenso heiße »Urszene« ist die Affäre seines untauglichen Ersatzobjektes, das Innstetten nach der Entdeckung verwirft, mit dem Major, den er vernichten muß, die Re-inszenierung gewesen? Das »Einfinden« des nicht einmal sonderlich in Luises »Schätzung« stehenden (225) Briest doch nie und nimmer, denn vor dessen »Zärtlichkeit« fürchtete sie

sich genauso wie Effi vor der seinen (226). Von der Tochter Persönlichkeitsstruktur und ihrem Verhalten her liegt eine Rück-Projektion auf die junge Luise nahe. Als »ganz die Mama« erkennt Rummschüttel Effi ja wieder (209), was aus seinem Munde, wie wir sehen werden, eine bedeutungsvoll maliziöse Bemerkung ist. Um 1860 herum, von daher stammt die Bekanntschaft mit dem Arzt, muß sich ein Geschehen abgespielt haben, zu dem unsere Geschichte eine Parallelaktion darstellt. *In dieser Urszene könnte der »Götze« (mit rotblondem Bart) zum ersten Male, und zwar als Gegner, den man nicht fordern konnte, in Erscheinung getreten sein.* Ein kryptisch bleibendes Geschehen, das nicht allein Innstettens Frostigkeit, sondern vor allem – das Aparte an Effi erklärt … Fiel wirklich noch nie der (doppelte) Rückwendungscharakter jener Szene auf, in welcher Innstetten, nach Lektüre der Crampasbriefe »ganz blaß«, seine Tochter, deren Sturz sich längst als ungefährlich herausgestellt hat, in Anbetracht des Kommenden nicht etwa sorgenvoll, besorgt oder nachdenklich anschaut, sondern – wie unmittelbar vorher die schriftlichen Liebeszeugnisse von Crampas (244) – »aufmerksam«? Als wäre auch an Annie das »Zeichen« zu entdecken, das »Geschichten ausplaudert«, die *Geschichte* einer ihm bis dato unbekannten, aber sonderbar vertraut vorkommenden Vergangenheit. Er scheint neben der Crampas-Affäre ein weiteres Déjà-vu-Erlebnis zu fürchten, das auf deren folgenreiches Vorbild verweist. (Was geschieht nicht alles auf Polterabenden mit so vielen guten Tänzern, Husaren oder Alexander-Offizieren? Und welcher »Chinese« hatte den letzten Tanz?)

Der junge Husar Innstetten – schlechter »Menschenkenner« (202) und »das Eitelste«, was es gibt (143) – hat einst wohl kaum vor den *berichteten* Verhältnissen und Umständen die Waffen gestreckt, sondern vor den verschwiegenen des Fräulein Belling. Das erklärt sein jäh aufschießendes Mißtrauen in puncto Vaterschaft. Und durch alle unbefriedigende Begründungskasuistik hindurch ist plötzlich die *kalte* Wut zu spüren, mit welcher der »Neidling« (147) den rotbärtigen Konkurrenten (was soll dessen verkrüppelter linker Arm?) real und den von damals vielleicht »in effigie« bestraft. Es ist dieselbe kalte Wut, aus der heraus er Effi, die seinen »Zwilling« nur im Schlimmen wieder-holen konnte, verwirft, und Annie, die »schön wie die Großmutter« (234), das »Sonderbare« von der Mutter hat, dieser entzieht, damit sich alles nicht ein drittes Mal ereignet.[50] (Für die politische Allegorik des Romans übrigens ergibt dieses Tun Innstettens eine besondere Pointe.)

Was nun geschah damals und auf welche Weise teilt es uns der Text mit? Als erstes der informierenden (und präzise zusammenwirkenden) Weisen von Informationsvergabe wurde bereits das indirekte Sprechen dingfest ge-

macht, die uneigentliche Rede, die als »gespaltene Referenz« immer auch auf etwas nicht beim Namen Genanntes verweist. Mit ihr bekommen wir es weiterhin zu tun, ist sie doch in *Effi Briest* Fontanes sprachliche Basisoperation. Ein vorgängiges Verfahren stellt aber die Namengebung von Schauplatz und Personen dar, die – gewissermaßen als Spezialfall der vom Autor souverän beherrschten Intertextualität – unsere Geschichte bereits vom Nullpunkt des Erzählens aus in das Koordinatensystem von einschlägig determinierenden raumzeitlichen »Voraus-Setzungen« einschreibt.

2. Das »geheimnisvoll Bestimmende« der Namen. Intertextualität I
Briest auf Hohen-Cremmen. Ein preußischer Chronotopos

Wieder einmal haben wir mit *Effi Briest* eine Fontanesche Anverwandlung des analytischen Dramas vor uns, der es eigentümlich ist, daß so etwas wie »tragische Analysis« zwar stattfindet, doch nicht als (auktorial oder personal) *erzählte* Enthüllung, sondern als Muster-Entfaltung des gesamten Texttepichs.[51] Die Figuren und der ungemein unzuverlässige Erzähler[52] reden vielmehr um das Eigentliche herum, es auf diese Weise – unwissend oder bösartig – aussparend *und* anzeigend. Sie sind wie Effi »mitteilsam und verschlossen zugleich«; keineswegs nur »beinah versteckt« (40) verwenden sie »Redensarten«, die »eigentlich das Gegenteil bedeuten« (151) oder ergehen sie sich – wie der alte Briest – beständig in »Zweideutigkeiten« (37, 310). Kaum etwas ist »bloß Zitat« (130) und liegt »plan« (225) da; fast alles geht »unterirdisch vor sich« (167). Der Autor liefert sein erstes Kabinettstückchen in Sachen thematisch relevanter Anspielung schon mit der Namengebung ab. Der fiktive Ort Hohen-Cremmen, in den wir im politisch bewegten Sommer 1878[53] geführt werden, ist lokalisierbar im Westhavelland nahe Rathenow. Er stellt in der Doppelgestalt seines Namens einen doppelten Aufruf der *Hohen*-Zollern-Macht dar, evoziert er doch im Fontaneleser die zwei »Schlachten« am *Kremmer* Damm, die bei Fontane zu deren Gründungsmythen gehören. Seit der Zeit des Kurfürsten Georg Wilhelm, also dem für die Mark verheerenden Dreißigjährigen Krieg, soll das Herrenhaus dann von der Familie Briest bewohnt sein, die einen für das Ländchen Friesack typischen Namen trägt.[54] Vielleicht war Fontane der beinkranke, zwischen den Schweden und dem Kaiser schwankende Herrscher in seinem Kontrast zum Geschlechtsnamen Briest wichtig, der unter des schwachen Herrschers Sohn, dem Großen Kurfürsten, seine historische Stunde hatte. Hier kommt wieder Glorreiches, gleichfalls eine Gründungslegende, ganz gezielt ins Spiel: der von Landrat Briest geleitete »Überfall von Rathenow« und der drei Tage später zu datierende Tag von Fehrbellin. Beide Ereignisse werden von Effi be-

deutungsstiftend für sich reklamiert; ihre Aussage entspricht in ihrer ostentativen Selbstbezüglichkeit derjenigen, mit der sie festgestellt hatte, daß es bei den Briests keine Gespenster gäbe: »Ich bin eine geborene Briest und stamme von dem Briest ab, der, am Tage vor der Fehrbelliner Schlacht, den Überfall von Rathenow ausführte [...]« (67). Dieser 28. (18.) Juni 1675, welcher die Vorherrschaft der Schweden in Norddeutschland brach[55], ist aber für Fontane, wie er in wackligen Metaphern als Einleitung seines ersten Wanderungsbandes verkündet, »Preußenwiege, Geburtstag und Ahnherr unserer Siege«.[56] Die unwissende Effi rückt also ihre vermeintliche Genesis emphatisch in einen Zusammenhang mit dem Ursprungsmythos des Staates Preußen.[57] Ihre Aussage, obgleich falsch, trifft in *ihrem* historischen Sinne in viel höherem Grade auf sie zu als je auf eine Briest; wie ja auch Innstettens Spuk- »Zumutung« richtig gezielt war, *weil* sie keine Briest treffen sollte.

Bereits den zeitgenössischen Lesern des Romans ist sicher kaum noch einsehbar gewesen, daß der Titel die ungetreue zweite Frau des *Undine*-Dichters de La Motte-Fouqué aufruft und damit das Nixenmärchen selbst, das ja auf Nennhausen entstand. Diesbezüglich wird der forschende Blick schnell fündig; nicht nur bei dem auf das *Ringstetten* der Undine verweisenden Namen *Innstetten*.[58] Daß Effi als realistische Kontrafaktur von Undine und kleiner Seejungfrau (Tochter der Luft) gezeichnet ist, als moderne Erscheinungsform jener seelenlosen Elementarwesen also, gehört mehr oder weniger zu den Übereinkünften der Forschung. Als triebhaftes, vom Moment, der »Welle« (227) bestimmbares Geschöpf ohne »Grundsätze« (36) – d.h. ohne moralische Maximen handelnd – wird sie gezeichnet; ihre Nähe zu den Elementen Luft und Wasser ist evident, auch ihre *Sehnsucht* nach Teilhabe am Menschlichen, nach einer Seele, die »in Ordnung« ist. Wenn ihr die theologische »Null« Niemeyer (310), der sie tauft, einsegnet und begräbt, auf diese *Sehnsucht* hin die Himmelfahrt zusichert, dann ist darunter, wenn nicht noch ganz anderes[59], wohl in Analogie zu Andersens Heldin ihre Aufnahme unter die »Töchter der Luft« zu verstehen, kaum die im Text mit Annies Tauftag vertretene Himmelfahrt Mariens. Als deren *Antitypus* fungiert Effi im Subtext dieses »Bibelwitzes« ja, redet sie doch am 15. August 1879 die ersten Worte coram publico mit Crampas (123).

Gleich Effi erhielt die kleine Seejungfrau nie durch wirkliche Liebe eines Mannes »Anteil an der Glückseligkeit der Menschen«. Ihr Prinz liebte sie nur »wie man ein gutes, liebes Kind liebt.«[60] Dies trifft ziemlich genau Innstettens Verhältnis zu Effi, der sie mit den selben Worten (»Schatz«, »entzückend«) wertschätzt wie ihre Mutter und zumindest bis zur Geburt Annies als »Kind« ansieht (129, 188, 196). Die in den Kontext gehörende Charakterisierung »herzensgut« (8, 226) findet sich nahezu wörtlich auch in Fouqués

Märchen. Von der seelenlosen Schwester Undine, die diesem Zustand »durch den innigsten Verein der Liebe« mit Ringstetten, also – anders als Effi – durch die Ehe zunächst erfolgreich abhilft, wird dort gesagt: »im Grunde ist sie doch von ganzem Herzen gut«[61].

Die »Dichte der Assoziation des Erzählens an den Undinenmythos«[62] reicht u. E. noch weiter (wer z. B. ist der Oheim Kühleborn des Spiels, wer die Bertalda?). Außer dem Umstand, daß über Scott, einen von Effi präferierten Autor, der Weg von der Undine auch zur »weißen Frau« führt, dem zentralen Spuk in Effis Leben, wurde in der Forschung vor allem ein wesentliches soziales Moment der Figurenkonzeption beider Hypotexte ignoriert, welches uns besonders interessiert, das Moment des »Stammbaums«. Die kleine Seejungfrau ist Tochter des Meerkönigs, Undine die bei einfachen Zieheltern aufwachsende Tochter eines »mächtigen Meerfürsten« …

Luise Belling, Afra, die anderen und die Husaren. Eros im Zeichen des »ganzen Todes«

Die diskrete Lokalisierung von Hohen-Cremmen etwa auf die Koordinaten von Nennhausen, den Sitz der historischen Briests, stützt sicher die Annahme von bewußten intertextuellen Bezügen zwischen Fontanes und Fouques Narrationen zusätzlich. Man sollte aber nicht außer acht lassen, daß ersterer damit – wie schon durch den fiktiven Namen, war Kremmen doch Stammsitz der Ziethens – noch die Nähe zur stofflichen Vorlage, konkret zu den Ziethen-Husaren in Rathenow wahrt. Bei den »roten Husaren« diente Armand von Ardenne, welcher – auf Befehl des »roten Prinzen« Friedrich Karl – deren Geschichte schrieb. Von Rathenow aus warb er um Elisabeth v. Plotho wie Innstetten um Luise v. Belling. Auch Effis »Kindheitsparadies« Hohen-Cremmen stand – in der Rückschau – ganz im Zeichen dieser roten Husaren, der »Hüter von Paradies und Unschuld« (177). Ihre symbolische und reale Präsenz in den ersten Kapiteln ist überaus sinnfällig, ebenso ihre recht wenig zum Rückblick, dafür jedoch zum moralischen Mißtrauen der Kessiner *Bürger* (»wer eine Tochter hat, der möge sich vorsehen«; 177) passende erotische Semantisierung. Diese läuft nämlich gerade auf den Verlust der Unschuld und des Paradieses, also auf den Sündenfall hinaus; aber auch – für Effi – auf dessen *standesgemäße* Versittlichung durch »Sich Verheiraten«. Rote Husaren – mit ihrem Kommandeur Oberst Goetze an der Spitze (der reale Kommandeur hieß damals Rosenberg!), auf dessen Schoß sie als Kind »hopp hopp« ritt (9), sind »Courmacher« und Paradieseshüter in einem. Daß die »Rathenower« bei Effis erstem Heimaturlaub als Ehefrau ebenso ausbleiben wie nach ihrer Heimkehr als gefallene Frau, ist ein starkes

Zeichen für eine solche Ambiguität des Husarenmotivs. Die entsprechende Isotopie zieht sich denn auch vom Anfang bis zum Ende (9, 10, 11, 27, 42, 77, 82, 128, 291). In den ersten Kapiteln sind es – oft durch Hulda repräsentierte – Spiegelungen von und Vorausdeutungen auf Effis Leben (11), welche diese als Ehefrau immer wieder zu nostalgischen Erinnerungen veranlassen. U. E. handelt es sich aber gerade bei einigen Sequenzen mit Hulda nicht zuletzt um kryptische Rückwendungen auf die ominöse Vorgeschichte der Mutter, die ja einst vom »Rathenower« Innstetten ebenso vergeblich gehütet wie begehrt wurde, was für *ihn* die Vertreibung aus dem Paradies zur Folge hatte. In Hohen-Cremmen ist auch Effi wie Luise in Schwantikow von Seiten der Husaren nicht wirklich in Gefahr gewesen. Allerdings jedoch die vordergründig so anders geartete, zu ihr gleichwohl in vielfältiger – auch »mythologischer« – Beziehung stehende Pastorentochter Hulda. *Ihr* gilt Klitzings »Engel-Gabriel-Anspielung« (10), *sie* verkörpert als »Widerspiel unserer Effi« (27) unter dem Holunderbaum »sehr gut daliegend« (27) die angehende Braut (wie Leutnant Engelbrecht den Bräutigam), wobei sie »das Entzücken aller jungen Offiziere gewesen« war (36). Aus Effis Kessiner Erinnerungen erfahren wir, daß generell »unsere Offiziere« Hulda im »Sammetmieder« mit einer Blume, »Rose oder auch Heliotrop« für ein »sehr hübsches Mädchen« (72, 77, 82) hielten. Heliotrop – wie wir wissen – ist *Effis* auf die Passion Christi verweisende Lieblingsblume … die Rose Blume von Maria, Christi und der Venus zugleich. Es verwundert also kaum, wenn *Hulda* mit Leutnant Nienkerken »zu scharf« (42) anstößt … Und ist unter diesem Aspekt nicht der »Umstand«, daß Hulda – während der ehelichen Schwangerschaft von Bertha und Hertha – in Friesack ausgerechnet eine alte Erbtante zu pflegen hat (227), nur allzu folgerichtig? Die Hauptstadt der letzten märkischen Liebe des Wanderers Fontane wird ja doch später in einem der ernsten Mineralwasser-Scherze des Textes als »Vergessenheitsquelle« für die gefallene, kranke Effi ins Spiel gebracht (297) … Mit *Huldas* Gefährdung (und Fall?) durch die adligen Militärs greift der Roman von den ersten fünf Kapiteln an ein spezifisches Fontane-Thema auf, dessen Relevanz für *Effi Briest* schlicht nicht *über*schätzt werden kann, obgleich es bisher völlig unterschätzt wurde: das der Illegitimitäten nämlich. Die flachsblonde Hulda soll Resultat einer Mesalliance zwischen dem Pfarrer und seiner Wirtschafterin (20) sein; da diese »nach Ansicht der Gemeinde« in sittlicher Hinsicht einst auch »nicht ganz einwandfrei« gewesen ist (295), erweist sich ihre Tochter vielleicht sogar als eine Effi entsprechende Illegitime. Womit ihr die Rolle des Käthchens (als Stellvertretung Effis) im Polterabendspiel erst recht zustände. Die Existenz des Dienstmädchens Johanna jedenfalls, einer anderen Blondine, die Effi ihrer Haare wegen bewundert (262) und mit Hulda vergleicht

(77), führt der Erzähler explizit, wenn auch en passant, auf »eine längst pensionierte Größe der Garnison Pasewalk« (216) zurück. Da Effi ihr, die eine sonderbare Rolle im Hause Innstetten spielt, wahrscheinlich die der Maitresse, überdies noch »viel Nachstellung« (77) zuschreibt, wie sie Hulda ja offensichtlich erlebt, ist der Vergleich komplett. Auf die Spitze getrieben wird die enthüllende Semantisierung für die sich stets zierende Hulda (158), die sich »besser« (als Roswitha) haltende Johanna (238) *und* Effi mit dem »Gretchenblick« (270) durch der Zwicker Bemerkung, daß sie das Hausmädchen Afra – an Johanna erinnert. (262)[63] Afra, welche sich »von Jugend an daran gewöhnt hatte, die mannigfachsten Erscheinungen des Lebens an Bonner Studenten und Bonner Husaren zu messen« (261), trägt immerhin den Namen einer *Heiligen*, die eine *Hure* gewesen war. – Der Bezug zwischen Afra und Effi wird dabei wieder mit äußerster Raffinesse hergestellt, und zwar personal über die Zwicker in Form eines Satzabbruchs durch die berühmten drei Punkte: »Daß sie mit Vorliebe von den Berliner Modepredigern sprach, […] das und der gelegentliche Gretchenblick, der jedesmal versicherte, kein Wässerchen trüben zu können – alle diese Dinge haben mich in meinem Glauben … Aber da kommt Afra […]«

Hulda – so läßt sich zusammenfassen – repräsentiert möglicherweise durch ihre *Existenz*, sicher aber durch ihre erotische Ansprechbarkeit Effi. – Bei der Hulda ähnlichen Johanna ist es hinsichtlich der jeweiligen Gewißheit umgekehrt, sonst aber genau so. Huldas (folgenreiche?) Verführbarkeit durch sozial *Höhergestellte* (die Husarenoffiziere) parallelisiert das unerzählte Geschehen um Luise Briest, aus dem Effi hervorgegangen war. Roswithas traumatisches Erlebnis stellt zu letzterem – in der Unterschichtenvariante – das explizite Gegenstück dar. Und ist das »Verhungern« ihres weggenommenen Kindes (236) nicht eine grausig-treffliche Metapher zu Effis emotionaler Verkümmerung? Johannas nichterzählte Beziehung zu Innstetten schließlich zeigt in ihrer folgenlosen Verschwiegenheit, wie – nämlich als Konkubinenwirtschaft – derartiges von alters her ablief. Nur einmal, am Schluß, fällt das Hausmädchen mit einem (welchem wohl?) »Spezialanspruch« an Innstetten aus der Rolle. – Die dem Spukfreund überhaupt wahlverwandte Tradition Friedrich Wilhelm II. läßt grüßen …

Wir haben es hier mit »wechselseitiger Spiegelung«, mit einem ganzen Spiegelkabinett von außerordentlich abgefeimten Schliff zu tun …

Das Husarentum gehört im übrigen gleichsam ab ovo zu Effis Schicksalsmächten. Und zwar das Husarentum der Mutter, die den Vornamen von Königinnen und königlichen Schwestern trägt. Luise Belling soll nämlich von Wilhelm Sebastian v. Belling abstammen, dem Kommandeur der »schwarzen Husaren« unter Friedrich dem Großen. Darauf wird im Text schon im

Abb. 4. Der Bellin-Husar. Aus: Die Armee Friedrich des Großen. Gezeichnet und erläutert von Adolf Menzel. Hrsg. von Franz Skarbina u.a. Berlin; Oldenburg 1910, Reprint Battenberg 1998, S. 83

ersten Kapitel gezielt angespielt, als es um Effis Veranlagung zur »Kunstreiterin« usw. geht: »Die ›Kleine‹ hat«, so meint Jahnke, »zu viel von dem Bellingschen« (16) in sich. Beim Habitus der Bellingschen Husaren aber lohnt es sich zu verweilen. Sie »trugen eine schwarze Uniform, mit dem Emblem des Todes (einem Schädel und Beinknochen), und der Devise: *vincere aut mori* auf der Filzmütze«[64]. In anderen Quellen, die von Menzels Abbildung bestätigt werden, welche Fontane wohl vor Augen stand, ist von der »Stickerei eines liegenden Skeletts« auf den Mützen und der nämlichen Devise die Rede. Wegen dieses Skeletts wurden die Belling-Husaren auch »Der ganze Tod« genannt![65]

Effis »Husaren«-Schicksal: zu »siegen«, den Tod zu bringen *und selbst* vor der Zeit zu sterben, verbirgt sich also bereits im Geschlechtsnamen der Mutter. Diese fungiert nicht nur – wie Schuster überzeugend gezeigt hat[66] – als ihr »Verkündigungsengel« (18) und als Cherubim, der sie aus dem Paradies vertreibt, sondern auch als »Engel der die Todesbotschaft überbringt«.[67] Eine solche böse »message« liegt ja wohl in Luises nur mühsam vom Kontext gedeckten Worten: »Bist du so ruhig übers Sterben, liebe Effi?« (307).

Noch mehr tritt zu Tage, was geeignet ist, Effis Erinnerungen einzufärben. Nach dem Siebenjährigen Krieg bekamen die Bellingschen Husaren wie die Ziethen-Husaren rote Uniformen; ab 1794 nannten sie sich nach dem berühmteren Nachfolger Bellings, dem von ihm einst gefangengenommenen »alten Schweden« Blücher,[68] »Blücher-Husaren«. Genau diese sind es, die in Kessin stationiert werden sollen (181) und Effis nostalgischen Schub veranlassen. Durch die von der Farbe der Liebe und des Blutes (man denke an den »roten Faden«, der Crampas' Briefe zusammenband, an die blutroten Nelken vor dem Duell) motivierte Gleichsetzung von Ziethen- und Blücher-Husaren (»es waren auch rote wie daheim«; 177) wird den »Paradieseshütern« von Hohen-Cremmen nicht nur das selbe erotische Gefährdungspotential zugeschrieben wie den Pommerschen Kameraden, sondern damit auch die Kehrseite des Bellingschen, dessen schwarze Seite, Vertreibung und Tod. Eine schwarze Seite der roten Ziethen-Husaren, die im Roman (wahrscheinlich) nur für das Widerspiel Hulda Konsequenzen hat. Wie wären aber, über das Telos ihres Mädchennamens hinaus, das freilich »toll genug« ist, gerade »Husaren« für die Mutter gefährlich geworden? Es könnten nur besondere gewesen sein. So fällt dann auf, daß ein – totenkopfgezierter – Leibhusar aus dem Regiment *Kaiserin* nicht weit ist, wenn das Sterben des alten Fraude im gleichen Satz wie jene »fatale Geschichte« angesprochen wird, wegen der Frau von Palleske ihre Jungfer entlassen mußte (92). Und im dreißigsten Kapitel schließlich, kurz vor und kurz nach dem Eintreffen der Berliner Depesche, die sie aus dem ehelichen »Paradies« verweist, sind es

Bonner *Königs*-Husaren, die dort beziehungsreiche Erwähnung im Kontext von Afra, der Heiligen Hure, Bonner Studenten – und dem in Bad Ems erwarteten Kaiser (261, 269) finden … *Bonner Studenten, zu denen einst auch Prinz Friedrich Karl, der rote Husar, sowie die späteren Kaiser Friedrich III. und Wilhelm II. gehörten …*

Das so in den Zusammenhang Gebrachte zeichnet die Umrisse einer viel plastischeren Figur, als es jenes in Abstraktionen vom Typ »die Gesellschaft ist das Schicksal«[69] herumspukende Gespenst ist. Die implizite Textbotschaft einer geheimnisvollen Herkunft Effis, die ihr Leben bestimmt, wird eben von der *durchgehenden Thematisierung zumeist die Standesgrenzen überschreitender Illegitimität* beinahe erzwungen, die oberflächlich gesehen mit der Haupthandlung wenig zu schaffen hätte. Sie läuft bezeichnenderweise in einer Art Klimax ab, die in der Welt gekrönter Häupter gipfelt. Von der schlichten Roswitha vorehelichem Kind, über die Herkunft Huldas, der prätentiösen Johanna sowie des Oberförsters Ring, der – Sohn einer Waschfrau – sich benimmt, als ob er von einem Sagenkönig abstammt (151), bis hin zum Bastard-Verdacht gegenüber Napoleon III. (69) und Huldas pikierter Aussprache des Namens der Bastard-Mutter Anna Boleyn »so als wäre *sie* nun an der Reihe« (146). Das alles bliebe seltsam funktionslos, konturierte es nicht *Effis* Leben. Wozu wäre es überhaupt im Text, wenn nicht, um verdeckt zu charakterisieren und dem Geschehen, von welchem der Ehebruch eben nur die späte sichtbare Folge ist, eine tiefere Dimension zu verleihen?[70]

Die für die Funktion von Hulda, Effi und ihre Mutter zu repräsentieren aufschlußreichste Implikatur läßt sich dann einem Stück »verschiebender« Konversation ablesen, das mit Briests Zauberformel endet und u. E. auf nichts anderes als auf die Geschichte Luises referiert.

»O rühret nicht daran«. Intrikate Gespräche im Hause Briest

Alle Gespräche des Romans sind mit »speziellen konversationellen Implikaturen«[71], also nicht beim Namen Genanntem, aber doch Gemeintem, geradezu aufgeladen. Naturgemäß referieren vor allem die der Eheleute Briest unentwegt auf die weiterwirkenden Ereignisse der Vorgeschichte.[72] Generell scheint ihre Konversation dabei unter der Maxime des Geibelschen »O rühret nicht daran« zu stehen; Briest befolgt diese familiäre Konversationsmaxime, – und er befolgt sie auch wieder nicht; er vermeidet es zwar, den dunklen Punkt expressis verbis zur Sprache zu bringen, rührt aber – wie der Erzähler – dennoch ständig an ihm. Schon bei der Verlobungsfeier hatten wir erfahren, daß er »auf den Ehrentitel ›Papa‹« verzichtete (20) und sich beim Wort »Kinder« als Anrede des Brautpaares »Aug in Auge mit dem nur etwa

um ein Dutzend Jahre jüngeren Innstetten, einen Ruck geben mußte« (20). Alles wunderbar motiviert und alles äußerst ambivalent – »Aug in Auge« bedeutet etwas sehr anderes als etwa »angesichts«.

Nach der Mitteilung des Dieners, »Hulda habe mit Leutnant Nienkerken zu scharf angestoßen« (42), entspinnt sich nun zwischen den Briests folgender Dialog, den man auch im Satzspiegel am besten getreu wiedergibt. Luise beginnt:

»Versteht sich, von alter Zeit her immer im Schlaf, und unterm Holunderbaum ist es natürlich nicht besser geworden. Eine alberne Person, und ich begreife Nienkerken nicht.«

»Ich begreife ihn vollkommen.«

»Er kann sie doch nicht heiraten.«

»Nein.«

»Also zu was?«

»Ein weites Feld, Luise.«

Das romantisch-realistische Motiv der Verführung, das Illegitimität sowie die für unmöglich angesehene Mesiallance einschließt, verbindet sich hier mit dem noch aufzuklärenden mythischen Motiv der Holda, und es wird durch die intertextuelle Anspielung auf das Kleistsche Käthchen in ebenfalls noch besonders zu würdigender Weise angereichert.

Auf der Handlungsebene ist es zunächst das Briestsche »Nein«, das unüberbietbar nachdrücklich eine ganze Zeile füllend uns als energischer avis au lecteur gilt. Ihn ihm schwingt jene Bitterkeit mit, die immer des Alten – nie als bloße Redensart gebrauchten[73] – Lieblingssatz begleitet. Hulda mit all ihren Reizen kann den adligen Husaren nur zur Verführung animieren. Heiraten kann er sie, aus schlichten Standesrücksichten, nicht. Wo steckt da die »Nutzanwendung« für unsere Haupthandlung, welche auch des alten Briest Bitterkeit motivierte? Die Analogie zur verhinderten Verbindung Innstetten-Luise Belling wäre jedenfalls mehr als schief, da die so hervorgehobene Dimension der sozialen Differenz fehlte. (Mit dem gleichen Argument ist die Sequenz auch nicht als Vorausdeutung auf Effis Schritt vom Wege zu interpretieren.) Das »symbolische« Gegenstück zum eben zitierten Gespräch finden wir in einem auf zwei Kapitel und drei Seiten diskret verteilten Dialog, der zu jenen Fragmenten der Vorgeschichte gehört, die Briest gelegentlich freigibt. Es dreht sich ebenfalls ums »Heiraten« und ist von nie gewürdigter Informationshaltigkeit. Angesichts der für Effi gekauften Reiseutensilien schwadroniert der Alte im Spätsommer 1878 über eine nachzuholende »Hochzeitsreise« (26) sowie ein nächstes »Ostern in Rom«. Bei dieser Gelegenheit wird also nur mitgeteilt, daß die Briests damals – vor »achtzehn Jahren« – keine gemacht hatten.[74] Zwölf Seiten später erfährt der Leser kurz

und bündig, wer dafür verantwortlich gewesen ist, Brautvater Belling nämlich: »Dein Vater war dagegen« (38). Das *Warum* jedoch wird nicht expliziert. Es muß sich um einen außergewöhnlichen Grund gehandelt haben, um etwas sehr »Sonderbares« eben. Denn am Ende des fünften Kapitels, nach weiteren sechs Seiten, hält der Ritterschaftsrat seiner Frau folgenden Vortrag zum Thema Ehe:

»Effi ist unser Kind, aber seit dem 3. Oktober ist sie Baronin Innstetten. Und wenn ihr Mann, unser Herr Schwiegersohn, eine Hochzeitsreise machen, und bei der Gelegenheit jede Galerie neu katalogisieren will, so kann ich ihn daran nicht hindern. Das ist eben das, was man sich verheiraten nennt.« (44)

Galt das achtzehn Jahre vorher noch nicht? Luises Antwort enthält – wie Briests Statement – eine aufschlußreiche Implikatur: »Also jetzt gibst du das zu. Mir gegenüber hast du's immer bestritten, immer bestritten, daß die Frau in einer Zwangslage sei«.

In der Zwangslage, von ihrem »Herrn und Gebieter«, gegen den sie, die nur ihren »eignen Willen« (195) kennt, ohnehin stets »alles durchsetzen« konnte, auf eine Hochzeitsreise genötigt zu werden, befand sie sich jedenfalls nie. Andererseits ist klar, daß ihre Heirat mit Briest unter väterlichem Zwang erfolgte. Welche Zwangslage der Frau hätte dann der biedere Briest »immer« bestreiten können? Seine Duplik mit der geflügelten – hier wie nur am Ende ultimativ gesteigerten – Schlußformel läßt in ihrer resignativen Responsverweigerung ahnen, daß es sich bei dem (Dauer-)Streit der Eheleute auch nicht um eine abstrakte Rechtsdebatte handelt, sondern daß er stets auf ein konkretes Ereignis referiert, das Luises Husarentum zumindest mit geschuldet war. Auf jenes Ereignis, welches zugleich die Hochzeit mit ihm nötig werden und Vater Belling, vor dem sich Luise vielleicht ebenso fürchtete wie Roswitha vor dem ihren (235), die Hochzeitsreise verbieten ließ:

»Ja, Luise, das hab ich. Aber wozu das jetzt. Das ist wirklich ein zu weites Feld.« (44)

Verbotener *Eros* heißt ohne Zweifel der in jeder Beziehung lebensbestimmende »Dämon«[75] der mythologisch interessierten Titelheldin. Es ist einer »von unten«, denn Fontane glaubt nicht so recht an die »von oben«. Bereits Briests Sündenfallrapport über den entlassenen, also vertriebenen »Inspektor Pink und die Gärtnersfrau« (26) deutet auf jenes »fatale« Doppelgesicht von Eros und Thanatos, wird er doch veranlaßt vom Stichwort »Insel der Seligen«, dem Böcklingemälde, das eigentlich »Gefilde der Seligen« heißt.[76] »Irdischer« Eros, Sexualität, ist im Roman – eo ipso gesellschaftlich vermittelt, doch noch besonders sozial konnotiert – als »asoziale Macht«[77] wirksam. Er kostet Lebensglück, bringt Vertreibung und Tod, nicht nur deshalb,

weil er sich als »moralische Revolution« (265) über Standesschranken und Paragraphen hinwegsetzt. Es geht um mehr als positives Recht dabei, es geht Fontane um die Verletzung heiliger Gesetze. Die Grundlage menschlichen Zusammenlebens in der Politik wie im Privaten, das Urvertrauen und seine Täuschung stehen im Zentrum seines Interesses. Schon im ersten Roman, wo es plotbildend wird, bewegt ihn dieses Thema aufs äußerste: »Denn gleichviel, ob Staat oder Person […] Wer Gelöbnisse bricht, […] wer nicht Treue hält, der ist des Todes«[78], heißt es da. Und so darf nichts gut werden in *Effi Briest*, weil auf der Titelheldin mehr noch als ihre individuelle Schuld ein Geschlechterfluch lastet, der sich als Wiederholung einer erotischen Katastrophe äußert. Selbst die »guten« Figuren um Effi herum, das ist beste Schicksalstragödie, müssen deshalb zu ihrem vorherbestimmten Untergang beitragen.

Gieshübler, Gellenhagen und der Wundarzt Beza. Agenten der Prädestination

»Alle Gesetzlichkeiten sind langweilig« sagt Crampas auf einem der gemeinsamen »Husarenritte«, Effi, »Evastochter comme il faut« (210), die der anzitierten (236) Nana-Rolle innerlich keineswegs fern steht[79], klatscht dazu in die Hände (135). *Ehe* aber ist das Wort für Gesetz schlechthin[80]; letzteres zu brechen, stellt laut Crampas »Frauenrecht von alter Zeit her« (135) dar, worauf ihm Innstetten beipflichtet (!). Dem Gesetzesbruch folgen die »natürlichen Konsequenzen«. Schon im ersten Kapitel, beim Versenken der Stachelbeerschalen (Christ- oder Kreuzbeeren!) im Teich, wird der Wassertod (»so vom Boot aus«) »armer unglücklicher Frauen […] wegen Untreue« thematisiert – und auf »Konstantinopel« verschoben (15). Eine für Effi etwas zu metaphorische Vorausdeutung, könnte man meinen, wären da nicht die todbringenden »Nebel« (307), die am Schluß von eben diesem Teich aufsteigen, vor allem aber der »unschuldige, harmlose« (150) Gieshübler und die »gute, treue« (118) Roswitha Gellenhagen. Der Apotheker, »die zentrale ›Nebenfigur‹«[81] des Romans, mittlerweile wurde ihr zu Recht eine kleine Spezialbibliothek gewidmet, findet gesprächsweise erst im sechsten Kapitel Erwähnung, Roswitha, engagiert auf dem Friedhof am hohen Mittag (114) und überdies noch zum Johannistag, einem Unglückstag, der mit Wasseropfern in Verbindung steht, erst im 13.[82] Doch schon Effis Rede über das Versenken untreuer Frauen verweist auf den Apotheker, der in Kessin »wie eine kleine Vorsehung« (107) für sie sorgt, d.h. schicksalsbestimmend wird sowie auf die Schicksal exekutierende Roswitha. *Deren vorhergehende Herrschaft ist gerade an der Wassersucht gestorben, und sie würde bei einem erneuten folgenrei-*

chen Fehltritt ins Wasser gehen; in signifikanten Kontexten (150, 187) singt sie Annie penetrant ihr »Buküken von Halberstadt« vor; ein Lied, dessen zweite Strophe von Versinken im Sumpf handelt. Was für ein zweideutiger Beitrag zur »emotionalen und imaginativen Entwicklung« des Kindes, für die sie verantwortlich ist.[83] *Anders als die (vorausdeutend und rückwendend) negative Rolle Roswithas* ist Gieshübler als ein »Katalysator für Effis ›Schritt vom Wege‹«[84] zwar spätestens seit Gunther H. Hertling erkannt. Daß der Nachname aber, den zu hören ihr »wohltut« (84), Bedrohlicheres bedeutet als ein damals beliebtes Mineralwasser, können wir aus keinem Kommentar erfahren. Effi »steht und fällt« (71) in der Tat mit seinem Träger, denn: *»gieszübel ist in älterer zeit ein unten mit einer falltür versehener kasten oder korb, in dem verbrecher bes. felddiebe und liederliche frauenspersonen, zur strafe ins wasser geschnellt wurden […] Gieszhübeln: diese Strafe wird … in der landessprache gieshübeln genannt.*[85]« Alonzo G., so unterschreibt der Sohn einer spanischen Kapitänstochter denn auch rücksichtshalber die Huldigungsbilletts an seine *Kameliendame* (106), ist eben doch »mehr ins Gieshüblersche geschlagen« (66) wie Roswitha ins »Gellenhagensche«, was auf Schreie und Dornen, auf die Passion alludiert.[86] Der Preciosa-Taufname dagegen hat für Gieshübler nur Negativ-Bestimmendes, denn Alonzo, der männliche Held des Stückes gewinnt das geliebte »Kleinod«, *eine unerkannt unter Zigeunern aufgewachsene hohe Adlige.* Das ist dem Apotheker bei Effi, »für die er alle schönen Liebesgefühle durch- und nebeneinander hatte« (107), auch die des »Onkels« (des Oheims Kühleborn?), durch die Natur verwehrt – immer schon. Gieshübler – mitsamt seinem Grundsätze generierenden »Verdruß« (136) – erweist sich einerseits als Vorläufer des kleinen Herrn Friedemann[87] und – gleich diesem – als symbolisches Selbstbild der menschlichen Insuffizienzgefühle des empirischen Autors. Andererseits scheint die Fontanesche Figur *fiktionsextern* noch mehr zu sein, nämlich die Allegorie des Autors als Schöpfer, der die Objekte seiner unerreichbaren Liebe entweder singen läßt (die Trippelli) oder zu Tode bringt, statt von ihnen getötet zu werden, wie es dem kleinen Herrn Friedemann (und auch dem Gelegenheitsdichter Crampas ergeht). *Deshalb wohl vereinen sich im Emblem des »Schöngeists«, das Thomas Mann übernahm, Lyra und Pfeil als Symbole von Kunst, Liebe, – und Tod.*[88] Deshalb wird fiktionsintern die »unschuldige« und »harmlose« »Seele von Mensch« (53) »trotz größter Abgeneigtheit gegen zweideutiges Handeln« (150) zum Einfädler des Ehebruchs, zum verkrüppelten »Amor als Apotheker«[89], der den vergifteten Pfeil verschießt. Dem Leser geht es dabei zumeist wie Innstetten, welcher »Crampas zu schwer und den Gieshübler zu leicht« (172) nimmt.« Ohne an dieser Stelle die Belege für eine »Verwicklung« des Apothekers in das tragisch endende Geschehen noch einmal vorzuzeigen,

sei nur darauf hingewiesen, daß er als Stadtrat auch die Quelle jener Nachricht von den eventuell zu erwartenden Husaren ist (176), welche »die Sitten der Stadt« zu verderben drohen, wie Michelsen (Vater dreier Töchter) fürchtet. Bei der bereits ins »Verbotene« und »Geheimnisvolle« geratenen Ehefrau löst sie jedoch affektiv besetzte Erinnerungen an das (vergiftete) Kindheitsparadies aus. Erinnerungen an die Zeit vor dem Gesetz mithin, als das »Sich-Verstecken« hinter den Rhabarberblättern noch ein Spiel, der Eros in Gestalt von »roten Husaren« oder auch von Vetter Dagobert *für sie*, anders als für Hulda, keine Bedrohung gewesen war; jedenfalls keine, deren Folgen das Sakrament der Ehe[90] nicht hätte tilgen können. Nun zwingt sie verbotene »Liebe« zum lebensgefährlichen Versteckspiel, das sie nach knapp sieben Jahren, kurz vor Ablauf der mythischen Rettungsfrist, verliert.

»Alles ist Schicksal« (244) sagt Crampas, und meint die todbringende Begegnung mit seiner »Euphrosyne«, »Kastalia«, »Ella« usw., allesamt Projektionsfiguren einer narzißtischen Selbstbegegnung, die gewissermaßen über dem Wasserspiegel stattfindet, der das versunkenen Vineta durchscheinen läßt[91]. Für Effi aber, die schon im ersten Kapitel ausgerechnet von Hulda gewarnt wird, ihr Schicksal nicht zu versuchen (11), werden der Geschlechtsname Belling im Verein mit ihrem väterlichen Erbe verhängnisvoll. Ein hochexplosives Gemisch! Ob man nun Effis siebenmaliges Schuldeingeständnis (191, 199, 229, 282), das man nicht abtun sollte, ernst nimmt oder die eigentliche Schuld der Mutter und Innstetten in ihrer Fixierung auf den »Gesellschaftsgötzen« zuwälzt, was man wohl muß, oder der »Gesellschaft« selbst oder in dialektischer Präzision allen zusammen: Fontane hat keine »Schuldtragödie« schreiben wollen. Am Verstoß seiner Protagonistin gegen die »sittliche Weltordnung« interessiert ihn ästhetisch vor allem, was darin *Schicksal* im Sinne seines persönlichen Lexikons ist, welches Schicksal und Prädestination stets als Synonyme aufführt:

»Das unerbittliche Gesetz, das von Uranfang unsre Schicksale vorgezeichnet hat, das nur Unterwerfung und kein Erbarmen kennt […], *das* ist es, was die Seele am tiefsten fassen muß, nicht dies Zug- und Klippklapp-Spiel von Schuld und Sühne […] – es war der große Gedanke Calvins, die Prädestination als einen Fundamentalsatz mit in das christliche Bekenntnis hinüber zu nehmen.«[92]

Prädestination aber erstreckt sich im Kalvinismus auch auf die Vorherbestimmung zu Fall und Untergang, der man durch eigene Anstrengung nicht entgeht. Deshalb wohl hat Fontane, selbstverständlich ohne ihn zu erklären[93], den Namen *Beza* (Vorname Theodor) in den Text von *Effi Briest* eingeschwärzt (48), der den strengen Mitstreiter und Nachfolger Calvins bezeichnet. So wird noch klarer, warum Effis Annahme, die Abberufung aus

Kessin sei »ein Zeichen, daß ich noch zu Gnaden angenommen werden kann« (199), irrig ist und ihr Stoßgebet: »›Nun, mit Gott, ein neues Leben! Es soll anders werden‹«, gesprochen in Front des Tiergarten(paradieses) am Tage Mariä Verkündigung (213), wirkungslos verklingen muß. Ihr bleibt Gottes Segen versagt, wie Effis fast siebenjährige Unfruchtbarkeit beweist, die sie zur Badekur veranlaßt; die Reise beginnt am 24. Juni, dem Tag Johannes des Täufers … Unterdessen werden die Briefe durch *Annas Fall* und das von Johanna veranlaßte Agieren Roswithas mit der Brechstange entdeckt.[94] (Hier scheint sogar ein Stück säkularisierter Melusinenmythos auf: die Entdeckung des »Fischschwanzes«, als die Gattin »badet«.)

Prädestination, wie käme sie im realistischen Roman zur Zeit Zolas, der *Gespenster* und *Vor Sonnenaufgang* zum tragen, wenn nicht durch eine – der antiken Tragödie entlehnten – handfeste Vorgeschichte. Die Rückwendung Effis auf das »unschuldige Glück ihrer Kinderjahre« in der zweifelhaften Obhut der »roten Husaren« zu Beginn des Fehltritts zeigt dabei das A und O jener vielgliedrigen semantischen Kette, innerhalb derer sich die soziale Konkretisierung des Satzes abzeichnet, daß irdischer Eros, dessen fatales Produkt sie ist, immer schon Effis Verhängnis war. Die Folgen der Sexualität sind in diesem Text durchgehend »fatal« konnotiert. Selbst dann, wenn sie sich – wie bei Bertha und Hertha – scheinbar mit »echter und reiner Liebe« verbindet. »Gott verhüte […] daß es alles mal kommt« (41), mit diesem Stoßseufzer der Mutter, die weiß (?), wovon sie spricht, ist das Erwachen dieser Liebe bei Effi gemeint. Von deren »Unanwendbarkeit« als »Heilmittel« für die »Erbsünde« war Fontane nämlich (gegen Ibsens Liebesevangelium) der »wetterwendischen Schwäche des menschlichen Herzens« wegen »tief überzeugt«[95]. Und so sind auch die beiden naturbelassenen Rotblonden (bei Fontane immer die Farbe der erotischen Gefährdung) eingebunden in das Zeichensystem, welches die Vorgeschichte des Unglücks aufhellt, die Handlung spiegelt und das Unabweisbare des tragischen Ausgangs signalisiert. Sie entfalten zusammen mit Hulda eine weitere mythologische Dimension des Textes.[96]

Hulda, Hertha und Bertha. Hypostasen einer Göttin

Jüngst hat Christine Hehle im Kommentar der GBA den Sachverhalt mitgeteilt, daß Hulda und Bertha »Beinamen« der germanischen Göttin Frigg sind, sie verwies auch auf den mythologisch-sagenhaften Zusammenhang zwischen *Holda* und der im Roman evozierten *weißen Frau*.[97] Das sind noch längst nicht alle mit dieser Namengebung aufrufbar gewordenen relevanten Verdichtungen, wir werden die notwendigen Ergänzungen hier beibringen. Welche Funktion aber könnte dem Ganzen zukommen? Ist es nur ein weite-

rer Fall jener Überdeterminiertheit der Fontaneschen Textelemente, die manche als unauflösbar annehmen? Für uns ist es im Gegenteil ein Beispiel dafür, wie dergleichen sich zumindest manchmal in Richtung auf *eine* Sinnfigur auflösen läßt; und damit ein Stück weit das Rätsel, wozu eine Figur wie Effi derart mythisch umstellt und überfrachtet wird.

Bertha, Holda und sie selbst verkörpern verschiedene »Züge« der Göttin Freia, der nordischen Venus, Eros und Fruchtbarkeit ebenso wie den Tod. Freia kommt als »Wilde Jägerin«, als »Totengöttin« daher; abgesunken in die Sage geht sie als »Ahnmutter fürstlicher Häuser«, als »weiße Frau um«. In ersterem hat das »Wilde« Effis seinen mythischen Grund: deren Vorliebe für die vorüberbrausenden Züge ist ja doch nichts anderes als die Affinität zur modernen »Wilden Jagd« [98]. Sogar der »schwarze Hund« ist ein Freia-Begleiter! Bertha/Berchta gilt als »Ahnmutter der Menschheit oder des königlichen Geschlechts«[99]. Frau »Hulda, Holda, Holle«, in Brunnen(!) und im Venusberg zu Haus, wird als »eine Frau von wunderbarer Schönheit, mit langem, goldgelben Haar« beschrieben, auch die Rose gehört zu ihr. *Hertha* endlich war der damals gebräuchliche Name der alten germanischen Erdmuttergöttin *Nerthus*, deren Kult Effi später ebenfalls auf sich beziehen wird. Die Gespielinnen stellen also gewissermaßen lebende Aspekte ihrer Persönlichkeit dar, Korrespondenzfiguren, realistische und zweideutige Hypostasen einer »Göttin«. Im Eingangstableau betreten sie deren Garten durch die weiße Friedhofstür gleichfalls wie Gespenster; die ganze Gartenszene ist daher sowohl mariologisch ein »Virgo-inter-virgines«-Topos als auch – welcher Abgrund – eine Art vorausdeutender Mittagsspuk heidnischer Gespenster, Lemurentanz um ein zukünftiges Grab herum: »Als Vertreterin des Totenreichs kann die ebenfalls zu Mittag bei hellem Sonnenschein sich zeigende weiße Frau oder Jungfrau aufgefaßt werden, die man als Frigg oder Holda deutet […] Nicht selten treten drei weiße Frauen oder Jungfrauen an die Stelle der einen.«[100] Der naturwüchsige Synkretismus des Volksaberglaubens, die Verschmelzung von Heidnischem und Christlichem ermöglicht dabei *die (zweideutige) Integration der Hulda und Effi verbindenden Marienmotivik des Romans: »Viele Beziehungen und Züge der Freia sind später auf Maria übergegangen […] die volkstümlichen Marienbilder haben wie Holda fast alle blonde Haare«*[101]. Diese Ikonographie wird Innstetten vor Augen stehen, wenn er von Bildern spricht, die einen »Typus wie Hulda« (43) darstellen; Tauben fütternd – so glaubt Effi verstanden zu haben; Innstetten schwebten wohl eher Verkündigungs- oder aber Venusbilder vor. Vor allem aber ergibt sich – gleichfalls vom Volksaberglauben gebahnt – noch einmal die hier vor allem interessierende intrikate Verbindung zwischen mythologischen Mustern und politisch aufgeladener Sage. Freia als *Weiße Frau, als die im*

Volksaberglauben neben Holda auch Bertha erscheint[102], *sogar am hohen Mittag, wie wir gesehen haben, das ist … jenes Hohenzollerngespenst, welches »in den Schlössern zu Berlin, Ansbach, Baireuth, Neuhaus und Rosenberg in Böhmen«*[103] *umgeht, und vor dem sich Effi »gefürchtet« hat, »so lange sie denken« konnte* (74). Stimmt sie der Herthasee tief traurig (222), der tödlichen Konsequenzen wegen, die der Kult der germanischen Erdmuttergöttin für die *männlichen* Adepten hatte[104], so ängstigt sich Effi beim Lesen des Bayreuther Reiseführers vor einem ebenfalls todbringenden Aspekt der sie umgebenden Mädchen-Namen. Daß sie unmittelbar vorher, aus der Einsamkeit heraus, die sie zur Lektüre verführt, ausgerechnet Hertha, Bertha und sogar Hulda herbeiwünscht, gehört zu den zahlreichen geheimen Kruditäten des Textes.[105] Im Falle des Herthasees liegt die Selbstreferenz auf der Hand, sieht Effi doch in der nämlichen Textsequenz, die »hell aufleuchtenden Dächer des langgestreckten Dorfes, dessen Name sie heute so sehr erschreckt hatte«, also das Dorf *Crampas*. Im zweiten Fall ist es nun auch längst offenbar geworden, weshalb sie sich immer schon vor der Weißen Frau fürchtet, die ja kein Briestsches Familiengespenst darstellt. Wie hatte doch Innstetten in jenem Gespräch (84) über den Spuk fast vorwurfsvoll gesagt: »[…] ich kenne Familien, die sich ebensogern ihr Wappen nehmen ließen als ihre ›Weiße Frau‹ […]«. Effi gehört zu einer solchen, sie soll sich entsprechend benehmen, das ist die Implikatur seiner Suada. Und sie hat das im gewissen Sinne kurz vorher auch getan: *Sie ängstigte sich bei der Lektüre des Reiseführers (aus Innstettens Leutnantstagen!) vor dem unheilverkündenden (weil Hohenzollern-Schuld rächenden) Gespenst einer Familie, die väterlicherseits die ihres Ursprungs ist.*

Der Autor baut ein konsequentes Verweisungssystem um seine Hauptfigur auf (Effis spezifische Gespensterfurcht ist ein Element davon), das uns eigentlich immer in nur *diese* bestimmte Deutungsrichtung leitet. Er bedient sich dabei verschiedenster gestalterischer Verfahren, getreu der von Innstetten gelieferten Bau- und Rezeptionsanleitung wird »alles zum Zeichen« und plaudert Geschichten aus (256). Namengebung, als Spezialfall des Symbolisch-Zeichenhaften, ist – wie wir gesehen haben – ein »ausplauderndes« Verfahren par excellence. Ein anderes stellt die in Erzählerbericht, Beschreibung und Figurenrede eingebundene literarische Intertextualität im *engeren* Sinne dar. Diese wird vom Sprachhandeln auf der realistischen Handlungsebene dergestalt gestützt, daß den intertextuellen und mythologischen (wie den historischen) Anspielungen nicht irgendeine symbolische, sondern eine realistische, plotbildende Funktion zukommt. Vice versa gerät das »spießbürgerlich« (49) anmutende Geschehen apart »wie sechs Romane« und öffnet sich zum weiten Feld der Menschheitsdichtung, – mit einer nordischen Venus und preußischen Madonna in der Hauptrolle.

3. Die Prinzessin im Spukhaus. Intertextualität II
Hulda unter dem Holunderbaum oder »Aschenbrödels Erwachen«

Im folgenden soll zunächst jener Fremdtext genauer betrachtet werden, der in der Eheleute Briest Gespräch über Hulda und Nienkerken (und später auch in Effis Erinnerungen) als anzügliche Rückwendung erscheint. Die von Niemeyer, dem »Vater der Idee« hinzugedichtete »verschämte Nutzanwendung« (27) auf Effi und Innstetten läßt die pragmatische Absicht der zur Polterabendaufführung dienenden Holunderbaumszene aus dem *Käthchen von Heilbronn* so offensichtlich werden, daß sich eine Analyse zwingend erforderlich macht. Hatte sie Niemeyer vielleicht deshalb ausgesucht, weil sie schon per se eine Nutzanwendung – und zwar eine doppelte (auf Tochter und Tochter des Patrons) zuließ? Etwas verwirrend Verqueres habe Briests Reaktion auf diese Szene, stellt Humbert Settler fest[106]; sehr wahr, aber welcher Sinn käme dem Protest gegen die Rede der Effi-Stellvertreterin zu, was besagt er eigentlich, wenn man ihn auf seinen Kern reduziert? Handlungsinterne Implikatur des familienbewußten Einwands scheint zunächst nur die mangelnde literarische Bildung des Ritterschaftsrates, der (standesgemäß) einfach nicht weiß, wer Käthchen ist: »Hoher Herr und immer wieder hoher Herr – was soll das? Das leitet in die Irre, das verschiebt alles […] es verschiebt die Situation.« Allerdings mutet die Wortwahl sehr befremdlich an: *In die Irre leiten, Verschiebung der Situation* (gleich zweimal)? Diese Semantisierung ins *Konträre trifft* auf die »Situation« Effi – Innstetten, die Briest ja im Auge hat, nur unter der Bedingung einer konträren *Konstellation zu.* D.h. einer, in der Effi die eigentlich Höherstehende ist! Und genau dieser entspricht ja die bisher verborgene, aber *wirkliche* zwischen Käthchen und Wetter von Strahl, die in der Holunderbaumszene, Anagnorisis und Höhepunkt des Stückes, gerade vor des Alten Ohren enthüllt wird! Nehmen wir Briests Verwirrspiel beim Wort, so stellt sich uns sein beschränktes personales Räsonement erneut als Wink an den Leser dar, als einer mit dem berühmten Zaunpfahl sogar. Dabei treibt er (ganz fontanesk) auch handlungsintern mit Entsetzen Scherz, indem er erneut die Konversationsmaxime der Familie in gespielter oder vielleicht halb gespielter Naivität (denn wieviel weiß *dieser* Joseph?) auf eine Zerreißprobe stellt: »Da müßte denn doch Innstetten ein verkappter Hohenzoller sein, es gibt ja dergleichen. Das ist er aber nicht, und so kann ich nur wiederholen, es verschiebt die Situation.» (27)

War Briest so vom »gut daliegenden« Käthchen fasziniert, d.h. von dessen Anblick, daß er des Grafen von Strahl fragenden Ausruf überhörte, die Pointe der Szene? Hatte sie Niemeyer, die Nutzanwendung entschärfend, »umgeschrieben«? Wie dem auch sei, von Engelbrecht/Strahl ist jedenfalls

über Hulda/Käthchen etwas zu hören gewesen, das auf Effi bezogen nichts Geringeres als die Zurücknahme der »Verschiebung« auf diejenige darstellt, der die höhere Ehre gebührt: »Weh mir! Mein Geist, von Wunderlicht geblendet, /Schwankt an des Wahnsinns grausam Hang umher! /Denn wie begreif ich die Verkündigung, /Die mir noch silbern wiederklingt im Ohr,/Daß sie die Tochter meines Kaisers sei?«[107]

Diese auf Effi zielende Botschaft des Kleistschen Hypotextes findet ihre Verstärkung und ihre Umwertung in Richtung tödlicher Ausgang durch eine Vielzahl anderer herbeizitierter Texte. Vom »Ritter Olaf« singt die Trippelli, so berichtet es der Erzähler (97). Er kann damit nur den von Loewe vertonten *Herrn Olof* aus *Des Knaben Wunderhorn* meinen, nennt aber einen Titel von Heine. Mit dieser »Differenz« gelingt es Fontane, beide Texte für seinen fruchtbar zu machen und die Vernetzung aller Sinn-Ebenen zu verstärken. Ritter Olaf muß sterben, weil er »eines Fürstenkindes«, genauer: einer Königstochter, »in freier Lust genossen hatte«; und er segnet am Ende angesichts des Todes und der Geliebten noch »den Hollunderbaum«, »wo du dich mir ergeben«[108]. Herr Olof, auf dem Wege zu seiner Hochzeit, stirbt nach der Begegnung mit »Erlkönigs Töchterlein«[109], also einem Elementarwesen, das menschliche Sittlichkeit nicht anerkennt, »Erlkönig« selber, jener Kinder mordende Goethesche, war eben auch schon angerufen worden. Der Calatrava-Ritter – von Crampas selbstbezüglich und vorausdeutend ins Verführungsspiel gebracht – wird, seiner Auslegung nach, wegen der »heimlichen Liebe« zur Königin vom (im Konkubinat lebenden!)[110] König aus Neid enthauptet (147). Und in den *Glocken von Speyer* schließlich geht es um den Tod zweier sehr unterschiedlicher deutscher Kaiser: ein Ereignis, das sich in der erzählten Zeit des Romans wiederholen wird – jedesmal will man 1888 übrigens vorher die »Weiße Frau« gesehen haben.[111]

Kleists *Käthchen von Heilbronn* wurde in der Fontaneforschung bisher bestenfalls als eine Kontrastfolie für die Geschichte Effis begriffen.[112] Die von Anne Marie Gilbert zuerst formulierte These ist dabei an sich plausibel; sie stützend zunächst noch folgende Beobachtung: Das Käthchen zittert, als ihr Wetter im Traum erscheint, dem sie das erste mal leibhaftig am »hellen Mittag« begegnet; worauf sie aus dem Fenster springt und »bricht sich beide Lenden«[113]; bei Effis Begegnung mit Innstetten zur mittäglichen Geisterstunde kommt diese, die sich trotz ihres vielen Hinfallens noch »nichts gebrochen« (11) hat, »in ein nervöses Zittern« (19); im Alptraume (?) dann erscheint ihr der von Crampas einem »Cherub mit dem Schwert« (140) gleichgestellte »Chinese«. Hier wurde vom Autor offenbar sehr bewußt invers zum Kleist-Text gearbeitet. Schließt denn aber der so sorgfältig herausgearbeitete Sachverhalt, daß Effi sich ganz und gar nicht für eine Käthchen-Rolle

eignet, die Gemeinsamkeit aus, daß sie (ganz romangerecht) mit Kleists romantischer Heldin – ein Herkunftsgeheimnis teilt? Freilich gibt es keine »Holunderbaumszene« in *Effi Briest*; – außer der Kleistschen Szene selbst! U. e. spricht nicht zuletzt ihre *Auswahl* als Polterabendspiel sowie der Sinn des Briestschen Einwands gerade für ein derartiges, die poetische Fallhöhe der Kontrastierung enorm steigerndes tertium comparationis! Wie ja alles andere auch. Effis Desinteresse an den Proben und ihre Präferenz für Benedix' *Aschenbrödel* z.B. dient ja doch der Potenzierung des Motivs der »unbekannten Herkunft«, das in unserem Roman zum geheimen thematischen Kern-Komplex geraten ist. Bei Benedix stellt sich das scheinbare Aschenbrödel in der fiktiven Wirklichkeit – noch bevor sie von ihrem Grafen erlöst wird – als die Tochter einer *Fürstin* heraus! In diesem Stück hätte Effi »wirklich selber mitspielen mögen«, die Hauptrolle natürlich, um »›Aschenbrödels Erwachen als Prinzessin‹ oder doch wenigstens als Gräfin« (28) zu erleben. Das ist eine sehr präzise Wiedergabe des Plots[114] von *Aschenbrödel*; Elfriede, das kleine Pensionsfräulein, erwacht als *geborene Prinzessin* (ohne je zu erfahren, wer sie ist) und als (von einem Grafen adoptierte) zukünftige Frau eines Grafen; mutatis mutandis haben wir Effis Situation vor uns. Freilich bringt die ihr und anderen, weil sie konträr konzipiert wurde zur Heldin des »realistischen« Märchens, konträr auch zu Maria Kniehase, der Prinzessin, die einen Familienspuk auslöscht, kein Glück. Wieder ist die Fallhöhe der Desillusionierung größer, nimmt man – wie es der Text fordert – eine identische Ausgangssituation, eine reale, nicht bloß eine metaphorische Korrespondenz an. Im Unterschied zur bescheidenen, liebesfähigen Elfriede wird Effi von lebhaften und – was für unsere Argumentation ausschlagebend ist – ziemlich bestimmten Aufstiegsphantasien getrieben. Diese zielen ausdrücklich auf »Glanz« und »Ehre«, konkret auf ein »*ganz* vornehmes Haus, wo Prinz Friedrich Karl zur Jagd kommt«, auf »Hofball und Galaoper, immer dicht neben der großen Mittelloge« (33), also der Loge des Kaisers. Sie zielen mithin auf nicht weniger als auf Teilhabe am Glanz des Hohenzollern-Staates und deren Familien-Ehre. Im Lichte dieser gewissermaßen eingeborenen »Zukunftsbilder« (31) sind ihr Wunsch nach einem Mann, mit dem sie »Staat machen kann« (36) und auch schon der Vorwurf an die Mutter »warum habe ich keine Staatskleider« (9) alles andere als Konversationsfloskeln. Effis Ehrgeiz (»Ich habe dich eigentlich bloß aus Ehrgeiz geheiratet« – 86) gewinnt seine Dynamik aus dem narzißtischen Ideal-Ich der »Prinzessin«, das aber mehr Erbstück ist denn Produkt einer entsprechenden Erziehung. Bereits im zweiten Kapitel will sie sich anläßlich von Innstettens Visite »in fünf Minuten« aus »Aschenpuddel in eine Prinzessin« (18) verwandeln. Wenig später sagt ihr die Mutter auf den Kopf zu: »Es kommt dir vor wie ein

Märchen, und du möchtest eine Prinzessin sein« (31). Effis Antwort (»Ja, Mama, so bin ich«) und die Duplik Luises («Ja, so bist du. Ich weiß es wohl«) sind beide geradezu aufgeladen mit tieferer Bedeutung. Ist der unwissenden Effis Bekundung in ihrer entschiedenen Emphase symptomatisch, so der Mutter Bekräftigung eben des Mitklingens von *tieferem* Wissen wegen.

In erster Linie leistet aber immer wieder das zweideutige Orakel Briest Aufklärungsarbeit, das nie als agent provocateur des Autors begriffen und beim Wort genommen wird. So etwa, wenn vom »Trosseau« für die Prinzessin Effi (letzteres nicht in Anführungszeichen) die Rede ist (23), also einer Hochzeitsausstattung für wirkliche Fürstinnen,[115] bei deren Ankauf sich Effis Geschmack dann als ausgesprochen aristokratisch erweist. Obgleich ihr der Gruß der »Prinzessin Friedrich Karl« mehr gelte »als eine ganze Truhe voller Weißzeug«, darf es, wenn es ums Einkaufen geht, nur »das Eleganteste«, das »Beste«, muß es letztlich »immer was ganz Apartes« sein (24f.). Erneut wird das Schlüsselmotiv des »Aparten« ins Spiel gebracht und mit Effis Fixierung auf die höchste Höhe, die Hohenzollern also, verbunden. Wie das lexikalische Gespinst um Effis Hochzeit herum überhaupt. Von Niemeyer, der das »Zeug« hat, »an den Dom berufen zu werden« (107) heißt es nach der Trauung: »hat er nicht gesprochen wie ein Hofprediger«? Der das sagt, muß es wissen, denn er zählt »halb und halb zur Hofgesellschaft« (37f.). Den Zugang zur Hofgesellschaft erlangt Effi später tatsächlich, sie wird »Ehrendame« einer Stiftung der Kaiserin, der »alte Kaiser« richtet auf dem Hofball »gnädige, huldvolle Worte an die schöne, junge Frau, »›von der er schon gehört habe‹« (233). Welch majestätisch indirekte Rede innerhalb dieser Allusion auf *Aschenpuddel* … !

Doch Briest ist es vorbehalten, schon bei der Hochzeit der einschlägigen Zuschreibung die Krone aufzusetzen. Als er sich über den »an manchen Höfen immer noch üblichen Fackeltanz« ausläßt (37), schwadroniert er über einen festen Bestandteil des Hochzeitsrituals der Hohenzollern! Solche Rede für lediglich »redensartlich« (300) zu nehmen, sie nur als »façon de parler« (130) zu betrachten heißt, Fontane auf den Leim zu gehen. Der »ziemlich ernste Ton«, in dem ihm Luise dabei den Verweis erteilt: »Du stehst hier nicht um Zweideutigkeiten zu sagen, sondern um die Honneurs des Hauses zu machen«, sollte warnen.[116] Ihr Satz, der sich (für den Leser) auf das von Briest ebenfalls erwähnte »Strumpfbandaustanzen« bezieht, erweist sich vor dem hier skizzierten Hintergrund selbst als äußerst zweideutig. (Ein schönes Beispiel von gespaltener Referenz.)

Der Gatte Innstetten fährt in der Ehe, mehr oder weniger gut gedeckt vom situativen Kontext, in dieser Art Semantisierung fort. Er redet Effi, die ihn (zweideutig genug) zum orientalischen Fürsten erklärt hatte, später mit

»Fürstin« (60) an und stellt seinem »Schatz« für die Berliner Wohnung »bunte Glasfenster« in Aussicht: »Kaiser Wilhelm mit Zepter und Krone […] heilige Elisabeth oder Jungfrau Maria« (193), die nie mehr zur Sprache kommen, die jedoch Effis hoheitliche Rollen im Spektrum von himmlischer – man denke an Gießhüblers Huldigung in der Rolle des »Mohrenkönigs« – und irdischer Majestät verbildlichen. (Auch die heilige Elisabeth war eine Prinzessin, bevor sie Landgräfin wurde.) Innstettens vorangehende Frage: »Und könntest du dich entschließen, in solchem Palazzo zu wohnen« (190) ist gar in ihrer schwachbrüstigen Legitimation, es geht ja bei seiner Versetzung nach Berlin keineswegs um den Einzug in einen Palast, ohnehin – wie so manches Detail – nur als Mosaikstein des vorgeführten Interpretationskonstrukts sinnvoll.

Selbstverständlich läßt Fontane den todestrunkenen Erotiker Crampas sich unentwegt an Effis »Krönung« beteiligen: durch seine Identifikation mit dem Calatrava-Ritter, die stumme Zuerkennung der Krone einer »eigentlichen« Königin an Effi und das mit seinem Räsonement über die »trennende Macht des Wassers« (174f.) eingebrachte Motiv der »Königskinder«, welches auch den Mann mit dem »rotblonden Sappeurbart« in seiner Stellvertretung kennzeichnet (beides während des Sylvesterballs nach der denkwürdigen Schlittenfahrt.)[117] Selbst in Heines *Seegespenst*, dem Leittext der Crampasschen Sehnsucht, halten dort, wo sich die »Immergeliebte, Längstverlorene, Endlichgefundene« meertief verbirgt, »steinerne Kaiserbilder Wacht«.[118]

Damit aber immer noch nicht genug: Das Begrüßungsgedicht für Effi zu ihrer Rückkehr aus dem Kaiserbad Bad Ems enthält mit dem Vers »die gattin- und mutterlose Zeit« eine Anspielung auf Schillers »kaiserlose, die schreckliche Zeit« aus dem *Grafen von Habsburg* (238f.) Geschrieben von Herrn »Gizicki«, dessen Namen, den Fontane selbst auf Rodenbergs Ansinnen hin nicht änderte, *die historische Lilly v. Gizycki aufruft, welche als Schriftstellerin mit dem Lebensbericht über ihre Großmutter, eine illegitime Tochter des Königs Jérôme Bonaparte und spätere Baronin … hervorgetreten war.*[119] Der Willkommenskranz dazu enthält statt eines auch zur Wahl stehenden E. v. I. ein aus Vergißmeinnicht geflochtenes »W«. (Einen Kranz mit einem aus Blumen geflochtenen »W« darauf bekam Fontane – semiotische Ironie der Geschichte, die ihm gut gefallen hätte – dann auch … auf sein Grab: von Wilhelm II.)

Letztlich ordnen sich sogar solche »Redensarten«, wie: »da kann selbst der Kaiser keinen Tee mehr verlangen« (anläßlich von Effis mitternächtlichem Wunsch; 153) oder Innstettens sarkastisches Zukunftsbild für Afrika, »mit einem Schwiegersohn von König Mtesa Blutfreundschaft schließen« (302) zu wollen, zwanglos in das semantische Feld ein, das wir jetzt im

Groben abgesteckt hätten. Die Kohärenz der offenen und verdeckten, der »subjektiven« und »objektiven«, personalen und auktorialen Anspielungen ist beeindruckend: *Alle* laufen sie darin zusammen, Effi ebenso diskret wie unmetaphorisch als *Königskind*[120], metaphorisch aber als Königin des Himmels und der Erde zu markieren. Wo aber ist ihr genauer, ihr realistischer Ort darin?

4. »Orangeband, Orden, Helmbuschzier,/ Pasewalker Kürassier«. Wer ist es?

Ziemlich spät im Text führt die Spur an den Ort der Zeugung, die preußische Hauptstadt. Luise Belling, so erfahren wir ganz beiläufig im 23. Kapitel, war »vor etlichen zwanzig Jahren« Zögling der »Heckerschen Pension« in Berlin (208). *Nimmt man den Kommentatoren die Arbeit ab, und geht der Angabe nach, wird man reich belohnt: Diese Pension gab es um 1860 herum wirklich – und zwar in der Louisenstraße 35, – Fontanes langjähriger Adresse.*[121] (Welch ein Selbstbezug!) Dort wurde Luise Belling von dem »Damenmann« Rummschüttel behandelt, der Effi »trotz der zwanzig Jahre und drüber« (209) als ganz die Mama erkennt. Das zweimalige Betonen der »zwanzig Jahre« läßt vom hier und jetzt aus eben wieder jenes Jahr 1860 hervortreten, in dem Innstettens Glück zerbrach und Briest in die Bresche sprang. Dr. Rummschüttel, der in seiner ärztlichen Wissenschaft nicht gerade glänzt (214), wird später bei der fast sieben Jahre währenden Kinderlosigkeit des Paares von Mutter Briest zu Rate gezogen. Weil er – man höre – »auf dem Gebiete der Gynäkologie nicht ganz ohne Ruf war« (234). Ist er in dieser Eigenschaft in der Pension tätig geworden? Hat er Luisens Schwangerschaft festgestellt? (»Geholt« hat sie dann Wiesecke. – In Friesack?) Daß Rummschüttel Bescheid weiß, geht für uns jedenfalls aus seinem Brief an die Mutter (!) hervor, dessen Aufforderung, die kranke Effi heimzuholen, auf der Implikatur einer sanften, zweimal in den vielsagenden drei Punkten versteckten moralischen Erpressung beruht:

»Verzeihen Sie einem alten Manne dies Sicheinmischen in Dinge, die jenseits seines ärztlichen Berufes liegen. Und doch auch wieder nicht, denn es ist schließlich auch der Arzt, der hier spricht und seiner Pflicht nach, verzeihen Sie dies Wort, Forderungen stellt … Ich habe soviel vom Leben gesehen … aber nichts mehr in diesem Sinne. Mit der Bitte, mich Ihrem Gemahl empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit.

Dr. Rummschüttel.« (290)

Die Botschaft des Arztes erreicht das Kommunikationsziel; dank ihres geheimen Kerns vermag sie die Verleugnungssschranken aufzuheben, hinter

denen sich die Mutter von Anfang an selbstgerecht eingerichtet hatte. Vergebung wird möglich, ausgesprochen aber durch die Worte des »Gemahls«, der sich hier einmal zum Herrn im Hause aufschwingt.

Welchem Jäger, welchem »Husaren« oder »Kürassier« fiel Luise, nicht ohne ihren Bellingschen Anteil an der wilden Jagd, im sprichwörtlichen Sündenbabel Berlin[122] einst »zum Opfer«, von ihm die Tochter der Luft empfangend[123]? Welcher Prinz erweckte das märkische Aschenbrödel in ihrer Pension? »Hocharistokratie?«, so fragt Franziska Franz in *Graf Petöfy* die Freundin Phemi. (Es geht um den Erzeuger ihres illegitimen Kindes.) »Höher.« antwortet diese. Und Euphemia La Grange würde wahrscheinlich selbst beim »Archidukalen« keineswegs halt machen, wenn der Autor das Gespräch nicht gezielt zum Abbruch brächte.[124] Auch wir brauchen die »Erzherzöge« Preußens – etwa den »roten Prinzen« Friedrich Karl – nicht in Betracht zu ziehen, geringerer Hocharistokratie zu geschweigen. – Der Zeichen wegen, die der Text setzt, und die eine rundeste Rundung, die höchst erreichbare politisch-romantische Klimax herstellen. Sie verweisen auf jenen Hohenzoller, der nur als Toter, aber in bezeichnender engster Nachbarschaft zur königlichen Namengeberin der Mutter Effis Erwähnung findet: *Das »Luisendenkmal in Blumen« und die Potsdamer Friedenskirche, »wo Kaiser Friedrich liegt«, zu besuchen, das empfiehlt Wüllersdorf Innstetten beinahe in einem Atemzug als »Hülfskonstruktionen« (303) des Lebens.* Welch eine sprachliche Hilfskonstruktion des Autors, um für den Leser die (nur mortifiziert und ikonisch »mögliche«) Verbindung zwischen Luise und dem vormaligen Kronprinzen anzuzeigen! Friedrich Wilhelm (seit 1851 Chef eines *russischen* Husarenregiments – man denke an der Trippelli Fürsten!) vertrat in der Zeit, in die Effis Hochzeit fiel, den beim Nobiling-Attentat verletzten Vater, weshalb die Polterabend-Worte Wetters von Strahl über des »Kaisers Tochter« fast vollständig ins Schwarze treffen.[125] Sie liegen etwa nur soweit ab von der »Wahrheit« wie Mentone, wohin die kranke Effi fahren soll, von San Remo, wo der schon todkranke, stimmlose[126] Friedrich vor seinem eigentlichen »Regierungsantritt« weilte. Beides »ist ja wohl Riviera« (297) – und unmittelbar benachbart.

Sieht man sich jene Konstellation genauer an, die im Hause Innstetten ein Dreieck (analog zu Ringstetten – Berthalda – Undine) bildet, dann findet sich innerhalb der schon beschriebenen verdeckten Symmetrie zwischen den so ungleich anmutenden Rivalinnen,[127] dem Dienstmädchen mit dem Vornamen von Frau Bimarck und Effi (wofür ist das die Abkürzung?)[128], ein ungemein signifikantes Detail gleicher Kontiguität. Johannas illegitime Abkunft ist, so hatten wir gesagt, die Parallele zu der Effis. Aber es geht noch genauer. Ihre Existenz verdankte das »Juwel«, dessen »Spezialanspruch« an Innstetten

Abb. 5. »rotblonder Sappeurbart«
Heinrich Angeli: Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen
Pastell 125 x 81 cm. Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, Schloß Charlottenburg. Foto: Jörg P. Anders, Berlin

es diesem »angst und bange« (300) werden läßt – wie einst seine Brautwerbung der armen Effi (18)[129], einem »on dit zufolge« einer längst pensionierten »Größe der Garnison Pasewalk« (216). *Pasewalk? Da gab es doch jenes Kürassierregiment, in dessen Uniform sich der rotblondbärtige Friedrich, gleichsam als (noch) lebendes Angely-Bild, seinem letzten Staatsgast, dem Schwedenkönig Oskar präsentiert haben soll. Besungen in Fontanes Gedicht »Letzte Begegnung«, dem das Titelzitat des Kapitels entstammt*[130] … Daß der »hohe Chef« des Regiments, eine nicht zu überbietende »Größe«, nach des Autors Willen Effis Vater ist, wird damit noch wahrscheinlicher. *Und in Crampas* – »ganz Beau und halber Barbarossa« (233) – *begegnet ihr das Bild dieses Vaters, von dem sie sich unwiderstehlich angezogen fühlt.* Die eigentliche »quasiinzestuöse« Vater-Tochter Beziehung des Textes ist von archetypischer Dynamik – hier greift der Geschlechterfluch als tiefenpsychologischer Wiederholungszwang.

Schon Effis Charakteristik, vor allem die so nachdrücklich behauptete Liebenswürdigkeit (53, 226, 247) spricht hinsichtlich ihrer Verwandtschaft mit dem Kronprinzen Bände, gehört doch Liebenswürdigkeit (und Beeinflußbarkeit) zu den Topoi der Beschreibung Friedrichs.[131] Von »Natur frei und offen« (177) ist Effi; Fontane charakterisiert den Kronprinzen in seinen *Vaterländischen Reiterbildern* als »offene, fröhliche Natur«.[132] »Nur kein Zwang«, »nur keine Lüge«[133] – das ist auf ihn gemünzt, gehört aber auch zu Effis Selbstverständnis. Angesichts der von ihr nicht geschätzten, aber familiengeschichtlich bedeutsamen Bilder *Sturm auf Düppel, Schanze 5* und *König Wilhelm und Graf Bismarck auf der Höhe von Lipa*, vor dem hier abwesenden, aber dazugehörenden Vater[134], dem eigentlichen deus absconditus[135] des Romans also, behauptet die dann doch der Lüge Verfallene: »immer war es mein Stolz, daß ich nicht lügen könne und auch nicht zu lügen brauche« (230). Trotzdem stiften beide, sie und der an den dargestellten Waffentaten beteiligte Kronprinz »Verwirrung«[136]; ob nun im Privaten oder im Politischen. Nicht zuletzt deshalb, weil sie eine Neigung haben, sich »nach links hin treiben zu lassen« (237). Das schloß auch bei Friedrich, der den (an Effi vererbten) sexuellen Appetit der Hohenzollern besaß, reale Eskapaden ein, eine vermutete Fontane genau im Geburtsjahr unserer Heldin, welches sinnigerweise in eine »Pause« Viktorias fällt.[137] Vor allem aber, und das zielt in erster Linie auf Friedrich, obwohl es im Roman für Effi konstatiert wird, weil es ihnen an Sicherheit »bei Berührung großer Fragen« (68) fehlte. Erschien der »Sieger von Königgrätz und Sedan«[138] doch selbst liberalen Freunden »als Schwanenritter, der nicht befragt werden dürfe, wohin die Reise gehe, weil seine Antwort kaum befriedigt hätte. Konservative Gegner hielten ihn eher für eine Rolle auf der Wagnerbühne als für eine Aufgabe im Staat geeignet«.

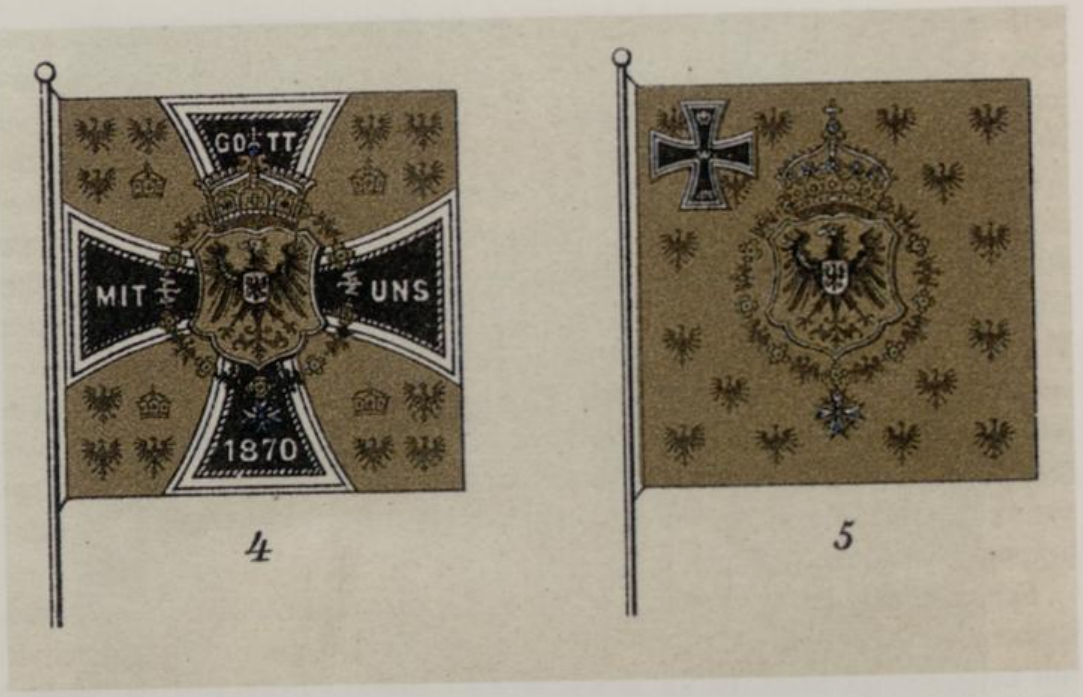

Abb. 6. Deutscher Kaiser. Wappen, Kronen und Standarten. 4. Kaiser-Standarte 5. Kaiserin-Standarte. In: Brockhaus Konversationslexikon. 14. Aufl. 5. Bd. nach S. 52

Und tatsächlich wurde er auf seiner letzten Englandreise, in Kürassieruniform paradierend, mit »Lohengrin; Lohengrin« angerufen.[139] Bereits während der Stellvertretung Wilhelms im Jahre 1878 hatten sich Friedrich und seine (mit Luise gleichaltrige) Gattin durch »Glanz, Pomp und Gepränge«[140] hervorgetan, – Effi so das Vorbild ihrer Phantasien liefernd – wie ja Crampas von ihr nach dem »eingeborenen« Vorbild des Vaters »gewählt« wird. Entsprechend urteilen die Angehörigen des Kessiner Landadels, »Menschen von meist zweifelhafter Liebenswürdigkeit, die während sie vorgaben, über Bismarck und die Kronprinzessin zu sprechen, eigentlich nur Effis Toilette musterten«: »Man merke doch an allem die Berliner Schule: Sinn für Äußerliches und eine merkwürdige Verlegenheit und Unsicherheit bei Berührung großer Fragen.« (68) Als gehörte Sicherheit bei letzteren zum Standard junger Landedelfrauen!

Man kann eine derartige Kontextualisierung, die Effi und ihre Eigenschaften (Erzeugnis für Erzeuger) in das Dargestellte stellvertretend dort »einbaut«, wo der Kronprinz hineingehört, nur als äußerste Abgefeimtheit bezeichnen, gegen welche etwa die penetrante Präsenz des Namens *Friedrich* als *Diener* des Bismarckmannes Innstetten oder Effis von einem aufmerk-

samen Leser monierte[141] Ankunft auf dem falschen, nämlich dem Friedrichstraßenbahnhof (201) doch ein wenig abfällt. Dennoch trägt auch das zum Muster des Textes bei. Der »Fehler« symbolisiert z.B. sehr schön ihr Heimkommen aus der Kessiner Fremde in die eigentliche Vaterstadt, in der sie sich ja bekanntlich gerettet glaubt. Effis todverheißende Stellvertreterrolle (als sie stirbt, ist sie genau halb so alt wie Friedrich zum Zeitpunkt seines Todes)[142], kommt im Text in zwei Rahmen bildenden Sequenzen noch direkter zum Tragen. In »öffentlichen Ehrenbezeigungen«: einer auffälligen, die gleichsam vom realistischen Ambiente entschärft wird, und einer, die nicht anders als wörtlich zu interpretieren wäre, ihrer Unauffälligkeit wegen der Interpretation aber bisher fast völlig entgangen ist. Im vierten Kapitel marschiert die Schuljugend von Hohen-Cremmen am *Sedanstag* salutierend an ihr vorbei (29f.); nichts Ungewöhnliches für die Patronatstochter; für die Tochter des »Siegers von Sedan und Königgrätz«, deren Kind dann auch noch am Tag von Königgrätz (121)[143] zur Welt kommt, und die in der Königgrätzer Straße ihre Exilwohnung haben wird, allerdings das gebotene »Zeremoniell«. *Als sie Kessin für immer verläßt, erfolgt die zweite »öffentliche« Ehrenbezeigung, die, hat man sie denn erkannt, an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.* Sie stellt gleichsam das Siegel unseres Konstrukts dar. Effi, auf das Schiff wartend, nimmt kurz bevor sie Crampas erblickt, diesen anderen Stellvertreter, auf dem *dreistöckigen* Hotel gegenüber »eine gelbe Flagge, mit Kreuz und Krone darin« wahr, »die schlaff in der stillen, etwas nebligen Luft herniederhing« (200). Welche Flagge ist das, die (vom Autor) gleichsam zu ihrem Abschied gehißt wurde? Die Farbkombination schwarz/gelb oder schwarz/gold hat im Text mehrfach auf Effi Bezug. Bei ihren »ostasiatischen« Phantasien am Anfang – hier sogar mit rot ergänzt (31), beim Haus, welches vielleicht die Stätte ihres Ehebruchs ist und als »gelb mit schwarz gestrichenen Balken« (179) dargestellt wird, schließlich bei jenem schwarzen Stuhl mit drei »goldenen Stäbchen« (307), auf den sich die Mutter zur Verkündigung der Todesbotschaft setzt. Das Haus ordnet Grawe dem »antipreußischen Aspekt von Effis Handeln« zu, während er die benannte Flagge, »offenbar auf schwarzem Grund« dann doch wieder zur Symbolik von »Thron und Altar« gehörend erklärt.[144] Das ist ziemlich inkohärent, obwohl doch Grawes Quelle die (halbe) Erklärung gleich mitliefert: Schwarz und gelb – sind die alten Kaiserfarben, die allerdings, was weniger bekannt ist, nicht allein in Österreich überlebten. Man kann Flaggenlexika wälzen, so viele man will, *nur die deutsche Kaiser- und Kronprinzenstandarte waren damals gelb, enthielten Kreuz und Krone (sowie einen vom Autor versteckten Adler innerhalb des Kreuzes – alle schwarz).* Effis väterliches »Wappenzeichen« (nicht *irgend etwas* Preußisches oder Anti-Preußisches) hat Fontane an Hoppensacks Hotel also

aufgezogen, als sie Kessin verläßt – und Crampas ihr ein letztes Mal vor Augen tritt … Die Szene ist dabei ganz realistisch unterfüttert: *Hoppensacks Hotel in Swinemünde, dessen sich Fontane hier für seine fiktive Örtlichkeit bediente*[145], *hieß eigentlich »Hotel zum Kronprinzen«, was aber dem Leser verschwiegen wird.* Es ist das gleiche Hotel, in dem die Tauffeier ihres Kindes stattfand, auf der Crampas und Gieshübler Cognak miteinander tranken, das gleiche Hotel, in dem Innstetten und Wüllersdorf vor dem tödlichen Duell – ebenfalls Cognak trinken.

Zu den Zeichen, unter welchen ihr Leben schicksalhaft steht, gehört das der »Drei«[146] (das dreimalige Erscheinen des Hotels an Einschnitten ihres Lebens ist ein weiterer Beleg für Riechels These). Es sind Zeichen, unter denen sie nicht siegen, sondern – gleich ihrem Vater – nur sterben kann. Schwarz/Gold symbolisiert neben dem Genealogischen Archaisch-Politisches, das in des freiheitlichen Kronprinzen und Kaisers romantischen »Vorstellungen« vom »freien deutschen Kaiserstaat«[147] (mit dem verschämten Rot dazu sogar in Richtung auf 1849, als das Parlament den Onkel Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser wählte) nur eine – »schlaff herniederhängende« – Realitätsentsprechung hatte. Wie Effi, die sein klagloses Leiden teilt, die sich nach seinem Vorbild im Sterben noch um Versöhnung bemüht[148], konnte er, der sich eigentlich *Friedrich IV.* nennen wollte, am Ende von vielem im Leben sagen: »beinah«. (294)

Die Verbindung der »natürlichen Tochter« Friedrichs mit dem sie erziehenden Bismarck-Zögling, (der sich am Ende der nächsten Generation zuwenden muß): – eine dynastische »Musterehe« fürwahr hätte es werden können. Welche Geschichtsutopie steckt nicht in dieser Allegorie, deren Unmöglichkeit allerdings Fontane als »realistische« Ehegeschichte gleich mitliefert.

Als Zurücknahme der erfüllten Verheißung des Erstlingsromans nicht zuletzt, denn die Prinzessin, die ins Spukhaus von Kessin kam, sie erlöste niemanden mit der unwiderstehlichen Macht des Illegitimen, weil sie niemand zu erlösen vermochte …

Anmerkungen

1 Erika Swales: *Private mythologies and public unease: on Fontane's Effi Briest.* In: *Modern Language Review* 75 (1980), S.123. Die Stellen aus dem Englischen sind – der besseren Lesbarkeit des Textes wegen – übersetzt oder deutsch paraphrasiert worden. Aus dem gleichen Grund wurden alle Zitate seiner syntaktisch-grammatikalischen Struktur angepaßt.

2 Brief vom 18.8.1880 an G. Karpeles (betr. *Ellernklipp*) In: *Theodor Fontane. Der Dichter über sein Werk.* Bd. 2. Hrsg. von Richard Brinkmann in Zusammenarbeit mit Waltraut Wiethölter. München 1977, S. 280.

3 Valerie D. Greenberg: *The resistance of Effi Briest: an (un)told tale.* In: *Publications of the Modern Language Association* 103(1988), S. 776.

4 Auf diesen bemerkenswerten Sachverhalt hat Erdmann Waniek erst 1982 aufmerksam gemacht. Vgl. Erdmann Waniek. *Beim zweiten Lesen: der Beginn von Fontanes Effi Briest.* In. *German Quarterly* 55(1982), S. 166. Alle Seitenangaben aus dem Roman nach AFA, *Romane und Erzählungen*, Bd. 7. Dritte Auflage 1984.

5 Hugo Aust: *Theodor Fontane. Ein Studienbuch.* Tübingen und Basel 1998, S. 160.

6 Peter Meyer: *Die Struktur der dichterischen Wirklichkeit in Fontanes Effi Briest.* Marburg 1961, S. 43. Die Grundannahme der fast vergessenen Arbeit Meyers von einem Voraussetzungssystem, das der Leser als selbstverständlich hinnimmt, erwies sich als äußerst fruchtbar. Karla Bindokat machte uns auf sie aufmerksam. Wie Anm. 91.

7 Vgl. z.B. Peter Paul Schwarz: *»Tragische Analysis« und Schicksalsvorausdeutung in Fontanes Roman Effi Briest.* In: *Sprachkunst* 7 (1976), S. 249. »Vorgeschichte und Beginn des Romans liefern demnach die gesellschaftliche Motivation für die tragische Entwicklung des Romangeschehens«.

8 Daragh Downes: Artikel *Effi Briest.* In: *Fontane-Handbuch.* Hrsg. von Helmuth Nürnberger und Christian Grawe. Stuttgart 2000, S. 642.

9 Brian Holbeche: *Innstetten's »Geschichte mit Entsagung« and its significance in Fontane's Effi Briest.* In: *German Life & Letters* 41(1987/88), S. 21. (mit Hinweis auf Bemerkungen von Karl Richter.)

10 Greenberg, wie Anm. 3, S. 771.

11 Allen Predigern des »unabschließbaren Horizonts« oder der »unendlichen Semiose« ad notam, wenn sich hinter dergleichen nur die Kapitulation vor dem Artefakt zu verbergen sucht, das ja wohl einem Willen zum Sinn seine Existenz verdankt.

12 Meyer, wie Anm. 6, S. 43.

13 *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen.* München 1995, Lemma *sonderbar*, S. 1308.

14 Michael Schmidt: *»Geheimnisse […] und Anspielungen« oder Caroline und Effi von Briest. »Namen-anspielung« und Protoemanzipation in Theodor Fontanes Roman.* In: *Nordlit* (1998)3, S. 164.

15 Der Begriff »Delegation« für dieses Phänomen stammt von Holm Stierlin.

16 Für Beispiele psychologisch subtilerer Motivation (Greenberg, Thum, Miething) vgl. jetzt die Zusammenfassung bei Aust, wie Anm. 5, S. 163f.

17 Der Ausdruck erscheint, auf den Spuk bezogen, zuerst bei Giesela Warnke: *Der Spuk als »Drehpunkt« in Fontanes Effi Briest.* In: *Literatur für Leser* 1 (1978), S. 224.

18 So ihrem griffigen Theorem zuliebe WALTRAUD WENDE: *»Es gibt …viele Leben, die keine sind …« Effi Briest und Baron von Innstetten im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichen Verhaltensmaximen und privatem Glücksanspruch.* In: *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts.* Hrsg. von HANNA DELF VON WOLZOGEN in Zusammenarbeit mit HELMUTH NÜRNBERGER. Bd. 2. Würzburg 2000, S. 151.

19 AUST, wie Anm. 5, S. 163.

20 CHRISTIAN GRAWE: *Theodor Fontane: Effi Briest.* Frankfurt am Main 1985. S. 92. Die immer noch umsichtigste Gesamtdarstellung.

21 Vgl. MARIANNE C. DEVINE: *Erzähldistanz in Fontanes Effi Briest.* In: *Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift for Charlotte Jolles.* Hrsg. von EDA SAGARRA und JÖRG THUNECKE. Nottingham 1979, S. 548. »Er legt die tragische Dimension schon in der Ehe selbst an, indem er nicht nur die Verführung sondern die ganze Ehethematik von vornherein unter den Aspekt der Todesmotik (!) stellt.«

22 Hier handelt es sich um eine Variante des Motivs der Statuenverlobung.

23 CHRISTOPH HUBIG: *»Es ist soviel Unschuld in ihrer Schuld«. Theodor Fontanes Stellung zur »preußischen Moral« am Beispiel der Effi Briest.* In: *Preußen. Politik, Kultur Gesellschaft.* Hrsg. von MANFRED SCHLENKE. Bd. 1. Reinbek bei Hamburg 1986, S. 450. Innstetten sei »zwar ein Verächter des Preußenpathos, jedoch, weil er politisch zweck- nie wertrational ist«. Eine tragfähige Beobachtung, die – wie so oft – nicht von einem Literaturwissenschaftler gemacht wurde!

24 WENDE, wie Anm.18.

25 Einen interessanten (unvollständigen) Überblick auch über die diesbezüglichen Aporien der Forschung gibt FRANZ R. KEMPF: *»Versteckt und gefährlich politisch«. Hundert Jahre Effi Briest-Kritik.* In: *Michigan Germanic Studies* 17(1991), S. 99–118. Der stringente Nachweis einer konkreten Vermittlung der Ehegeschichte mit etwas im engeren Sinne Politischen ist in der Forschung trotz allem rhetorischen Aufwand nicht zu finden. (Ähnlich geht es dem armen *Schach von Wuthenow.*)

26 Will man nicht die »ehesoziologische« Platitüde heranziehen, Amt, Ehrgeiz – sowie Bismarck haben Innstetten und Effis Glück verhindert etc. Daß die Ehe durch Bismarck überschattet ist, kann man wohl sagen. Aber wie?

27 KEMPF, wie Anm. 25, S. 99. »Zum anderen fragt man sich, ob das Etikett ›Bismarckbewältigung‹ das politische ›Sinnpotential‹ (Jauß) von Effi Briest ausschöpft […]« Das ist gegen Loster-Schneider gerichtet, die mit »Bismarckbewältigung« den zeitgenössischen Erfolg erklärt.

28 Hochzeit und Duell sind beides symbolische Wiederherstellungen der narzißtischen (männlichen) Integrität. Eine vage Parallelisierung von Ehe und Duell findet sich schon bei Meyer, wie Anm. 6, S. 115. Den bildhaften Ausdruck

Plombe für das Schließen narzißtischer Defekte übernehmen wir von Wolfgang Schmidbauer.

29 Downes, wie Anm.8, S. 633.

30 Reinhard H. Thum beklagte sich 1979, daß keine der Studien zum Roman die vielen Motive, Leitmotive und Symbole in einen Zusammenhang gebracht hätte. Dem ist bis heute nichts hinzuzufügen. Vgl. Reinhard H. Thum: *Symbol, motiv and Leitmotiv in Fontanes Effi Briest.* In: *The Germanic Review* 54 (1979), S. 115.

31 Etwa bei Warnke, wie Anm. 17, S. 239.

32 Vgl. Humbert Settler: *Effi Briest – Fontanes Versteckspiel mittels Sprachgestaltung und Mätressenspuk.* Flensburg 1999, S. 90f. Der Spuk-»Cherub« verstellt *für* Effi den Weg ins Paradies der außerehelichen Freuden Innstettens. Settlers neue Deutung des »Angstapparates« ist – wie seine Maitressenthese insgesamt – plausibel, weil mikrologisch begründet. Sie fügt sich gleichsam nahtlos in unsere Darstellung, die ihr noch zusätzliches Material liefert.

33 Diesen vom Autor geschickt gesetzten Sachverhalt übersieht Holbeche, wie Anm. 9, S. 24, der Crampas' Rede für diskreditiert durch dessen Motive hält. (Was im übrigen die Wahrheit seiner Aussagen ohnehin nicht »a priori« verhinderte.)

34 Wird nicht überhaupt erst *dadurch* Fontanes ebenso hinterhältige wie freimütige Behauptung, der Spuk sei ein »Drehpunkt für die Geschichte« verständlich? Brief v. 19. 11. 1895 an J. Widmann, wie Anm. 2, S. 454.

35 Der ganze irritierende Aufwand, den alten Niemeyer (der vielleicht *gar keine* leibliche Tochter hat) als Lot zu verdächtigen, scheint uns nur im Dienste dieser Funktion der Frau zu stehen.

36 Warnke, wie Anm. 17, S. 242.

37 Wende, wie Anm. 18.

38 Für Heinz Kohut eine Reinkultur des narzißtischen Beziehungsmusters.

39 Vgl. Michael Andermatt: *»Es rauscht und rauscht immer, aber es ist kein richtiges Leben.« Zur Topographie des Fremden in Fontanes Effi Briest.* In: *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts.* Bd. 3. wie Anm. 18. Andermatt verweist S. 191 für Innstettens Eigenschaften als moderner Karrierist auf Norbert Elias.

40 Vgl. die für den Roman wie für Fontanes persönliche Mythologie insgesamt so ergiebigen Lemmata *Mittag und Mittagsgespenst* im *Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens.*

41 Settler rechnet zumindest die Geräusche im Obergeschoß zu den Signalen der »Schäferstündchen« Innstettens mit Johanna, welche für ihn den Chinesenspuk realistisch zu verantworten haben. Wie Anm. 32, S. 62.

42 Wo doch extra Roswitha ausquartiert wurde und sich Effi »ganz wie eine junge Frau« fühlte. Gibt es eine dezentere *und zugleich* vernichtendere Disqualifizie-

rung der Liebhaberqualitäten eines Ehemannes in der Literatur des 19. Jahrhunderts?

43 So HELMUTH NÜRNBERGER: *Fontanes Welt.* Berlin 1999, S. 696 Auch CHRISTINE HEHLE im Kommentar der GBA S. 514.

44 *Handwörterbuch d. Aberglaubens.* Lemma *Wiedergänger.* (vgl. a. *Nachzehrer*).

45 AUST, wie Anm. 5, S. 163.

46 Das ist die Zauberformel der Erlösung im *Fliegenden Holländer* Wagners.

47 Brief vom 10. 10. 95 an C. Grünhagen. HFA III/ 4, S. 487.

48 Brief vom 29.1.1894 an M. Fontane. Ebd., S. 326. (Noch während der Korrekturarbeit am Roman!)

49 Für diejenigen, die Innstettens Tun für preußisch (und kantianisch) halten – es ist bestenfalls bis-märkisch. Vgl. den wichtigen Hinweis auf das Preußentum bei GRAWE, wie Anm. 20, S. 12ff, der aber wie alles Differenzierte untergegangen zu sein scheint.

50 Und dies bedeutete mehr noch als den »Verlust der Zuneigung der dritten Generation«, wie Holbeche (Anm.7, S. 28) meint. Es bedeutete das vollständige Versagen (auch als Erzieher), den Ich-Infarkt.

51 Das als Einwand gegen SCHWARZ, wie Anm. 7.

52 Vgl. SETTLER, wie Anm. 32, S. 92-103. Besonders die Bemerkungen über die »Gebundenheit des Erzählers an seine Gesellschaftsschicht« sind wichtig. Fontane installiert u. E. mit der Erzählinstanz tatsächlich so etwas wie den Agenten des Erwartungshorizonts eines feinen konventionellen Lesepublikums, der jenem gerecht wird und dieses damit ins Leere laufen läßt...

53 Unerfindlich, warum in einem *Handbuch* die Datierung der erzählten Zeit so offenkundig falsch sein muß. Vgl. DOWNES, wie Anm. 7, S. 634. Zumindest (aber nicht nur) der Anfang ist eindeutig (post Nobiling-Attentat) datierbar, spielt also im Sommer 1878. U.E. hat Fontane einen exakten Zeitplan, der ihn die Handlung im Herbst 1890 beenden läßt. Es finden sich nur anderthalb *grobe* chronologische Unstimmigkeiten, die eine betrifft Effis Alter, die andere den Bau der Grabkapelle für Friedrich III. (beide sind Teil des Rätsels ihrer Existenz.) Vgl. die abgewogene Darstellung im Kommentar der GBA.

54 Eine Briest war gleich mit drei Brüdern der das Land Friesack beherrschenden Bredows verheiratet. Vgl. GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* Bd. 7, S. 209.

55 Und einen Triumph über Frankreich darstellte, das im ganzen Roman mit seiner stereotyp beschworenen Verderbtheit so etwas wie einen geheimen Spiegel für Preußen bildet.

56 AFA *Gedichte.* Bd.1, S. 243.

57 Cremmen und Fehrbellin sind (auch für Fontane) Topoi der Hohenzollernschen Gründungslegende. Vgl. etwa *Cècile*, AFA *Romane und Erzählungen*. Bd. 4, S. 394 und *Stechlin*, ebd., Bd. 8, S. 110.

58 Vgl. Paul Irving Anderson: *Das Fouqué-Kapitel. Verhinderte Entwicklung, allegorische Verwertung*. In: *FBL* 58/1994, S. 241f. (Trotz der falschen Datierung eine sehr anregende Studie!)

59 Bedenkt man Effis Vergleich ihres Gartens mit dem »Himmel« und die Feuerbachisierenden Züge Niemeyers, kann damit sehr wohl einfach – die Ruhe im Garten-Grab gemeint sein.

60 Hans Christian Andersen: *Die kleine Seejungfrau*. In: *Märchen und Geschichten*. Leipzig 1987, S. 48, S. 54.

61 Friedrich de la Motte-Fouquè: *Undine*. In: *Undine und andere Erzählungen*. Hrsg. von Ralph-Rainer Wuthenow. Frankfurt am Main 1978, S. 59, S. 15.

62 Schmidt, wie Anm. 14, S. 168.

63 Effi würde sich als Leutnant in die Mama verlieben – und in Thora, die an Johanna erinnert. Zu beiden (Johanna und Luise) hatte Innstetten eine Beziehung: *das* ist die Botschaft *dieses* Verschiebe-Spiels.

64 Johann Heinrich Zedler: *Großes vollständiges Universallexikon*. Lemma *Belling*, S. 451f.

65 Richard Knöfel. Herbert Knöfel, Herbert Sieg: *Farbiges Handbuch der Uniformkunde*. München 2000, S. 33.

66 Peter-Klaus Schuster: *Theodor Fontane: Effi Briest, ein Leben nach christlichen Bildern*. Tübingen 1978, S.7f.

67 Hannelore Sachs, Ernst Badstübner, Helga Neumann: *Christliche Ikonographie in Stichworten*. Leipzig 1988. Lemma *Tod der Maria*, S. 339.

68 GBA *Wanderungen*. Bd. 6, S. 473f.

69 Hans Heinrich Reuter: *Fontane*. Bd. 2. Berlin 1968, S. 843.

70 Ernstgemeinte Frage an die Liebhaber von Killerphrasen vom Typ »Spekulation«.

71 Der Terminus, welcher die bei Fontane so entscheidende Gebundenheit des Sprechens an einen *gerade nicht* sprachlich repräsentierten Kontext thematisiert, stammt wie der der Konversationsmaxime von Paul H. Grice.

72 Grawe, wie Anm. 20, S. 61 stellt mit Recht fest, daß die Ehe der Briests in der Forschung zu wenig beachtet wurde.

73 Vgl. Manfred Rösel: *»Das ist ein weites Feld«. Wahrheit und Weisheit einer Fontaneschen Sentenz*. Mit einem Vorwort von Helmuth Nürnberger. Frankfurt am Main 1997. Rösel widmet dieser ein ganzes Buch. Nachdem er S. 21f. die »Problemfelder« richtig abgesteckt hat, deren Diskussion von der Formel gleichsam abgeschnitten werden, ergeht er sich statt wie versprochen in »Er-

schließung und Deutung« (S. 23) in einem recht unergiebigen Ozean von Allgemeinplätzen.

74 Man achte auf das Verwischen des genauen Zeitpunkts der Hochzeit. Hat das vielleicht auch etwas mit der Differenz in Effis Altersangabe zu tun, die durch Johannas Behauptung, jene würde im August 1886 26 Jahre alt, hergestellt wird? Wo sie doch nach allen anderen Daten erst 25 würde … 1860 ist immerhin das Geburtsjahr Marthas!

75 Vgl. dazu HERBERT ANTON: *»Mythische Schönheit« in Goethes »Wahlverwandtschaften« und Fontanes »Effi Briest«*. In: *Mythos und Mythologie in der Literatur des 19. Jahrhunderts*. Hrsg. von HELMUT KOOPMANN. Frankfurt am Main 1979, S. 284. Vor allem GREENBERG, wie Anm. 3, hat diesen Aspekt nachdrücklich betont.

76 Vgl. dazu SWALES, wie Anm. 1, 114f.

77 MARTIN SWALES: *Möglichkeit und Grenzen des Fontaneschen Realismus*. In: *Theodor Fontane*. Sonderband *Text + Kritik*. Hrsg. von HEINZ LUDWIG ARNOLD. München 1989, S. 79.

78 AFA *Romane und Erzählungen*. Bd. 2, 344.

79 Vgl. dazu AUST, wie Anm. 5, S. 167f. Man könnte entschiedener als oben formulieren. Die Verweise, die Effis Verwandtschaft mit Nana signalisieren, sind zahlreich und dicht gewebt.

80 Wie Anm. 13, Lemma *Ehe*, S. 261f.

81 GUNTHER H. HERTLING: *Alonzo Gieshübler: Theodor Fontanes persönlichste »Neben- Mittelgrunds-und Schlüssel- ›Figur‹«*. In: *Michigan Germanic Studies* 16 (1990) 2, S. 153. Vgl. auch CHRISTINE HEHLE: *Die Verführung der Effi Briest*. In: *Theodorus victor*. Frankfurt am Main, S. 146ff.

82 Ikonographisch ist das die krude Kontrafaktur der Heimsuchungszene zwischen Maria und der Mutter des Täufers – um eine Woche, auf den Johannistag – vorverlegt!

83 So meint zu Recht, aber ohne das unheilvoll Vorausdeutende darin zu sehen, HOLBECHE, wie Anm. 9, S. 29.

84 HERTLING, wie Anm. 81, S. 169.

85 *Deutsches Wörterbuch* von JACOB UND WILHELM GRIMM, Lemma *gieszübel*, Sp. 7417 f.

86 Wie Anm. 13, Lemmata *gellen*, S. 419 und *Hag*, S. 493f.

87 Vgl. dazu auch HANS RUDOLF VAGET: *Thomas Mann und Theodor Fontane. Eine rezeptionsästhetische Studie zu »Der kleine Herr Friedemann«*. In: *Modern Language Notes* 90 (1975), S. 448–471.

88 »Und ist nicht der strenge Bogen so gut wie die süße Leier ein appollinisches Werkzeug«? Das fragt Thomas Mann in *Bilse und ich*. Vgl. THOMAS MANN: *Aufsätze, Reden, Essays*. Berlin 1983, S. 79.

89 ANTON, wie Anm. 75, der diese Allegorie erwähnt, aber mit keinem Wort auf Gieshübler bezieht.

90 Bei der dichten »katholischen« Konnotation des Textes sei uns diese unprotestantische Bemerkung gestattet.

91 Vgl. zur Motivik KARLA BINDOKAT: *Effi Briest: Erzählstoff und Erzählinhalt.* Frankfurt am Main 1984, S. 77f. (Eine bisher eher ausgeschriebene denn gewürdigte materialreiche Arbeit, die aber zu zentrifugal angelegt ist, d.h. Fontanes Zeichenvorrat doch gelegentlich schwer überschreitet.)
Daß es sich bei Crampas' Phantasie und bei seiner Begegnung mit Effi um narzißtische Selbstbegegnungen (auch des Autors) handelt, dürfte selbst für die nicht psychoanalytisch orientierten Interpreten einsichtig sein. Zu evident sind die Beziehungen zwischen Fontanes Kindheits-Ich und Effi. Nimmt man die Möglichkeit hinzu, daß Effi so alt ist wie Fontanes Tochter, wird das noch klarer.Vgl. dazu zuletzt, mit dem Versuch einer psychologischen Modellierung, MICHAEL MASANETZ: *Vom Ur-Sprung des Pegasus. Meine Kinderjahre oder die schwere Geburt des Genies.* In: FBL 65–66/1998, S. 91ff. Das Ergebnis der vorliegenden – wie man sehen kann, nicht vorrangig psychologischem Erkenntnisinteresse verpflichteten – Studie bestätigt diese Arbeit voll und ganz. Vgl. auch REGINA DIETERLE: *Vater und Tochter. Erkundungen einer erotisierten Beziehung in Leben und Werk Fontanes.* Bern u.a. 1996.

92 UFA *Theaterkritiken.* Bd. 1, S. 144.

93 Auch die Kommentatoren tun dies nicht, offenbar erfolgreich abgelenkt von Innstettens Causerie über »de Meza«.

94 Vgl. Briests Bemerkungen über den Hund Rollo als Retter aus Wasser- und Eisgefahr (126.) Die »Bandage«, von Roswitha mit der Brechstange gesucht, trug Effi nach ihrer Fußverletzung beim Eislaufen (240, 259).

95 Wie *Unwiederbringlich* für uns Fontanes Antwort auf Ibsens *Die Frau vom Meere* ist, so *Effi Briest* die Antwort auf die *Gespenster.* »Antwort« natürlich immer im Sinne der Überbietung. Vgl. UFA *Theaterkritiken.* Bd. 4, S.98, 192 u. 194.

96 Interessant der Hinweis bei Utz, die Schiffsnamen der preußischen Flotte betreffend, welche 1875 auf »Chinesenjagd« gehen: Hertha, Luise, Anna, Vineta! Vgl. PETER UTZ: *Effi Briest, der Chinese und der Imperialismus. Eine »Geschichte« im geschichtlichen Kontext.* In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 103 (1984), S. 216.

97 HEHLE in GBA, S. 411, 439. Auf die Bedeutung der Freia für den Roman – im Zusammenhang mit dem Motiv des beinahe sieben Jahre (s)eine Frau jagenden »Wilden Jägers« – wies bereits KARLA BINDOKAT hin. (Wie Anm. 91, S. 54f.) Allerdings war auch Freia eine Jägerin, nicht bloß Gejagte.
Vgl. zum Komplex *Freia, Weiße Frau, Mittag* bei Fontane schon MICHAEL MASANETZ: *»In Splitter fällt der Erdenball«/Einst gleich dem Glück von Eden-*

hall«. Fontanes Unwiederbringlich – das Weltuntergangsspiel eines postmodernen Realisten (Teil 2). In: FBL 56/1993.

98 Wie wir aus *Cécile* erfahren können. AFA Romane und Erzählungen. Bd. 4, S. 416.

99 *Reallexikon der Deutschen Altertümer.* Bearbeitet von E. Götzinger: S. 225.

100 Wie Anm. 40, Sp. 401.

101 Wie Anm. 99, S. 226.

102 wie Anm. 40, Sp. 402.

103 Wie Anm. 99.

104 Nicht sie selbst sieht sich hier als Opfer, wie uns der Großteil der Forschung (politisch korrekt) weismachen will. Dergleichen – im Text nicht vollständig expliziertes – mythologisches Wissen konnte Fontane aus vielen Quellen schöpfen. Hier ein Beispiel vom Januar 1887 aus seiner Leib- und Magenzeitung, der *Vossin*: »Ja selbst bis in den Norden Deutschlands war der Wagen der alten Erdmutter, Hertha, gelangt, und wenn sie ihre feierliche Umfahrt beendet hatte, so wusch man ihr Bild im See, und die Männer, die dabei behilflich gewesen, wurden ihr geopfert. Hertha … Berchta, es ist immer wieder dieselbe.«

105 Diese sah auch Hehle in GBA, S. 367.

106 Settler: wie Anm. 32, S. 41.

107 Heinrich von Kleist: *Das Käthchen von Heilbronn.* In: *Werke.* Hrsg. von Wilhelm Waetzoldt. Erster Teil. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart (o. J.). S. 84.

108 Heinrich Heine: *Werke und Briefe.* Hrsg. von Hans Kaufmann. Bd. 1, *Gedichte.* Berlin und Weimar 1980, S. 290f.

109 Vgl. *Des Knaben Wunderhorn. Alte Deutsche Lieder.* Gesammelt von Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano. Erster Teil. München 1963. S. 177ff.

110 Heine, wie Anm. 108, Bd. 2, S. 85ff. Der Umstand ist ein weiterer Beleg für Settlers These.

111 Vgl. Masanetz. Wie Anm. 97, S. 97.

112 Vgl. Anna Maria Gilbert: *A new look at Effi Briest: Genesis and Interpretation.* In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 53 (1979), S. 96–114.

113 Kleist, wie Anm. 107, S. 83 und 18f.

114 Streng genommen ist Elisabeth das Produkt einer Mesalliance. Ihre Eltern, die *Fürstin* Luitgard v. Wallnow und der Graf Buchenthal waren heimlich verheiratet. Vgl. Roderich Benedix: *Aschenbrödel.* Leipzig 1876, S. 122.

115 Fontane hatte einst über den Viktorias, der Braut Friedrich III., aus England zu schreiben. Vgl. *Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel.* 1850–1870. Hrsg. von Gotthard Erler. Bd. 1, S. 232.

116 Nicht zuletzt sollte die Konstanz des Motivs der »heimlichen Prinzessin« in Fontanes Werk ein Fingerzeig dafür sein, dergleichen nicht als Ausdruck (und Kritik) einer verfehlten Sozialisation von Effi zu interpretieren. Wie wären bei einer solchen Deutung jene Signale des Textes zu werten, die nicht der phantastischen Vorstellungswelt Effis entspringen oder sich auf diese beziehen? Verdeckte und offene Verweise etwa, die fiktionsintern sozusagen »objektiv« sind?

117 Auch, was immer untergeht, das »Reimwort« (149) auf den König von Thule, als das Effi nicht herumlaufen will, bedeutet mehr als es scheint, es ist nämlich »ursprünglich Anrede für einen nahestehenden (verwandten, vertrauten) und geliebten Menschen«. Wie Anm. 13, S. 182.

118 Heine: wie Anm. 108, Bd. 1, S. 191f.

119 Es ist die selbe Lily v. Gizycki, die später unter dem Namen Lily Braun die berühmten *Memoiren einer Sozialistin* herausbringen wird. Vgl. Gisela Brinker-Gabler, Karola Ludwig, Angela Wöffen, *Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1800–1945*. München 1986. S. 42 ff.

120 Das typische grandioses Selbstbild des Künstlers.

121 Ein Blick ins Berliner Adreßbuch der fünfziger Jahre genügt. In Fontanes Wohnhaus führte die reale Dlle. Hecker ihre »Erziehungsanstalt für höhere Töchter«.

122 Karl-Heinz Börner: *Wilhelm I. Deutscher Kaiser und König von Preußen*. Berlin 1984, S. 44: »Die Prinzen betrachteten die Mädchen Berlins als Freiwild.« Das bezieht sich auf den frühen Vormärz, auf Wilhelm und seine Brüder. Vgl. für »Moral und Sitten« der 40er Jahre die Darstellung von Ernst Dronke. *Berlin* (1846). Hrsg. von Irina Hundt. Berlin 1987, S. 63–87. Für die 80er Jahre John C. G. Röhl: *Wilhelm II: die Jugend des Kaisers 1859–1888*. München 1993. S. 494 ff. und ders.: *Kaiser, Hof und Staat: Wilhelm II. und die deutsche Politik*. München 1995. S. 25. Wilhelm hatte nicht nur (nach seiner Verheiratung) ganz in der Nähe Fontanes (in der Linkstraße) sein Liebesnest, bestückt mit einer Österreicherin (!), sondern auch Beziehungen zu einer Elsa v. Wedel, die später vorgab, Tochter von W. I. zu sein.

123 Vgl. die relativ breit ausgezogene Parallele zwischen *Effi Briest* und Calderons Stück bei Aust, wie Anm. 5, S. 166. Zwar handelt es sich beim Topos »Tochter der Luft« um eine echte Überdeterminiertheit (welche Bedeutung – Andersen, Calderon oder keine von den beiden – stand Fontane vor Augen?), nimmt man aber den Calderonschen als den untergelegten Hypotext, dann ist dies nur sinnvoll, wenn Luise Belling die durch einen Jäger »vergewaltigte Nymphe« ist.

124 AFA *Romane und Erzählungen*, Bd. 4, S. 36 u. 39.

125 Es war die Zeit, in der sich auch Prinz Wilhelm und Auguste Viktoria kennenlernten, Bismarcks Tochter – und die »Agnes Sorel« Lene Nimptsch heirateten.

126 »Ja beständig gefährdet, am meisten die Stimme.« Das sagt die Trippelli, als es (100) um das – moralisch gemeinte – »beständige Gefährdetsein« geht, »das in allem öffentlichen Auftreten liege«. Eine thematisch präzise doppelbödige Bosheit!

127 Als Rivalin Effis sieht Johanna vor Settler schon Holbeche: wie Anm. 7, S. 29 (mit Hinweis auf Bance).

128 Wo so viele Spekulationen über den Namen existieren (zuletzt im *Handbuch*), wollen wir nicht fehlen. Nimmt man Effi als Kurzform von Elfriede, dann hat sie eine weitere – Frieda – gemeinsam mit Friederike. Aber vielleicht soll das ja überhaupt ihr Name sein. *Denn Friederike war tatsächlich der Name der Tochter des historischen alten Briest aus zweiter Ehe.*

129 Und zwar wörtlich genau. Auch das als Ergänzungsmaterial für Settlers These. Wie Johanna wird übrigens Innstetten »ein Juwel« genannt (225).

130 AFA *Gedichte*, Bd. 1, S. 248.

131 Vgl. Franz Herre: *Kaiser Friedrich III. Deutschlands liberale Hoffnung.* München 1992. »Prinz Friedrich Wilhelm ist ein wahrhaft liebenswürdiger Mensch«, so stellte Moltke schon früh fest. »Liebenswürdig und biegsam wie Wachs« sei er, das sagte sein Erzieher Curtius. (S. 31, S. 56.) S. 56 auch der Hinweis auf das russische Husarenregiment, dessen hoher Chef Friedrich mit 20 Jahren wurde.

132 GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* Bd. 6, S. 496.

133 Brief an M. Fontane v. 10. 3. 88. In: HFA III/4, S. 588f.

134 1864 war Friedrich Wilhelm dem alten Wrangel »beigegeben« worden – wie es in einer zeitgenössischen Verherrlichungsschrift heißt. Briest, ihr angeblicher Vater – welche Parallele – war dagegen »mal Adjudant bei den Alten« (58).

135 Für Utz, wie Anm. 96, S. 220 ist das Bismarck. Bismarck ist aber der *Teufel* in diesem Spiel. Auch das schwarze Huhn gehört zu den Utensilien, die Innstetten als Mann des »Fürsten« – des Teufels – konnotieren. Sogar ein solches Detail wie Effis Entwicklung zum malenden »Kunstfex« paßt genau in unser Konstrukt. War doch Friedrich ein großer Förderer der Malerei. (Fontanes Menzel-Gedicht soll er sich sogar ausgeschnitten haben.) Von der »Herrschaft der Malermeister« unter seinem Regime wurde gesprochen. Die Gattin malte auch selbst. Herre, wie Anm. 131, S. 224.

136 Wie Anm. 133.

137 Vgl. Briefe vom 15. und 16. 12. 1861 an Wilhelm Hertz, betr. den »süßen Stadtklatsch« über eine »Halsbandaffäre« zwischen Friedrich und Gräfin Anna Brühl. In: *Theodor Fontane. Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898.* Hrsg. von Kurt Schreinert. Vollendet und eingeleitet von Gerhard Hay. Stuttgart. 1972. Herre: wie Anm. 131, S. 202 erwähnt den Verdacht auf die

ägyptische Krankheit (Gespenster!). Vgl auch Hans Rall: *Wilhelm II. Eine Biographie.* Graz, Wien, Köln 1995, S. 30. Rall spricht von einem vorehelichen Sohn Friedrichs.

138 Wie Anm. 132.

139 Herre, wie Anm. 131, S. 12 und S. 244. (»Lohengrin« kommt neben »Walküre«, dem Spiel um die Tochter eines Gottes, auch im Hause des Wagnerianers Innstetten zur konzertanten Aufführung; 108)

140 Walter Henry Nelson: *Die Hohenzollern. Reichsgründer und Soldatenkönige.* München 1998. S. 302.

141 Vgl. Hehle in GBA, S. 482.

142 Während sie den Verführer Crampas 1880 für genau doppelt so alt hält, nämlich für zweiundvierzig (143) wie der etwas ältere »Halbbruder« Wilhelm, der ja auch (von Geburt an) einen verkrüppelten Arm hatte (uff!), zu dieser Zeit war. Johanna besaß einen »etwas jüngeren Halbbruder« (219).

143 Wobei die Geburt an Mariä Heimsuchung (2.7.) beginnt!

144 Grawe, wie Anm. 20, S. 83. Utz, wie Anm. 96, S. 224 schlägt sie gar dem Chinesenthema zu.

145 Wahrscheinlich schmolz Fontane für das ihm wichtige fiktive »Lokal« die Namen zweier realer Hotels ein. Das »Ressourcenhotel« war der »Olthoffsche Gasthof«, während im »Hotel zum Kronprinzen« Madame Hoppensack residierte. Freundlicher Hinweis von Helmuth Nürnberger auf: Robert Burkhardt: *Geschichte des Hafens und der Stadt Swinemünde.* Teil II. Swinemünde 1932, S. 140 u. 476.

146 Donald D. Riechel: *Effi Briest and the calendar of fate.* In: *The Germanic Review* 48 (1973), S. 189–211. Eine bahnbrechende Arbeit! Der Sinn dieser »Finesse« enthüllt sich allerdings erst jetzt.

147 Herre, wie Anm. 131, S. 188. Friedrich sah sich in der Tradition des Habsburgers Friedrich III., des letzten von Rom gekrönten Deutschen Kaisers. (ebd. S. 9) »Dem Spätromantiker blieb der Traum eines Ausstiegs aus der preußisch-deutschen Wirklichkeit, des Rückzugs in seine Vorstellungen vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation […]« S. 12. Die Stimmigkeit auch der »katholischen« Anspielungen des Textes wird damit noch einsehbarer.

148 Vgl. Brief vom 16. 6. 1888 an G. Friedländer. In: Theodor Fontane. *Briefe an Georg Friedländer.* Hrsg. von Kurt Schreinert. Heidelberg 1954, S. 91. Friedrich soll auf dem Totenbett die Hände seiner Frau und Bismarcks ineinandergelegt haben. Versucht so etwas nicht auch Effi in ihrer an die Mutter gerichteten Rede über Innstetten?

Von Birnbäumen und Menschen. Eine neue Sicht auf Fontanes Ballade *Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland*[1]

Rolf Selbmann

Wer liest heute noch Balladen? Die Betonung liegt auf dem Lesen, denn in der Schule werden sie ›behandelt‹. Diese Behandlung von Balladen, noch dazu klassischer, ist bis heute eine vielgeübte Praxis des Deutschunterrichts. Die Texte bieten griffige Handlungsführungen in leicht memorierbarer Versform, sie liefern eine deutliche Moral, soziologisch und institutionell abgesichert als bildungsbürgerlicher Literaturkanon. Man beginnt am besten mit Bürgers *Lenore*, läßt dann Goethes *Erlkönig* und Schillers *Kraniche des Ibykus* folgen und endet bei Heines *Belsazar*. Das Repertoire weckt freilich die Erinnerung an Zeiten, in denen man Schillers *Glocke* nicht nur selbstverständlich aufsagen konnte, sondern jeder Vers als eine zu verinnerlichende Lebensregel aufzufassen war und die Ballade somit als handfestes Vademekum sämtlicher Bildungswerte verstanden sein wollte. Theodor Fontane ist mehr noch als viele seiner Zeitgenossen zeitlebens von diesem klassischen Balladenschatz tief durchdrungen gewesen. Und er hat sich zur Ballade als einem zentralen Bildungs- wie Literaturerlebnis nicht nur bekannt; er hat auch in seinem Werk auf der Klaviatur unzähliger Zitate und Zitatanklänge virtuos gespielt[2]. Die Spuren lassen sich unschwer lesen; sie führen über Georg Büchmanns *Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des Deutschen Volkes* (in der Erstausgabe von 1864) zu den Balladen der deutschen Klassik zurück[3] und münden nach vorne in fast alle seine Romane ein. *Frau Jenny Treibel* von 1892 z. B. ist ohne profunde Balladenkenntnisse nicht zu verstehen. Denn in *Frau Jenny Treibel* führt Fontane nicht nur eine Bourgeoisie vor, die »von Schiller spricht und Gerson meint«[4]. Der Roman führt auch die Geschichte einer literarischen Sozialisation anhand der Ballade vor. Die fraglos ironisch gezeichnete Titelheldin Jenny Treibel hat sich nach ihrer eigenen Aussage »an Gedichten herangebildet«[5]. Sie meint damit Georg Herwegh, den sie als sentimentalen Liebeslyriker rezipiert. Ihr Jugendfreund und damals sie bedich-

tender Liebhaber Wilibald Schmidt weiß dagegen anderes und genaueres über den poetischen Fundus Jenny Treibels zu berichten: Zwar seien »auch allerlei kleine Lieder« darunter gewesen; den harten Kern machten aber die klassischen Balladen Schillers aus, nämlich *Der Taucher* und *Der Gang nach dem Eisenhammer*[6]. Damit enthüllt sich für Jenny Treibel, gleichsam die Karikatur einer gelungenen literarischen Sozialisation, ein Balladenkanon, der auch Fontanes eigener ist, wie er in *Meine Kinderjahre* von den literaturpädagogischen Bemühungen seines Vaters berichtet, ihm, dem Sohn, das Auswendiglernen klassischer Balladen schmackhaft zu machen:

»[...] Aber du siehst aus, als ob du keine rechte Freude daran hättest. Ohne Freude geht es nicht, ohne Freude geht nichts in der Welt. Von wem ist es denn?«

»Von Schiller.«

»Von Schiller. Nu, höre, dann bitt' ich mir aus, daß du Ernst mit der Sache machst. Schiller ist der Erste. Wie lang is es denn?«

»Siebenundzwanzig Verse.«

»Hm. Aber wenn es von Schiller ist, ist es gleich, ob es lang oder kurz ist. Es muß runter.«[7]

Trotz solch vergangener Schreckensbilder von dem, was Literaturerziehung anrichten kann, bleiben die Balladenstoffe für Fontane ein dankbarer Gegenstand. Wie anders soll man Fontanes eigene Balladenproduktion in diesen Horizont einpassen, sperrige Stoffe schottischer oder märkischer Adelsgeschichte, denen das sogenannte Allgemeinmenschliche anhaften mag, die aber eben auch Bildungserinnerungen und Leseerfahrungen darstellen? Zur Untersuchung dieser Frage beginnt man am besten ganz am Ende, bei aktuellen Zeitbezügen und bei der unmittelbaren Gegenwartsliteratur, die scheinbar gar nichts mit Fontane zu tun hat. Als Ausgangspunkt eignet sich die Auseinandersetzung um das immer wieder von der Literaturkritik geforderte, angeblich immer noch nicht geschriebene Buch zur deutschen Einheit. Die nur ein paar Dutzend Seiten starke Erzählung *Die Birnen von Ribbeck*, die Friedrich Christian Delius schon 1991 veröffentlicht hat[8], ist einer dieser Texte, die sperrig in der deutschen Literaturlandschaft zwischen Kritikererwartung und naivem Lesevergnügen herumstehen. Die Erzählung gibt bekanntlich die Schimpftirade eines angetrunkenen Ribbecker Bauern wieder, als die Wessis kurz nach dem Fall der Mauer ins Havelland einfallen und dort im Rahmen eines Volksfests unter gnädiger Zulassung der Einheimischen *ihren* Birnbaum pflanzen, eine Neupflanzung von Fontanes bekanntem Balladen-Birnbaum des *Herrn von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.* Mit dieser Aktion nehmen die ungebetenen Gäste sinnbildlich Fontane und das Land, die Bewohner und ihre Geschichte in Besitz. Delius' Erzählung ist

vielschichtiger, als sie auf den ersten Blick aussieht und hier nicht annähernd auszuschöpfen[9]. In der Wahl der Perspektive des raunzigen, angetrunkenen, sich selbst widersprechenden und sich selbst demaskierenden redeunerfahrenen Erzählers bietet sie ganz gewollt mehr als nur eine Angriffsfläche. Fontanes oder besser Ribbecks Birnbaum wird jedoch durch den Redner in immer neue, verwandelte Sinnzusammenhänge gerückt, so dass von dort aus ein vielfältig gebrochener Blick auf Fontanes Birnbaum-Ballade fallen muss[10].

Mit Delius und an dessen Zeitgeschichte literarisch aufarbeitenden Erzählungen[11] tritt die Wirkungsgeschichte der »sattsam bekannten Birnenballade«, wie sie Günter Grass in *Ein weites Feld* nennt[12], in die unmittelbare Gegenwart ein. Sie läuft natürlich bei Delius wie bei Grass über die schulische Balladenbehandlung und das Lesebuch[13]. In Titel und Text der Delius-Erzählung liefert dieser Birnbaum, dauerhaft angespielt und als Fontane-Zitat kontrapunktisch vorangestellt, eine heutige Auseinandersetzung mit Fontanes Geschichtsbild, indem die neue Erzählung die alte Ballade inkorporiert[14]. Aber mehr noch geschieht. Politische und poetologische Argumentationen gehen bei Delius ineinander über, wie er nach der Ortsbesichtung erkannte:

»da steckt etwas, ein Motiv (Birnbäume), ein Schauplatz (durch Fontane berühmter Ort als Nebenschauplatz deutscher Geschichte), eine Perspektive (Bauer) [...] – und ich ahnte plötzlich, daß in Ribbeck der Fokus für alles lag.«[15]

Kann man, darf man diese Erfahrung, »daß in Ribbeck der Fokus für alles lag«, für Fontanes *Ribbeck*-Ballade nützen? Man kann, man darf, man soll, man muss sogar.

In der Selbsteinschätzung Fontanes hat die Birnenballade bekanntlich einen hohen Stellenwert. »Es ist ein gutes Gedicht, was Sie vielleicht schon dem Titel abfühlen werden«, schreibt Fontane am 11. Juni 1889 an Julius Rodenberg. Und in seiner letzten Gedichtsammlung von 1898 hat Fontane die Ballade an den Schluss gestellt und damit zum heimlichen Gipfelpunkt seiner Versdichtungen erhoben. Auch bei den Lesern rangiert sie, wie der Philosoph Hans Blumenberg gesagt hat, als »kleine Unsterblichkeit« ganz oben auf der Beliebtheitsskala[16]. Diese große emotionale Nähe zwischen Autor, Text und Lesern hat eine genauere literaturwissenschaftliche Untersuchung erschwert[17]; ihr Rang als mittlerweile »kanonischer Text« ist dem Verständnis der Ballade bisher eher im Weg gestanden[18].

Bloße formelhafte Textbeobachtungen werden der Raffinesse der Fontaneschen Balladenkunst nicht gerecht. Denn diese fasst ja nicht nur einen havelländischen Sagenstoff in handfeste Verse oder spielt mit dem Tonfall klas-

sischer Balladen wie z. B. zu Beginn der zweiten Strophe, in der gleich zweimal zitiert wird: Ludwig Uhlands *Schwäbische Kunde* mit: »Als Kaiser Rotbart Lobesam« und Goethes *König in Thule* mit: »Und als er kam zu sterben«. Die Ballade lebt, ganz in der Strukturtradition des Märchens, von variierten Wiederholungshandlungen nach dem Muster der Dreizahl: dreimal wird mit den Dorfkindern Platt gesprochen, dreimal ist es »Herbsteszeit«, drei Tage nach seinem Tod wird der Gutsherr begraben und kein Zufall kann es sein, dass der »Birnbaumschößling« ausgerechnet »im dritten Jahr« aus dem Boden sprießt. In diesem Wechsel von dauerhaftem Erzählereignis (1. Strophe) und vorläufig letztmaligem Ereignis (2. Strophe) liefert die 3. Strophe eine Art epischen Doppelpunkt, eine Retardierung, bevor die vierte dann die zeitlose Fortführung (man beachte den Tempuswechsel ins Präsens) in der Zeitstillstellung zur dauernden Wiederkehr desselben festschreibt.

Fontanes Geschichtsbild, das sogar an solchen formalen Beobachtungen abzulesen ist, scheint leicht und unproblematisch zu fassen. Es begründet historisch ein Vorausdenken, wonach Zukunft wenigstens im Rahmen gärtnerischer Gesetzmäßigkeiten steuerbar ist. Parallelen in Fontanes Werk sind schnell gefunden, so die auflistbaren Altersweisheiten im *Stechlin*, die Generationenproblematik, hier aus der Sicht des Alters, oder umgekehrt das Bekenntnis Fontanes zur jungen Generation wie im Gedicht *Die Alten und die Jungen*[19]. Ein solches Geschichtsbild verwandelt, ganz 19. Jahrhundert und ganz Fontane, zunächst Realgeschichte in Naturgeschichte[20]. Das Neue daran verdeutlicht sich in einem Vergleich mit traditionellen Balladenthemen, etwa Fontanes frühen Balladen wie *Archibald Douglas* oder *Gorm Grymme* aus seiner Tunnel-Zeit nach dem Vorbild des Moritz von Strachwitz. Dort manifestiert sich durch die Person des Titelhelden immer ein älterer Schicksalbegriff, der Ergebenheit ins Unvermeidliche fordert. Noch in der bekannten Ballade *Die Brück' am Tay* lehnt sich dieses missachtete Schicksalhafte gegen das naive Technikvertrauen auf und behält die Oberhand – so wenigstens sehen es die gängigen Interpretationen. *Herr von Ribbeck* ist von anderem Kaliber. Ganz unprätentiös gelingt ihm die Übertölpelung des unausweichlichen Schicksals, nach seinem Tode nichts mehr für seine Untertanen tun zu können. Vielleicht geht man zu weit, wenn man dieses neue Geschichtsverständnis in die Nähe demokratischen Denkens rückt, wie dies Karl Richter im Nachwort seiner Reclam-Auswahl tut, wenn er Fontanes Ballade *John Maynard* zum Muster hierfür erklärt: Der Durchschnittsmensch wird zum Helden, die Rettung vor einer Katastrophe geschieht in bescheidener Pflichterfüllung; das gerettete Volk definiert Schicksal als kollektives Gedenken, aus dem Leben, geopfertes wie gerettetes, einen

höheren Sinn erhält[21]. Zumindest Anklänge daran liefert auch *Herr von Ribbeck*; er verwandelt sich in seinem Birnbaum zu einer Art Füllhorn, dem emblematischen Wahrzeichen landesherrlicher Freigebigkeit; er versteht seine Herrschaftsfunktion nicht bloß, wie der Sohn dies in seinem Rückzug auf alte Privilegien der Feudalzeit tut, auf überlieferte Rechte gegründet, sondern als Selbstverpflichtung zu sozialer Tat.

Diese sehr allgemein umrissene und daher nicht recht befriedigende Geschichtlichkeit lässt sich weiter konkretisieren. Mit der exakten Fixierung der Entstehung der Ballade auf das Frühjahr 1889 ist nämlich ein präziser politischer Bezug möglich. Am 9. März 1888 war Kaiser Wilhelm I., 99 Tage später auch Friedrich III. gestorben, was Fontane als eine epochale Veränderung ansah, die sich in einen Generationswechsel kleidet. Diese Zeitenwende benennt Fontane in seinem Tagebuch fast wie in seiner Birnenballade: »Es war hohe Zeit«[22]. In seinen Briefen reflektiert er präziser »die großen historischen Momente« anläßlich des Kaisertodes, an dessen öffentlicher Zurschaustellung er nicht teilnimmt, obwohl er von den Ereignissen innerlich betroffen ist. Nacktes geschichtliches Augenzeugentum hat für Fontane keine echte historische Aussagekraft, wie er an seine Tochter Mete schreibt. Es klingt so, als spräche er von den historischen Grundlagen seiner eigenen Geschichtsballaden:

»Ich kenne solche ›großen historischen Momente‹ aber zu gut und weiß, daß einem nur Geschupst- und Gedrücktwerden sicher ist, während es zweifelhaft ist, ob man etwas sieht, und sicher, daß man nichts hört. Es gibt Ausnahmen von der Regel, aber die Regel läuft drauf hinaus: ›Der Bericht ist besser als die Sache selbst.‹ Wie ruppig verlaufen historische Momente und wie gut nehmen sie sich in der Beschreibung aus. Ich warte auf die Abendzeitung.«[23]

Erst recht an einer als Epochenwende empfundenen Umbruchstelle verlangt historische Bedeutsamkeit die Verbesserung der wirklichen Ereignisse durch »Bericht«, »Beschreibung«, mithin Literatur. Die Birnen-Ballade gehört dabei noch in die Zeit »vor dem Sündenfall«:

»Daß dieser da ist, erschwert die Auseinandersetzung über allerlei Fragen. Es gab Zeiten während des Krieges mit Östreich und bei Beginn des Kulturkampfs, wo ich mit meiner lieben katholischen Freundin Frau v. Wangenheim nicht mehr unbefangen reden konnte, und während der Antisemitenzeit wiederholte sich das im Verkehr mit befreundeten jüdischen Familien. Und so jetzt wieder (und fast gesteigert, was man bei literarischen Dingen kaum glauben sollte) in der neuen brennenden Frage. Es nützt einem nichts, daß man zu den versöhnlich Gestimmten gehört, Wer nicht für mich ist, ist wider mich.«[24]

Mit dem »Sündenfall« ist zunächst das literarische Leben und Fontanes positive Haltung zum aufkommenden Naturalismus gemeint; doch die politische Drehung und zeitgeschichtliche Einordnung, die Fontane mit dem harten Bibelzitat der Sache gibt, verweisen auf eine unmittelbarere soziale Lesart solcher Erfahrungen. Die Erfahrung einer Epochenwende im Generationswechsel ähnelt der Ribbeck-Ballade, und das Bild vom »Sündenfall« wirft einen schönen Reflex auf die verführerischen Birnen, die der alte Ribbeck seinen Dorfkindern anbietet[25]. Hier wie dort geht es um den Umbruch, den ein Generationswechsel erzeugt, dessen negative Folgen zu erwarten sind: »der *alte*, vorahnend schon / Und voll Mißtrauen gegen den eigenen Sohn«. Der alte Ribbeck trifft langfristig Vorsorge über den eigenen Tod und über die knausrige Herrschaft des Sohnes hinaus. Die Einführung eines Generationssprungs ist, wie man erkannt hat, die originäre Erfindung Fontanes[26]. Der alte Ribbeck tut dies, ohne dass die quasi-feudale Herrschaftsordnung tangiert würde: später wie bisher sollen die Kinder die Birnen als eine Art Almosen erhalten, »an Geringfügigkeit kaum zu überbieten«[27]; ausdrücklich haben sie, damals wie später, keinen Rechtsanspruch auf die Früchte; die traditionellen Eigentumsverhältnisse bleiben weiterhin gewahrt. An die Stelle des freigebigen Grundherrn tritt nach dessen Tod der neue Birnbaum als eine Art übergeordnete Spendenquelle. Die Ballade führt diesen Prozess der Entpersonalisierung der Birnenspende übrigens recht witzig im ganz versteckten Auftreten eines »es« in der vierten Strophe vor, das nun anstelle des alten Ribbeck handelt und spricht: »Leuchtet's«, »flüstert's«. Diese Instanz ist dann, man beachte den letzten Vers, an die Stelle des verstorbenen »Herrn« vom Anfang getreten, der verschwunden ist und dessen »es« nur mehr am Familiennamen aufleuchtet.

Den auf der Hand liegenden, unmittelbaren politischen Rekurs sollte man wagen, gerade weil er angreifbar ist. Bismarcks Sozialgesetzgebungswerk mit der Krankenversicherung, der Unfallversicherung sowie der Invaliditäts- und Altersversicherung war genau 1889 an dieser Epochenwende abgeschlossen. Darf man die Birnenspende *auch* als ein poetisches Modell sozialer Fürsorge lesen, eine Art Generationen übergreifende Sicherung, die andererseits die traditionellen Herrschaftsverhältnisse nicht tangiert, sondern sie in der dynastischen Tradition eingebunden gerade dadurch absichert? Sie stellt eine poetische Alternative zum Generationenvertrag der Sozialversicherung dar – abhängig von der Freiwilligkeit der feudalen Mächte, unter Verzicht auf soziale Veränderungen und Eingriffe des Staates. Zumindest eine ähnliche Denkfigur wird man beiden zubilligen müssen.

Aus einer solchen Gegenüberstellung ergibt sich dann ein soziales Geschichtsbild Fontanes, das man nicht auf ein heiteres Darüberstehen im

Sinne freundlicher Positionslosigkeit reduzieren darf, wie dies im missverstandenen Zitat vom »weiten Feld« des alten Briest gern geschieht. Erst im Vergleich mit einem anders ausgerichteten, aber parallel geschalteten Geschichtsdiskurs lassen sich die Eigenheiten griffig demonstrieren. Denn Fontane war natürlich nicht der erste, der die märkische Sage vom birnenspendenden Gutsherrn literarisch verarbeitet hat. Schon 1875 hat eine weitläufige Ribbeck-Verwandte, eine Frau von Wiedebach geborene von Witzleben, ein Birnbaum-Gedicht verfaßt:

Zu Ribbeck an der Kirche
ein alter Birnbaum steht,
der mit den üppigen Zweigen
der Kirche Dach umweht.
Von hohem Alter zeuget
der Stamm, so mächtig stark,
wächst schier aus dem Gemäuer,
wie aus der Kirche Mark.
Von diesem alten Birnbaum
geht eine Sage hier,
die war als Kind zu hören
stets eine Wonne mir.
Ein alter Ribbeck, heißt es,
war Kindern hold gesinnt.
Wohl hundertmal beschenkte
im Dorf er jedes Kind.
In allen Kleidertaschen
er Birnen, Aepfel hat,
gab stets mit beiden Händen,
gab gern, genug und satt.
Und als er kam zum Sterben,
man in den Sarg ihn legt,
denkt nicht an seine Taschen,
darin er Birnen trägt.
Und in dem nächsten Frühjahr
wächst aus der Wand am Tor,
sproßt aus dem Erbbegräbnis
ein Bäumlein grün hervor.
Der Alte, der im Leben
die Kinder so geliebt,
nun noch aus seinem Sarge

den Kindern Freude gibt.
Im Herbst viel kleine Birnen
der Baum streut auf den Sand,
und heut' noch greift mit Jubel
danach der Kinder Hand.–
Die Abendschatten sanken
hernieder allgemach,
da ward in meiner Seele
die alte Sage wach.–[28]

Die dilettantischen Verse beleuchten im Vergleich die hohe Kunst Fontanes, wobei es gleichgültig sein darf, ob Fontane diese ›Vorlage‹ seiner Birnen-Ballade gekannt hat oder nicht. Offensichtlich steht hier der Birnbaum zwar ebenfalls im Mittelpunkt, jedoch topographisch an eine kirchliche Atmosphäre gebunden. Die Sagenhaftigkeit des Ereignisses und damit seine Irrealität bleibt wach und wird in den letzten Versen durch die Erinnerung eines sprechenden Ichs nochmals bestätigt; die »Sage« wird so eingebunden in den Rahmen einer sentimentalen Lebenspraxis, bleibt aber immer der Vergangenheit verhaftet, gerade weil das Gedicht seinen Handlungsteil im Präsens vorstellt. Im Unterschied zu Fontane gibt es Vergänglichkeitsbewusstsein, aber keine Generationsproblematik; im Unterschied zu ihm und seiner historischen Dauerhaftigkeit (»noch immer«) herrscht hier dauernde Aktualität (»heut' noch«). Der religiös getränkte, sentimentale Schluss individualisiert ein persönliches Erlebnis des lyrischen Ichs, er hat keine geschichtlichen Konsequenzen.

So wie Fontanes *Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland* diesen Vorläufer hat, so gibt es auch ein Nachfolgegedicht. Als am 20. Februar 1911 der Ribbecksche Birnbaum durch einen Sturm gefällt wurde, dichtete C. Boelcke-Ribbeck einen

Epilog zu Fontanes »Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland«

So ging es viel Jahre, bis lobesam
auch des alten Birnbaums Ende kam.
Geschlecht auf Geschlecht in Ribbeck verging.
Der Birnbaum wurde alt, die Birnen gering,
ja so voll bitterer Bitternis,
daß kein Kind mehr gern in die »Kodden«[29] biß,
daß auch im Strumpf das größte Loch
vor ihrer Säuernis zusammen sich zog.

Doch je mehr die Jahre gingen ins Land,
desto mehr der Birnbaum wurde bekannt.
In der Schule die Kleinen, sie buchstabieren's,
zu Hause die Großen, sie deklamieren's,
und immer noch, wer zum Birnbaum ging,
bald laut, bald leise also anfing:
»Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,
ein Birnbaum in seinem Garten stand.«
Kein Wunder, wenn dem, der also sang,
der Birnbaum spendete seinen Dank.
Auf Fontanes Denkmal in Neu-Ruppin
da legt mit liebevoll-dankbarem Sinn
einen blühenden Zweig eine junge Hand,
den der Birnbaum selber zur Weihe gesandt.
Und es flüstert dabei durch den Zweig wie im Traum:
Schönen Dank, schönen Dank sagt der Ribbecker Baum.
Doch da mahnt aus seinem stillen Haus
der alte Ribbeck: »Deine Zeit ist aus!
Es fragen die Jungen und lütten Dirn'n
Schon lange nichts mehr nach deinen Birn'n.
Komm nur! Bist alt und morsch und schlecht,
's ist Zeit, mach Platz dem jungen Geschlecht.«
Und es kam ein mächtiger Februarwind,
Der streckte den Baum auf den Rasen geschwind.
Und die Kinder klagten, das Herze schwer:
»He liggt nu' um, wer giwt uns nu' 'ne Beer?«
Doch sieh, aus der Wurzel und dem stillen Haus
zwei Birnbaumsprößlinge sprossen heraus.
Wachst fröhlich ihr beiden, werdet groß und stark,
haltet wach uns die alte Sage in der Mark!
Durch euch will nun weiter segnen die Hand
des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.[30]

Der *Epilog* spielt offensichtlich mit Form, Tonfall und Formulierungen der berühmten Fontane-Ballade so sehr, dass die Zuordnungen frei austauschbar werden können: Der Baum kann an die Stelle des alten Ribbeck treten. Diese Verschiebung bis auf eine Meta-Ebene erlaubt die Ironie (die »Säuernis« der Birnen), die Fortschreibung (neue Sprößlinge ersetzen den alten Baum) und die Umkehrung zugleich. Denn Fontanes Pointe des Generationswechsels, bei der das Alter für die Zukunftsvorsorge, die junge Genera-

tion hingegen für die Bewahrung feudaler Privilegien zuständig ist, wird jetzt chronologisch in die herkömmliche Reihenfolge eines naiven Fortschrittsoptimismus umgestellt und eindeutig zugunsten des »jungen Geschlecht« gelöst. Zudem liefert die Vorsorge des alten Ribbeck schon längst keine realen Birnen mehr, sondern nur noch »die alte Sage in der Mark«. Die neue Zeit versucht, ihr Epigonentum durch kraftmeierndes Zeitbewusstsein (»Deine Zeit ist aus!«) zu kaschieren. Der für literaturgeschichtliche Wandlungen geschärfte Blick erkennt hier ein extrem veränderungsresistentes Geschichtsbewusstsein, das aus anderen Quellen gespeist wird, während Fontane ja gerade den Wandel durch den Generationswechsel hervorhebt. Die Geschlechterwanderung, von der im dritten Vers der Ballade von 1911 die Rede ist und die schon im Ankündigungstext vorkommt[31], findet man als Kernaussage in einer im gleichen Jahr verfassten und bald berühmt gewordenen Ballade wieder, nämlich in Börries von Münchhausens *Lederhosen-Saga*, wo es heißt:

> Denn Geschlechter kommen, Geschlechter gehen,
> Hirschlederne Reithosen bleiben bestehen.[32]

Das Verhältnis von Kontinutität und Wandel hat hier eine eigentümliche Wendung genommen, wenn man Fontanes Geschichtsvorstellung aus seiner Ballade dagegenhält: »Und die Jahre gehen wohl auf und ab«.

Was erhellt sich für uns aus einem solchen Zugang zu Fontanes Birnenballade? Zunächst wäre die Erfahrung intertextueller Wanderungen von Balladenfloskeln in beide Richtungen zu demonstrieren: »Und als er kam zu sterben« wandert von Goethes *König in Thule* durch die Dilettantenpoesie bis zu Fontane und über ihn hinaus bis zur Verfestigung als Bildungsgut *Geflügelter Worte* und in antimoderne Literaturformen reaktionären Zuschnitts. Balladen können weiter- und umgeschrieben oder in andere Textsorten umgewandelt werden. Sodann muss man eine Wirkungsgeschichte von Fontane und seiner Ballade anschneiden, die im Denkmal kulminiert. Schon der alte Ribbeck hatte sich mit seinem Birnbaum eine Art Denkmal gesetzt, das ihn überdauert und die Erinnerung an ihn »noch immer« aufrecht erhält. Indem die Gutsherrenballade Fontanes in die Lesebücher eingeht und dort zum »Hit« des Deutschunterrichts wird[33], ist sie längst ein literarisches Denkmal, bevor 1907 tatsächlich ein monumentales Fontanedenkmal in Neuruppin errichtet wird[34]. Dieses Bronzedenkmal bildet aber keineswegs den rezeptionsgeschichtlichen Endpunkt der Entwicklung, denn es taucht im *Epilog* als Anspielungselement erneut in einer Ballade auf. Zuletzt lässt Günter Grass in seinem umstrittenen Fontane-Roman *Ein weites Feld* die Hauptfigur, seinen

Fonty, auf die »sitzende Bronze« in Neuruppin klettern und von dort aus eine flammende Rede über die heutige Situation des Schriftstellers halten[35]. Diese Rede nimmt auf den deutschen Literaturstreit Bezug und Grass' Auseinandersetzung mit seinen Kritikern vorweg und ist zugleich identisch mit Fontanes Aufsatz *Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller* von 1891. Die Grenzen zwischen Gegenwart und Vergangenheit, von Denkmal, Literatur und Wirklichkeit verschwimmen.

Ohne großen Aufwand an intertextueller Theorie verstehen wir, inwieweit literarische Erfahrungen tendenziell unendlich fortschreibbar sind: Literatur entsteht aus Literatur, aus der Um- und Fortschreibung »großer historischer Momente« zu einer »Sage«, wie es schon in dem vor Fontane verfassten Birnengedicht hieß. Aber Literatur wandert auch als Rezeptionsphänomen über den Bildungsbesitz in die historische Realität ein und beginnt von dort aus einen erneuten Produktionsprozess, den man auch an den (schon zitierten) Selbstaussagen von F. C. Delius verfolgen kann, weil er zeigt, wie Wirklichkeitserleben und literarisches Vorwissen zu einem neuen Werk werden:

»An der Kirche, neben dem Birnbaum, gerieten wir ins Gespräch mit einem Bauern, der nicht aufhören wollte, von sich, vom Dorf, von seinen Verwandten und den alten Ribbecks zu erzählen. Was er erzählte, hat mich ebenso fasziniert wie er erzählte, nämlich ›durcheinander‹: man wußte nie genau, ob das, was er erzählte, vor drei Monaten, drei Jahren oder drei Jahrzehnten geschehen war oder ihm von seinem Onkel erzählt war.«[36]

Und zuletzt zeigt sich die Wirklichkeit viel drastischer, als es sich die märkische Sage, Fontanes Geschichtsbilder oder Delius' Bauernmonolog ausmalen können. Nach 1945 wurde der Besitz der Familie Ribbeck und damit auch ihr Birnbaum, mittlerweile schon der nachweisbar dritte, entschädigungslos enteignet, die Familie zwischen September 1945 und Herbst 1947 mehrmals ausgewiesen. Das ehemalige Gutshaus in Ribbeck diente seit den 50er Jahren der Unterbringung von Alten und Pflegebedürftigen und lieferte mit einem zweiteiligen Wandgemälde im Treppenhaus seit 1956 eine weitere Interpretation der Ribbeck-Ballade, diesmal im Geist des »sozialistischen Realismus« und unter Vergewaltigung sowohl des Fontane-Gedichts als auch der realen Verhältnisse im Pflegeheim:

»Der harte, fette, feiste Herr (von Ribbeck) läßt die Armen und Bedürftigen vor sich knien und betteln.

Doch unter der Führung der Partei der Arbeiter und Bauern erhalten die Alten und Bedürftigen einen schönen und geruhsamen Lebensabend.«[37]

Auch nach der deutschen Einheit spricht der Zeitgeist mit. *Die Welt* meldet: Friedrich-Carl, der 54jährige Ururenkel des Birnenbarons, ist längst nach Ribbeck zurückgekehrt, hat sein Alteigentum, weil nicht nur von den

Sowjets, sondern schon von den Nazis enteignet, als »Opfer des Faschismus« zurückerhalten und möchte das Dorf mit Reiterhof, Käserei und Birnenschnaps-Brennerei »vergolden«[38]. So erhalten die beiden letzten Verse der Fontane-Ballade eine ganz neue und sinnige Deutung.

Gegen eine solche Einwanderung banaler Wirklichkeit in unsere Balladenwelt hilft nur der Rückzug auf die Texte selbst. Literarische Baum-Diskurse über Friedrich Hölderlins *Eichbäume*, den romantischen Lindenbaum *Am Brunnen vor dem Tore*, Eduard Mörikes *Schöne Buche* bis hin zu Conrad Ferdinand Meyers *Schwarzschattende Kastanie* oder eben auch Fontanes Birnbaum definieren eine andere Geschichtlichkeit als die der literarischen Moderne. Für letztere können Bertolt Brechts berühmte Verse aus *An die Nachgeborenen* stehen:

Was sind das für Zeiten, wo
Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist
Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt![39]

Das dichte Netz solcher poetischen Gespräche über Bäume, das hier zu knüpfen wäre, darf leider hier nicht ausgeworfen werden40. Erwähnt werden muss jedoch Brechts Gedicht *Der Pflaumenbaum* aus seinen *Svendborger Gedichten*. Brechts Pflaumenbaum ist im Unterschied zu Fontanes Birnbaum verkrüppelt und ohne Früchte; er steht außerhalb der Geschichte, weil er nicht mehr wächst:

Der Pflaumenbaum

Im Hofe steht ein Pflaumenbaum
Der ist klein, man glaubt es kaum.
Er hat ein Gitter drum
So tritt ihn keiner um.

Der Kleine kann nicht größer wer'n.
Ja größer wer'n, das möcht er gern.
's ist keine Red davon
Er hat zu wenig Sonn.

Den Pflaumenbaum glaubt man ihm kaum
Weil er nie eine Pflaume hat
Doch er ist ein Pflaumenbaum
Man kennt es an dem Blatt.[41]

Ob und wie genau Brecht an eine Gegenwendung zu Fontanes Birnenballade gedacht hat, muss einer genaueren Untersuchung überlassen bleiben. Jedenfalls steht Brechts Pflaumenbaum als Erkennungszeichen seiner selbst in merkwürdiger Stillstellung seines Wachstums und seiner Fruchtlosigkeit neben Fontanes Birnbaum mit seiner andauernden Spendierfreudigkeit. Mag man an mehr glauben als an Zufall, dass Brecht sein Gedicht 1950 in *Der Birnenbaum* umbenannt hat?[42]

Unser Streifzug durch die Geschichte von Birnbäumen und Menschen endet hier, nicht ohne noch einmal einen Blick auf Fontanes Birnbaum zu werfen. Denn an ihm konkretisiert sich wie an wenigen Texten die fundamentale Einsicht, die dem Literaturwissenschaftler wie dem Literaturliebhaber neben allen kognitiven und affirmativen, sozialintegrativen und lebensbewältigenden Zwecken von Literatur die liebste ist, die nämlich von der Imaginationskraft der Poesie, die nicht predigt, sondern uns an und in den Texten selbst vorführt: es ist alles nicht wahr und unmöglich! Es ist verboten, auf Friedhöfen Nutzpflanzen zu ziehen und ihre Früchte zu ernten; es ist gärtnerisch sehr unwahrscheinlich, dass aus einer eingegrabenen Birne jemals ein tragender Birnbaum wächst. Trotzdem glückt es, in dieser Ballade, folgerichtig und zweifellos, nicht bloß weil dies eine »alte Sage« bekräftigt, sondern weil hinter der Ballade die fraglose Sicherheit einer poetischen Autorität steht, die keine Zweifel zulässt. So behandelt auch Fontanes Birnbaum die alte Streitfrage, ob in der Literatur die Geschichte aufbewahrt werden kann. Das Anekdotische, Genrehafte und Nebensächliche sei in der Geschichte das wirklich Wahre, lässt Fontane seinen Professor Wilibald Schmidt im Roman *Frau Jenny Treibel* antworten, und zwar in einem Bild des Wachsens, als spräche er über Bäume: »das Poetische hat immer recht; es wächst weit über das Historische hinaus«[43].

Anmerkungen

1 Gekürzte Fassung eines Vortrags, der am 31. Oktober 1998 beim Internationalen Symposion »Fontane in der Schule« in Neuruppin und in leicht veränderter Form am 1. Februar 2001 vor der Fontane-Gesellschaft (Sektion München) gehalten wurde. Die Vortragsform ist beibehalten.

2 Vgl. Bettina Plett: *Die Kunst der Allusion. Formen literarischer Anspielungen in den Romanen Theodor Fontanes.* Köln und Wien 1986.

3 Dazu jetzt Günter Hess: *Vom Flug der Worte und Bilder. Büchmanns »Citatenschatz« als Medium deutscher Bildungs- und Ideologiegeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. I* in: Karl Richter/Jörg Schönert/Michael Titzmann (Hrsg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930. Walter Müller-Seidel zum 75. Geburtstag.* Stuttgart 1997. S. 233–294, bes. S. 240–245.

4 Brief Fontanes an seinen Sohn vom 9. Mai 1888, zit. nach Theodor Fontane: *Briefe in zwei Bänden.* Ausgewählt von Gotthard Erler. München 1981. Band 2. S. 185.– Dazu Walter Müller-Seidel: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland.* Stuttgart 1975, bes. S. 300–319.

5 Zit. nach Theodor Fontane: *Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't«.* Stuttgart 1973. (= Reclams Universal-Bibliothek 7635). S. 8.

6 Ebd. S. 86.

7 Theodor Fontane: *Meine Kinderjahre,* im Kapitel »Wie wir in die Schule gingen und lernten«, zit. nach: *Werke.* Hrsg. von Hannsludwig Geiger. Berlin/Darmstadt/Wien 1964. Bd. 3. S. 1037f.

8 Friedrich Christian Delius: *Die Birnen von Ribbeck.* Erzählung. Reinbek 1993. (= rororo 13251).

9 Vgl. dazu jetzt Manfred Durzak: *Die Früchte der Wende? Zu Delius' Erzähl-Poem »Die Birnen von Ribbeck«.* In: ders./Hartmut Steinecke (Hrsg.): *F. C. Delius. Studien über sein literarisches Werk.* Tübingen 1997. (= Stauffenburg-Colloquium 43). S. 181–192.

10 Von der Ballade gibt es abweichende Fassungen, vgl. Theodor Fontane: *Gedichte.* Hrsg. von Joachim Krueger und Anita Golz. Berlin ²1995. Bd. 1. (GBA). S. 229f.

11 So z. B. *Unsere Siemens-Welt* (1972), *Ein Held der inneren Sicherheit* (1981), *Adenauerplatz* (1984), *Mogadischu Fensterplatz* (1987), *Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde* (1994) oder *Der Spaziergang von Rostock nach Syrakus* (1995).

12 Günter Grass: *Ein weites Feld.* Roman. Göttingen 1995. S. 10.

13 »das Lesebuchgedicht«, zit. nach Durzak/Steinecke (Anm. 9), S. 182.

14 So ebd. S. 187.

15 Keith Bulivant: *»Das könnte dein Schreiben sein.« Gespräch mit F. C. Delius.* In: ebd. S. 231.

16 Hans Blumenberg: *Lebensgedichte. Einiges aus Theodor Fontanes Vielem.* In: *Akzente* 1991. S. 18.

17 Zuletzt Thomas Küpper: *»... leuchtet's wieder weit und breit.« Zur Popularität der Ribbeck-Ballade.* In: *Fontane Blätter* 67/1999, S. 106–121.

18 Peter Wruck: *Eine Legende, die sich der Wirklichkeit bemächtigt. »Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland«.* In: Helmut Scheuer (Hrsg.): *Gedichte von Theodor Fontane. Interpretationen.* Stuttgart 2001. S. 195.

19 Fontane, *Gedichte,* GBA Bd. 1, S. 68.

20 Durzak/Steinecke (Anm. 9), S. 187.

21 Theodor Fontane: *Gedichte.* Hrsg. von Karl Richter. Stuttgart 1998. (= Reclams Universalbibliothek 6956). S. 198–202.

22 Theodor Fontane: *Tagebücher 1866–1882/1884–1898.* Hrsg. von Gotthard Erler. Berlin ²1995. (GBA). S. 243 (vom 4. März bis 8. Juli).

23 Brief Fontanes an seine Tochter Mete vom 9. März 1888, zit. nach THEODOR FONTANE: *Briefe in zwei Bänden.* Ausgew. von GOTTHARD ERLER. München 1981. Bd. 2. S. 175.
24 Brief an Paul Heyse vom 10. Dezember 1889, ebd. S. 249f.
25 So ähnlich, aber mit anderer Zielrichtung: BLUMENBERG (Anm. 16), S. 18f.
26 PETER WRUCK (Anm. 18), S. 204.
27 Ebd. S. 210.
28 Zit. nach: *Vossische Zeitung* 1911 Nr. 156.
29 »Kodden« nennt man in Ribbeck die kleinen, an wilden Birnbäumen wachsenden Holzbirnen. (Fußnote im Original)
30 *Vossische Zeitung* 1911 Nr. 156.
31 Ebd.: »der wohl über sechs Geschlechter in Ribbeck kommen und gehen sah«.
32 *Das Herz im Harnisch. Neue Balladen und Lieder des Freiherrn Börries von Münchhausen.* Berlin 1911. S. 63.
33 GÜNTER GRASS (Anm. 12), S. 653.
34 Vgl. dazu mein Buch: *Dichterdenkmäler in Deutschland. Literaturgeschichte in Erz und Stein.* Stuttgart 1988. S. 168f.
35 GÜNTER GRASS (Anm. 12), S. 588–601.
36 KEITH BULIVANT: *»Das könnte dein Schreiben sein.« Gespräch mit F. C. Delius* (Anm. 15), S. 231.
37 Zit. nach: *Familie v. Ribbeck und »ihr« Birnbaum.* Hrsg. von d. EVANGELISCHEN KIRCHENGEMEINDE RIBBECK IM HAVELLAND. o. O. o. J.
38 *Die Welt* Nr. 26 vom 31. 1. 1995.
39 BERTOLT BRECHT: *Gedichte* 2. Frankfurt 1988. (Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe 12). S. 85.
40 Vgl. dazu mein Buch: *Dichterberuf. Zum Selbstverständnis des Schriftstellers von der Aufklärung bis zur Gegenwart.* Darmstadt 1994. S. 171–176: »Gespräch über Bäume«.
41 BERTOLT BRECHT (Anm. 39), S. 21.
42 So der Kommentar zu ebd. S. 363.
43 *Frau Jenny Treibel* (Anm. 5), S. 76.

Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864. Gattung und Gesinnung

Sven-Aage Jørgensen

Die Diskussion über den Gattungscharakter und die Funktion der Kriegsbücher Fontanes hat John Osborne mit seiner Monographie *Vor den Romanen. Krieg und Kunst* (Göttingen 1999) wieder aufgenommen, eine Diskussion, an der im Laufe der Jahre u.a. Dieter Bänsch, Gordon A. Craig, Hermann Fricke, Gerhart Friedrich, Christian Grawe, Helmuth Nürnberger, Elke Sander und Michael Scheffel teilgenommen haben. Im Zentrum der Diskussionen standen mit Recht Fontanes Schriften über den Feldzug gegen Frankreich, aber wie ein anderer Kluckhuhn möchte ich zu bedenken geben, daß es »vierundsechzig« anfing, und daß konstitutive Merkmale der Gattung am einfacheren Werk leichter erkennbar sein mögen. Die folgenden Ausführungen beziehen sich deshalb nur auf den *Schleswig-Holsteinschen Krieg* und die in Verbindung mit ihm entstandenen Tagebücher und Reisebriefe.

Ich darf daran erinnern, daß die Revolution 1848 und die Erhebung in Schleswig-Holstein eng verbundene politische Ereignisse waren. Der junge mittellose Apotheker, der als Einjährig-Freiwilliger im Gardegrenadierregiment *Kaiser Franz* gedient und im *Tunnel* Gedichte auf preußische Feldherren geschrieben hatte, zog sich 1848 nach einem kurzen und – nach eigener Darstellung in *Von Zwanzig bis Dreißig* – soldatisch unbeholfenen und komischen Zwischenspiel auf den demokratischen Barrikaden für fünfviertel Jahre nach Bethanien zurück, um zwei Diakonissinnen pharmazeutischen Unterricht zu erteilen. Die Debatten im Frankfurter Parlament hätten ihn, so schreibt er, »vergleichsweise kalt gelassen, aber für Schleswig-Holstein war ich vom ersten Augenblick an Feuer und Flamme gewesen«. (*Im Hafen*, Kap. 1) Er reiste 1850, zwei Tage nach der Schlacht bei Idstedt, nach Norden, um an den Kämpfen teilzunehmen (ebd.) oder eher, wie es in einem Brief an Lepel vom 28. Juli selbstpersiflierend heißt, um ein paar Zeitungsartikel zu schreiben und »mit dem koddrigen Bewußtsein heimzukommen, für die Schleswig-

Holsteiner meine tapfre – Feder gezogen zu haben.« Er brach die Reise ab, um in das *Literarische Cabinet* berufen zu werden, das die Presse im Sinne der preußischen Regierung zu beeinflussen hatte, und schrieb an seine Braut: »Schleswig-Holstein aufgegeben. Wenn Dir's paßt, im Oktober Hochzeit.«

Die Freunde und Fontane selbst verdrängten schleunigst seine Teilnahme an der Revolution, Schleswig-Holstein blieb im Brennpunkt europäischer Politik. Nach den Londoner Jahren, ebenfalls im Dienste der preußischen Regierung, hatte er 1860 den englischen Artikel in der Redaktion der erzkonservativen *Kreuzzeitung* übernommen und blieb in dieser Stellung bis 1870. Er fing in dieser Periode seine *Wanderungen* an, vertiefte sich in die Geschichte Preußens, der Hohenzollern und der altpreußischen Adelsfamilien. Er war ein Konservativer geworden, vielleicht kein unkritischer, aber ein überzeugter, wie es Hubertus Fischer[1] in seinen Aufsätzen dargestellt hat. Aus dieser deutschen und preußisch-konservativen Perspektive, nicht aus der deutschen und liberalen vom Jahre 1848 ist *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864* geschrieben. Er erschien 1866 als die erste einer Reihe gern übernommener Auftragsarbeiten, in welchen der Kriegskorrespondent Fontane die Siege Preußens schilderte und feierte.

Nach Helmuth Nürnberger wollte Fontane mit seiner künstlerisch durchformten Darstellung fast als ein moderner ›Wissenschaftsjournalist‹ »zwischen den Allgemeinbedürfnissen und den Fachbedürfnissen vermitteln«.[2] Nach Nürnberger mißlang das Projekt u.a. wegen der nicht zu umgehenden Darstellung »der Mechanik des Krieges« und der Erwartung der Truppe, in ausführlicher Darstellung auch kleinerer Scharmützel namentlich erwähnt zu werden. Auch »die patriotischen Gesinnungen des Publikums wollten befriedigt sein.« Wo Fontane etwa in dem Gesamtüberblick einer Schlacht die kompositionelle Freiheit gewinnt, zeigt sich auch hier seine Darstellungskunst.

Hier folgt ihm Dieter Bänsch[3], der in seinem ideologiekritischen Aufsatz zwar den Detailrealismus Fontanes lobt, die Darstellung aber insgesamt von patriotischer Balladenarchaik und unkritischem Borussismus geprägt sieht. Fontane ist der Verkünder von Preußens Gloria, der nur in seinen »Ausrutschern« zu retten ist. Diese bestehen in der Schilderung der quasi unmittelbar erfahrenen Mechanik des modernen Krieges (Dreysens Gloria), des durch die moderne Waffentechnik, die »Wissenschaft des Tötens« ermöglichten Massensterbens, dessen Greuel Fontane aber öfters durch herausgestellte Heldentaten und markige Sprüche zu kaschieren sucht.

Osborne[4] betont noch stärker die gelungene Verwendung der aussagekräftigen Anekdote und des Genrebildes, Züge, welche die Kriegsbücher mit den *Wanderungen* verbinden. Ihn interessiert die Kunst der Darstellung, die für ihn mehr als rhetorische Gestaltung eines vorgegebenen Stoffes ist. Im

Anschluß an Northrop Frye und Hayden White hebt er die mit der Geschichtsschreibung verbundene Mythisierung hervor und rückt vor dem Hintergrund des linguistic turn's in den Geschichtswissenschaften die Kriegsbücher in die Nähe der Fiktion: es geht nicht so sehr um die Wahrheit als um die Schlüssigkeit der Darstellung und um die ihr zugrundeliegende geschichtliche bzw. geschichtsphilosophische Konzeption. Damit gerät die Monographie in einen nicht ausdiskutierten Gegensatz zu Arbeiten, die in ihrer Analyse von dem von Osborne übrigens nicht bezweifelten Auftragscharakter der Kriegsbücher, von ihrer Funktion, ihrem pragmatischen Charakter ausgehen.

Die Frage nach der Gattung bzw. Textsorte (Wissenschaftsjournalismus, Populärgeschichte, Kriegsbericht) sowie nach der oft gerühmten Fairness seiner Berichterstattung verlangt, um beantwortet zu werden, etwas Empirie. Wirft man einen Blick in den systematischen Katalog der älteren Abteilung in der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen, Band 38, findet man 13 teilweise sehr dicht beschriebene Folioseiten voll von Titeln wie z. B. *Über die Eider an den Alsensund, Vor Düppel, Der deutsch-dänische Krieg, Der schleswigholsteinsche Krieg* usw. Es sind Bücher von Kriegskorrespondenten, Erlebnisberichte der Kombattanten, darunter auch strategische und militärhistorische Uberlegungen beteiligter Offiziere und schließlich Erinnerungen aus größerem zeitlichen Abstand. Fontanes Buch gehört zu denjenigen Werken, die von Kombattanten und Korrespondenten unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse und oft in einer das Nationalgefühl mobilisierenden Absicht geschrieben wurden.[5]

Meistens fangen die Korrespondenten oder Kombattanten mit einem kurzen geschichtlichen Aufriß an, der die Gerechtigkeit der nationalen Sache oder die Angemessenheit des vertretenen neutralen Standpunktes beweisen will. In den aus deutscher oder dänischer Sicht geschriebenen Büchern folgt eine Darstellung der an dem Starrsinn oder der Tücke des Gegners gescheiterten Verhandlungen. Die Begeisterung der mobilisierten Soldaten und der Zivilbevölkerung wird hervorgehoben, und die eigentliche Schilderung des Feldzuges fängt an. Mehr oder weniger ausführlich werden Truppenbewegungen, Scharmützel und Schlachten beschrieben, wobei die Offiziere und Korrespondenten oft graphische Darstellungen von Befestigungsanlagen hinzufügen und den Effekt der deutscherseits hier ausprobierten gezogenen Kanonen und der Zündnadelgewehre analysieren; auch die überlegene Strategie der Alliierten und die bessere Ausbildung der deutschen Soldaten sind oft behandelte Themen. Die Schilderung der Gefechte ist oft recht eingehend und nennt die Namen der Kompanien und Offiziere; sie verschweigt die Verluste nicht, umschreibt aber meistens sehr dezent die Verstümmlungen, listet

dafür die tapferen Gefallenen und Verwundeten auf. Oft wird die Tapferkeit des Gegners hervorgehoben, der nach dem Tod oder der Gefangennahme als »Kamerad« bezeichnet wird. Häufig sind humorige Schilderungen des soldatischen Alltages eingestreut, etwa vor den Düppeler Schanzen, wo das gemütliche Tauschgeschäft unter Deutschen und Dänen blühte. Am Schluß findet sich eine Gesamtcharakteristik des Feldzuges und seiner Ergebnisse.

Der *Schleswig-Holsteinsche Krieg* weicht von diesem Schema nicht ab, realisiert es vielmehr sehr gut. Der Anfang ist ein im Hinblick auf die Funktion des Werkes rhetorisches Meisterstück:

»Im Norden Mittel-Europa's, wo die Elbe das Meer erreicht, streckt das deutsche Festland, als erhöb' es seinen Arm gen Norden, einen Halbinsel-Damm in das Meer hinaus; dieser Damm heißt die cimbrische Halbinsel. Er theilt die Wassermasse, welche die deutschen Küsten bespült, in zwei Hälften, eine Ost- und eine Westsee, gemeinhin Nordsee geheißen. Der Damm trennt zwar die Meere, aber zugleich ist er die Brücke zwischen Deutschland und Skandinavien. Seine südliche Hälfte ist Schleswig-Holstein.« (Fontane, S. 3)[6]

Deutsches Festland, deutsche Küsten, und ein deutscher Arm als Damm und Brücke nach Skandinavien – diese deutsch-nationale Optik bestimmt die Metaphorik; Schleswig, Holstein und – nicht genannt! – Jütland bilden den cimbrischen Arm Deutschlands, wobei ›cimbrisch‹ leise an die Vergangenheit, an die germanische Völkerwanderung erinnert. Es geht aber nicht weniger um die deutsche Zukunft, um die geopolitische Bedeutung der Herzogtümer für die künftige Seemacht: »Darüber ist kein Zweifel, daß eine Erhebung Deutschlands zur See wesentlich von diesen Landen abhängt.« (Fontane, S. 7). Eine Erhebung zur See muß jeder deutsche Patriot begrüßen, auch der kritische Beobachter englischer Politik, und so tönt der letzte Satz des Buches fromm-national, schon gut wilhelminisch: »Die meerumschlungenen Lande sind unser, werd' es auch das *Meer*. Das walte Gott!« (Fontane, S. 374)[7]

Die nationale Optik beeinflußt deutlich den Stil und bestimmt auch, was ausgelassen wird. Die Bevölkerung Schleswig-Holsteins setzt sich nach Fontane aus Niedersachsen, Ditmarschen, Angeln und Friesen zusammen, wozu einige »nach Sprache und Abstammung skandinavische Elemente, die den Norden Schleswigs bewohnen« (Fontane, S. 8), hinzukommen. Diese sind von Norden her in die durch die Züge der Angelsachsen nach England entvölkerten alten Sitze der Sachsen und Angeln eingedrungen. (S. 10f) Es wird ein im bodenständigen Volkstum gegründetes deutsches Anrecht auf beide Herzogtümer suggeriert, und von den 5 1/2 Seiten über die Bevölkerung entfallen auf die Dänen etwa 8 Zeilen. Das kommt einer propagandistischen Verzeichnung gleich, was Fontane aus den Verhandlungen über eine Teilung nach

Gesinnung wußte.[8] In seinen Reisebriefen nennt er sogar Flensburg – ein Ausrutscher? – ein zwischen Dänen und Deutschen »mindestens ›debatables land‹, strittiges Land« (HFA, III/3, S. 617). Über deutsche Vorschläge zu einer Teilung Schleswigs mit einer Grenze bei Tondern und Apenrade wollten die Dänen indessen noch 1864 nicht verhandeln, während dem preußischem Realpolitiker Bismarck, anders als den Schleswig-Holsteinern, eine Korrektur der nördlichen Grenze nicht fremd war; ihm ging es um die strategisch wünschenswerte Einverleibung der Herzogtümer und ihrer Ostseehäfen[9]; die dynastischen Ansprüche des Herzogs von Augustenburg, der sich als künftiger Landesherr sah, wurden auch bei Fontane als unwichtig abgetan: »Ausgehend nicht von dem Erbrecht des einen oder andern Prätendenten, sondern von dem *deutschen* Recht der Herzogtümer [...] hatten die deutschen Großmächte den Kampf begonnen und das Resultat dieses Kampfes lag jetzt vor: *Die Herzogtümer waren deutsch, frei.*« (Fontane, S. 373).

Der Krieg wird also als deutscher Befreiungskrieg dargestellt; dabei stellte der Verlust Schleswigs die Existenz des dänischen Kleinstaates in Frage. Bismarck hatte nach Angaben des *Times*-Korrespondenten schon vor dem Ausbruch des Krieges Schweden die Inseln angeboten, während er nicht nur Schleswig-Holstein, sondern ganz Jütland Preußen zuschlagen wollte. Der Rückzug vom Danewerk und die deutliche waffentechnische Überlegenheit der Deutschen vor Düppel demoralisierten die dänischen Soldaten. Die Niederlage zeichnete sich sehr bald ab und verlieh diesem Krieg sein Gepräge. Ist dies bei Fontane zu spüren? Nur in geringem Maße, aber die Abweichungen vom übergeordneten Muster des ritterlichen Kampfes tapferer Gegner oder auch der »militärische(n) Promenade« (Fontane, S.373) sind interessant und nicht nur bei Fontane.

Der Füsilier und spätere Lehrer Wilhelm Petsch sah sich in seinem *Feldzug gegen Dänemark* als ein »Enkel jener Helden, die 1813 ebenfalls mit der weißen Feldbinde um den linken Oberarm in den Kampf zogen.« Der Krieg ist also für ihn ein Befreiungs- und Volkskrieg wie der Aufstand gegen die französischen Truppen in Deutschland, und es spricht für die Effizienz der psychologischen Führung in der preußischen Armee, daß er sich bitter darüber beklagt, daß jütische Bauern den Krieg auch als Volkskrieg sahen und dänischen Soldaten verrieten, welche Dörfer mit Deutschen belegt waren und ihnen sogar als Wegweiser dienten. Ähnliche Klagen über »die Verrätherei der Landeskinder«, d.h. der Jüten und der Nordschleswiger führte Ferdinand Pflug in seinem Buch *Der deutsch-dänische Krieg* an und forderte drastische Vergeltungsmaßnahmen.[10]

Die höheren deutschen Stellen verfuhren offenbar generell human und nach geltendem Kriegsrecht, obwohl es Ausnahmen gab. In einem anonym

erschienenen Werk *Von der Eider bis Düppel. Von Düppel bis zur Waffenruhe. Eine Skizze vom Kriegstheater. Von einem Offizier* wird kommentarlos berichtet, daß einem kleinen Spähtrupp, der von Ålborg nach Nørre-Sundby übersetzte, von dem General von Falckenstein angewiesen wurde, den ersten besten Einwohner gefangenzunehmen und über die dänische Armee auszufragen und zwar mit der Auflage: »Jede erwiesene Lüge ist sofort mit dem Tode zu bestrafen.« (II, 177)

Auch wenn die Hilfe der Bevölkerung sich in einen »Guerillakrieg« verwandelt, scheint die deutsche Führung in den Augen des verärgerten Volkskriegenkels Petsch viel zu schonend verfahren zu haben: »Nach Kriegsrecht beantwortet man einen solchen Volkskrieg, wie er in Jütland geführt ward, wie z.B. in Veile die Bürger auf die Österreicher schossen, durch Niederbrennung der betreffenden Ortschaften!«

Das Bild eines ritterlichen oder zivilisierten Kabinettkrieges bekommt noch ernstere Risse in den Berichten über die Kämpfe um die Düppeler Schanzen; *The Times* meinte, das dänische Heer werde um der Ehre des Landes willen geschlachtet und daß die Soldaten unerschrocken und resigniert starben. Das war natürlich auch der Fall, aber nicht immer. Die einigermaßen gesicherten Angaben über Gefangene und Gefallene sprechen ihre deutliche Sprache. Bei Sturmangriffen erleiden die Angreifer natürlich normalerweise die größten Verluste, aber bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen fielen 257 Preußen und 800 Dänen, während 4200 Dänen gefangengenommen wurden.

Binnen kurzer Zeit standen die Alliierten also einer teilweise völlig demoralisierten Truppe gegenüber, und so wird das, was Heinrich Mahler in seinem Buch *Über die Eider an den Alsensund* geschildert hat, zwar begreiflich, aber nicht rechtens: die dänischen Soldaten täuschten Kapitulation vor, um die Preußen anschließend aus nächster Nähe niederzuschießen.[11] Die Reaktionen der deutschen Soldaten, wenn später irgendeine andere dänische Gruppe sich ergeben wollte, waren vorauszusehen, aber der sonst dänenfreundliche Korrespondent der *Times* weist die offenbar pauschalen Behauptungen der Dänen als falsch zurück, es seien »officers and men slaughtered in cold blood by the Prussians, of no quarter being given, when asked.«

Um diese Vorfälle dänischer- und deutscherseits hat Fontane natürlich gewußt, aber sie paßten nicht recht in das Bild des zivilisiert geführten Krieges, das er seinem Publikum vermitteln wollte. Bei der Erstürmung der Schanze III in Düppel hatten die dänischen Soldaten wieder einmal zu den weggeworfenen Waffen gegriffen; den Verstoß gegen das Kriegsrecht entschuldigt Fontane so: » Man hat dies Wegwerfen und Wiederergreifen der Waffen auf *die Tücke des dänischen Charakters* zurückführen wollen, anstatt den Grund

dafür vorzugsweise in einer mangelnden geistigen Begabung zu suchen. Der gemeine Mann in Dänemark, wie er langsam und unanstellig ist, ist vor allem auch beschränkt. Er ist unfähig, eine Situation rasch zu begreifen, sich in ihr zurechtzufinden. Deshalb wurden in allen Gefechten so zahlreiche Gefangene gemacht. Im Zusammenhang damit ist das Wegwerfen und Wiederaufnehmen der Waffen. Eine beschränkte Natur folgt, in dem einen wie in dem andern, einem bloßen Impuls, anstatt einer Überlegung zu folgen. Die Gefahr ist da, – er unterwirft sich ihr; die Gefahr scheint beseitigt, – er erhebt sich wieder. Dies ist nichts Tückisches, sondern ein roher Naturzustand. Wo der Soldat intelligenter ist, erkennt er mit entsprechender Sicherheit, ob er Chancen hat oder nicht und läßt sich nicht auf ein Spiel ein, das ihm den Hals kostet, wenn er sich (wie die Dänen jedesmal) verrechnet hat.« (Fontane, S. 206f. Anmerkung).

Mit dieser Erklärung der dem dänischen Charakter anscheinend inhärenten Tücke korrigiert und unterstützt Fontane offenbar verbreitete Feindbilder. In dem zwar recht dänenfreundlichen Buch *A Personal Narrative of Recent Military Events in Denmark. Reprinted from ›The Spectator‹* schreibt der Korrespondent: »We had come down with our ears filled with loose German talk about the low type of civilization to be found in Denmark, and it surprised us therefore to find that good nature invariably toned with suavity, and the civilization only to be distinguished from that of Germany by the absence of pedantry and by the presence of freedom.« (S.20). Dieser Korrespondent erwähnt aber auch, wie Gallenga von *The Times*, »the imperfect professional education« der dänischen Armee und »a tendency to slowness of action, which [...]may be an inherent defect in the Danish military character.« Die dänischen Soldaten seien eigentlich eine Militia, die Offiziere »quasi-civilians«.

Mit seiner Skepsis hinsichtlich der militärischen Tugenden der dänischen Soldaten steht Fontane also keineswegs allein, aber sie hängt mit seiner Einschätzung des ganzen Volkes zusammen. So heißt es in einem Reisebrief aus Kopenhagen: »Die Inferiorität, die bei den Dänen sich zeigt, ist ihr Mangel an *jeglicher Schulung*. [...] Das Volk ist träge, apathisch, indolent, und die oberen Klassen, denen es in ihren eigenen Angelegenheiten an großer Rührigkeit nicht fehlt, sind viel zu hochmütig und egoistisch (darin den Engländern nah verwandt), als daß sie sich's sollten angelegen sein lassen, die Masse des Volkes seiner Indolenz zu entreißen.

Diese Indolenz zeigen vor allem auch die Soldaten. Es fehlt ihnen *jegliche* Art der Ausbildung des Leibes und des Geistes. Von Drillung ist keine Rede;« (HFA III/3, S. 683); im Roman *Unwiederbringlich* ist die dänische Oberschicht differenzierter gezeichnet, aber immer noch nationalistisch,

egoistisch – und dekadent.

Das der Darstellung aller drei Einigungskriege zugrundeliegende Schema tritt also schon hier klar hervor. Das moralisch und militärisch durch einen Modernisierungsprozeß wieder erstarkte Preußen erfüllt seine geschichtliche Mission und schafft die Einheit Deutschlands. Die Gegner vertreten in der Sicht des Kriegskorrespondenten verschiedene Spielarten des Gestrigen und Überholten und kämpfen vergebens gegen das kraftvolle Neue. Wie in einer Schicksalstragödie ist ihr Untergang beschlossen und unabwendbar.

Vergleicht man jedoch die Schilderung der Dänen mit denen der Österreicher und der Franzosen, fällt ein gereizter und verärgerter Ton auf. Ausgelöst wurde der immer wieder zu Tage tretende und offenbar tiefsitzende Ärger des Preußen durch die Überheblichkeit der Dänen seit dem Sieg 1851:

»[...] nach der Schlacht bei Idstedt und der Niederwerfung der schleswig-holsteinischen Insurrektion, als das Dänentum anfing, immer mächtiger sein Pfauenrad zu schlagen, hörte ich von Zeit zu Zeit von dem schwindelnden Selbstgefühl der Kopenhagener, von dem blasphemischen Dogma des alten Grundtvig, daß Gott am Jüngsten Tage in *dänischer* Sprache zu Gericht rufen würde[12] etc., und schloß daraus, daß diesem Selbstgefühl, das sich auf alle Gebiete erstreckte und Mannesmut, Staatskunst, wissenschaftliche und künstlerische Begabung, feine Sitte und leibliche Schönheit umfaßte, doch notwendig etwas zugrunde liegen müsse.« (HFA III/ 3, S. 680).

Von alledem findet er jedoch keine Spur, nur ein krankhaftes Verhältnis zur Vergangenheit, zur dänischen Geschichte: »[...] die fanatischen Dänen wühlen im Alten umher, ›gamle Danmark‹ hinten und vorn, Danebrog und das 'Raufschrauben jeder Größe, aber man blickt rückwärts und bewundert Rückwärts-Liegendes, denkt aber nicht daran, Bausteine für die Zukunft zu legen.« (HFA III/3, S. 851)

Die Kritik an den politischen Illusionen des dänischen Volkes und seiner Regierung, an dem fehlenden Sinn für Größenverhältnisse, ja an dem Größenwahn der Nation trifft ins Schwarze. Fontane war auf seiner Reise ein scharfer Beobachter, und Dieter Lohmeier hat überzeugend nachgewiesen[13], wie sehr die dänische Selbstkritik bzw. die Kritik der folgenden Generation an derjenigen, die zwischen 1848 und 1864 das Land regierte, mit dem Dänemarkbild korrespondiert, das Fontane im Roman *Unwiederbringlich* und in seinen Reiseaufzeichnungen vermittelt. Vergangenheitsbefangen und von Illusionen umnebelt trieben die Dänen in den unvermeidlich katastrophal ausgehenden Konflikt mit der deutschen Vormacht Preußen. Lohmeier zitiert charakteristische Passagen aus den Werken Hermann Bangs, Jens Peter Jacobsens und Egede Schacks sowie aus der Autobiographie von Georg Brandes, die den – salopp formuliert – nationalen Katzenjammer 1864

nach dem Rausch von nationaler Größe eindrucksvoll belegen.

Fontane war seinerseits von dem sozusagen gegebenen, natürlichen, geschichtlich sich realisierenden und deshalb auch *sittlichen* Recht der Stärke überzeugt. Ausgehend von der Weltgeschichte als Weltgericht, von der *heutigen* und *künftigen* Macht Preußens richtete er allerorts in diesen Aufzeichnungen über den Schwächeren und den Gestrigen, für den er auch gelegentlich Sympathie bekundet. Der Leser der Reiseberichte erinnert sich unwillkürlich an die nuanciertere Darstellung des späteren Romanciers in *Irrungen, Wirrungen.* Bothos bismarckfeindlicher Onkel und sein Offizierskamerad Wedell diskutieren über Macht und Recht im Streit zwischen Bismarck und von Arnim. Wedell meint, der Schwächere müsse im Leben und in der Politik darauf verzichten, dem Stärkeren die Wege kreuzen zu wollen. Das könne und dürfe er nicht, auch wenn er Recht hätte. Als der Bismarckgegner im Namen des Rechts Einspruch erhebt, lautet die Antwort: »Der bloß Schwächere darf nichts, der Reine darf alles.« Dieser Grundsatz entlockt dem Onkel ein Schmunzeln, denn er kommt in seinem fast blasphemischen Bezug auf Johannes 8,7 natürlich praktisch einem machiavelistischen Freibrief für jede staatliche Machtanwendung gleich, denn welcher politische Gegner ist »rein«?

Wenn Fontane sich auch über die »gegen uns fanatisierten Dänen« wiederholt ärgert, akzeptiert er doch die Weigerung eines dänischen Assessors, die Sprache des Siegers zu sprechen, mit der Bemerkung. »[…] man kann es den Dänen am Ende kaum verdenken. Jeder von uns, *der was auf sich hält,* würde es nicht viel anders machen.« (HFA III/3, S. 720). Der von der Stärke und dem damit identischen Recht Preußens überzeugte Fontane appliziert sein Grundprinzip auf eine uns heute eher belustigende Weise auf die Frauen. Geschulte Kraft und Klugheit sind männliche Tugenden, die entsprechenden weiblichen sind Schönheit und Leidenschaft. Da der dänischen Damenwelt diese weiblichen Vorzüge im erforderlichen Maße fehlen, ärgern ihn ihre patriotischen Prätentionen: »Diese unbedeutenden Figürchen schüren das nationale Feuer und weigern sich (so wird aus Jütland berichtet) den Besuch, die Respektsbezeugungen deutscher Offiziere entgegen zu nehmen […] Der Durchschnittsblondine mit Stülpnase und schnippischem Mundwinkel muß ich aber das Recht absprechen, durch Annehmen oder nicht Annehmen strafen oder belohnen zu wollen. Dies Recht ist nur bei der Kraft.« (S. 685) [14]

Da Recht und Kraft so weitgehend zusammenfallen, konnte Fontane den Sieg Preußens über Dänemark und, könnte man mit den Anhängern des Herzogs von Augustenburg behaupten, auch über Schleswig-Holstein feiern. Das zackige Gedicht *Der Einzug (7. Dezember 1864)* wird von Storm ge-

lobt, »obgleich der Zipfel der verfluchten Kreuzzeitung aus jeder Strophe heraushängt.« Das Unbehagen des liberalen Schleswig-Holsteiners entzündet sich an dem konservativen Preußentum, denn das Lied feiere »lediglich die militärische Bravour, wodurch der Beifall des Königs oder Königtums erworben ist, von einem sittlichen Gehalt der Tat weiß es nichts, sie hat auch diesmal keinen.«[15] Eine schärfere Kritik an dem von Fontane im Kriegsbuch gepriesenen Einsatz Preußens als diese aus der Perspektive eines Schleswig-Holsteiners ist kaum denkbar. Es war schon deutlich geworden, daß der Feldzug zwar ein Befreiungs-, aber gleichzeitig ein Eroberungskrieg war. Die etwa hundert Delegationen aus allen Teilen Schleswig-Holsteins, die dem Augustenburger als Herzog huldigten, konnten weder Bismarck noch Fontane beeindrucken.

Die national begründete Begeisterung des jungen liberalen Fontane für die Herzogtümer war wohl auch längst verflogen, wenn man einem Reisebrief, der im September 1864 in der *Kreuzzeitung* veröffentlicht wurde, trauen darf, der die dänische Politik rügt, aber hinzufügt: »Ich weiß mich persönlich frei von der so viele Jahre im Schwung gewesenen Schleswig-Holstein-Heulerei und bin ohne besondere Sympathie für jenen nordalbingischen Volksstamm, der dadurch so bedrückend in persönlichem Verkehr und Umgang wird, daß er beständig seine durchaus nicht über andere Menschenkinder herausragende *individuelle* Bedeutung mit seiner *territoriellen* Bedeutung (die freilich nicht hoch genug veranschlagt werden kann) verwechselt.« (HFA III/3, S. 529) Erst nach dem Krieg gegen Frankreich schlug die Stimmung unter den deutschgesinnten Schleswig-Holsteinern um, für den Preußen Fontane zu spät. In einer Abendgesellschaft sagte er einem baltischen Adligen, der es für ein Unglück hielte, wenn die russischen Ostseeprovinzen je preußisch werden sollten, ihm sei dagegen das Blut seiner Landsleute zu schade, um eine dem Deutschtum entfremdete Provinz zu erobern und fügte in einem Brief vom 26. 11. 1869 an seine Frau hinzu: »Das schleswigholsteinische ›lieber dänisch als preußisch‹ das wir seit 64 hören müssen, klingt uns noch zu unangenehm im Ohr.«[16] Sein Ärger entzündet sich deutlich an dem Gedanken an die Deutschgesinnten, die sich die Zukunft der Herzogtümer als preußische Provinz nicht vorgestellt hatten und es an Dankbarkeit fehlen ließen; sein Spott trifft jetzt gleichermaßen die alten Freunde und Feinde, wie es Helmuth Nürnberger in seiner Ausgabe von *Unwiederbringlich* belegt: »Nie wird sich die Frage entscheiden lassen, ob die Dänen mehr zu bedauern waren, daß sie mit den Schleswig-Holsteinern leben mußten oder umgekehrt.[17]«

Man darf bei Fontane einen zugespitzt formulierten momentanen Unmut nicht überbewerten, aber sein Ärger über »Husumerei«, über rückständigen

Provinzialismus ist nicht nur momentan. Nach seiner Überzeugung hatte Preußen 1864 eine neue Epoche deutscher Geschichte eingeleitet, wofür ihm Anerkennung gebührte. Zu einer solchen wollten sein Kriegsbuch und die Reisebriefe beitragen. Der Ausgangspunkt der Analyse dieser kunstvollen Zweckliteratur – oder sagen wir ruhig Propaganda – muß sein: wie und was wird erzählt, um den Auftrag zu erfüllen: um den Feldzug als einen gerechten, von der Bevölkerung begrüßten, erfolgreich und ritterlich geführten Befreiungskrieg darzustellen, in welchem vor allem Preußen das Fundament für die künftige Großmachtstellung Deutschlands legt. Die Konzeption ist schlüssig, sieht man aber näher zu, ohne die so oder so interpretierte Wirklichkeit ausklammern zu wollen, klaffen Widersprüche auf. Vielleicht wollte Fontane wegen dieser ärgerlichen Widersprüche keine Neuauflage, aber gerade sie sind hinsichtlich der Gattung aufschlußreich.

Anmerkungen

1 *»Mit Gott für König und Vaterland«. Zum politischen Fontane der Jahre 1861 bis 1863.* In: *Fontane Blätter* 55/1994, S. 62–88 und 59/1995, S. 59–84.

2 HFA III/5, S. 694.

3 *Preußens und Dreysens Gloria. Zu Fontanes Kriegsbüchern.* In: *Text und Kritik. Sonderband Fontane.* Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold, München 1989, S. 30–54.

4 Vgl. zu dem eingangs erwähnten Werk auch die von Osborne geschriebenen Kapitel im *Fontane-Handbuch*, hrsg. von Christian Grawe und Helmuth Nürnberger, Stuttgart 2000, S. 850–865.

5 Durchgesehen wurden: A.v. Baudissin: *Schleswig-Holstein meerumschlungen. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1864.* Stuttgart 1865. A. Gallenga: *The Invasion of Denmark.* I–II. London 1864. Heinrich Mahler: *Über die Eider an den Alsensund.* Berlin 1864. Wilhelm Petsch: *Der Feldzug gegen Dänemark.* 1865. Ferdinand Pflug: *Der deutsch-dänische Krieg. Geschichte des Feldzuges in Schleswig-Holstein im Jahre 1864.* Leipzig 1865. M. Rasmussen: *Den slesvigske Krig 1864. En folkelig Fremstilling af Danmarks anden Kamp for Slesvig.* Odense 1865. F. Sibertzen: *Krigen i Slesvig og Jylland 1864.* Kopenhagen 1865. C. v. Winterfeld: *Der Schleswig-Holsteinische Krieg von 1864.* I–II. Potsdam 1865. *Von der Eider bis Düppel. Von Alsen bis zum Frieden. Eine Skizze vom Kriegstheater. Von einem Offizier.* Hamburg 1865. *A Personal Narrative of Recent Military Events in Denmark. Reprinted from ›The Spectator‹.* London 1864.
Weiteres Material und wichtige Gesichtspunkte brachten: Claus Bjørn: *1848. Borgerkrig og revolution.* Kopenhagen 1998. Otto Brandt: *Geschichte Schleswig-Holsteins.* 7. Aufl. von Wilhelm Klüwer. Kiel 1976. Troels Fink: *Geschichte des Schleswiger Grenzlandes.* Kopenhagen 1958. Paul von Hede-

MANN-HEESPEN: *Die Herzogtümer Schleswig-Holstein und die Neuzeit.* Kiel 1926. MANFRED JESSEN-KLINGENBERG: *Schleswig-Holstein im dänischen Gesamtstaat.* In: *Standpunkte zur neueren Geschichte Schleswig-Holsteins*, hrsg. von REIMER HANSEN und JÖRN-PETER LEPPIEN, Malente 1998.

6 Zitate nach dem fotomechanischen Nachdruck: THEODOR FONTANE: *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864.* Mit e. Vorw. von SVEN-AAGE JØRGENSEN u. e. Anh. von EVELINE MAASSEN hrsg. von HELMUTH NÜRNBERGER, Flensburg 1999. Zitiert: Fontane und Seitenangabe.

7 Rückblickend heißt es in einem Brief an James Morris: »Gewisse Dinge – und dahin gehört für das gegenwärtige England Ägypten – braucht ein Staat, um weiter leben zu können, und solche Dinge müssen auch die rivalisierenden Staaten ihrem Nebenbuhler ruhig gönnen. So brauchten wir Schleswig-Holstein. Wir mußten es haben und haben es gekriegt.« (8. Februar 1897, in *Briefe*, hrsg. von OTTO PNIOWER und PAUL SCHLENTHER. 2. Sammlung. Berlin 1909, Bd. II, S. 417f).

8 Ein paar Zahlen mögen die Lage verdeutlichen. Das Königreich Dänemark hatte um 1860 1.600.000 Einwohner. Die Herzogtümer hatten 950.000 Einwohner, wovon rund 410.000 in Schleswig, 545.000 in Holstein und 60.000 in Lauenburg wohnten. Nach Schätzungen des dänischen Historikers Lorenz Rerup hatten in Schleswig 200.000 Deutsch bzw. Niederdeutsch als Umgangssprache, während etwa 170.000 Dänisch als Umgangssprache hatten und etwa 30.000 zweisprachig waren. Der deutsche Historiker Otto Brandt meint, »der plattdänischen Volkssprache bedienten sich damals etwa 135.000 Personen« (S. 300). Allerdings entsprachen sich politische Gesinnung und Sprache keineswegs immer, was aus einer anderen Auskunft bei Brandt hervorgeht: » Bei den ersten Wahlen zum konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes am 12. Februar 1867 wurden im ganzen Herzogtum Schleswig 39.593 deutsche und 27.488 dänische Stimmen abgegeben« (S. 303). Auch nach der dänischen Niederlage standen sich also in Schleswig etwa vier Deutschgesinnte drei Dänischgesinnten gegenüber.

9 Bismarck soll schon vor dem Krieg in engerem Kreise gesagt haben: »Die ›up ewig ungedeelten‹ müssen einmal Preußen werden, das ist das Ziel, nach dem ich steuere.« (Otto Brandt, S. 263)

10 »Die Stimmung der jütischen und teilweise auch der nordschleswigschen Bevölkerung trug wesentlich dazu bei, die Dänen bei diesen kleinen Unternehmungen zu begünstigen, während die Alliierten wenigstens auf jütischem Boden durchaus alle ähnliche Nachrichten entbehren müssen [...] Man verfuhr verbündeterseits aus nicht recht einzusehenden Gründen selbst wider die auf handfester That ergriffenen Kundschafter viel zu rücksichtsvoll, als daß ein heilsamer Schrecken über das gegen dieselben angewandte summarische Ver-

fahren auf deren Complicen hätte seine Rückwirkung äußern können.« (S. 84)

11 »Aber die Erbitterung verleiteten die Dänen zu einer Infamie, die man freilich schon früher an ihnen kennen gelernt hatte. Denn auch heute kam es vor, daß einzelne Gruppen Dänen die Waffen niederlegten und die Hände, um Pardon bittend, erhoben; dann aber, als unsere Leute sehr gutmütig den Gefangenen nahten, oft noch in der Absicht, das letzte Stück Brot mit ihnen zu theilen, schnell wieder die geladenen Gewehre ergriffen, um noch einmal, aus nächster Nähe, eine verderbenbringende Salve zu geben. Ein blutiges Gericht wurde über ein Theil solcher Frevler an den bei den gebildeten Nationen geltenden Kriegsgesetzen gehalten.« (S. 183f)

12 Fontane oder seine Gewährsleute haben offenbar Grundtvigs Auffassung von dem Pfingstwunder (Apostelgesch. 2,6–12) als einer den Jüngsten Tag vorwegnehmenden Aufhebung der babylonischen Sprachverwirrung nicht verstanden, was allerdings angesichts des stark national geprägten Christentumverständnisses des dänischen Theologen nicht verwunderlich ist.

13 *Vor dem Niedergang: Dänemark in Fontanes Roman »Unwiederbringlich«*, in *Skandinavistik* 2, H.2. 1972, S. 27–53.

14 Im vierten Kapitel des Romans *Unwiederbringlich* sieht die Gräfin Holk diese Kraft bei den Preußen als »in dem alten Katechismus Lutheri« begründet und greift den Lebenswandel des dänischen Königs an, von dem sie meint:«[...] der hat keine Kraft und gibt keine Kraft und wird denen unterliegen, die diese Kraft haben.«

15 Brief vom 19. Dezember 1864, zitiert nach: Theodor Fontane: Gedichte, hrsg. von Joachim Krueger u. Anita Golz, Berlin u. Weimar 1989, Bd. 1, S. 593.

16 Zit. nach *Der Ehebriefwechsel*, hrsg. von Gottfried Erler unter Mitarbeit von Therese Erler, Bd. 2, S. 423, Berlin 1998.

17 Brief an Wilhelm Hertz, 18. März 1879. Zit. nach Theodor Fontane: *Unwiederbringlich.* Mit e. Nachw. neu hrsg. von Helmuth Nürnberger, München 1995, S. 263.

Rezensionen

Marion Villmar-Doebeling: Theodor Fontane im Gegenlicht. Ein Beitrag zur Theorie des Essays und des Romans. Würzburg: Könighausen & Neumann 2000. (Epistemata. Würzburger Wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft; Bd. 177). 156 S. DM 48,-

Einen Gegenstand ins Gegenlicht zu rücken, um ihn besser zu betrachten, kann sowohl seiner Verdunkelung als auch Erhellung, genauer Durchleuchtung dienen; welchem Effekt der Vorzug gebührt, braucht damit noch nicht entschieden zu sein. Aber Marion Villmar-Doebeling strebt mit ihrer Studie, die aus einem Dissertationsprojekt hervorgegangen ist, zweifelsohne den Wahrnehmungsvorteil der Durchleuchtung an. Die bei solchen Lichtverhältnissen arrangierten Gegenstände sind im vorliegenden Fall Fontanes ›Essays‹ aus England und sein erster Berliner Gesellschaftsroman *L'Adultera*. Das bevorzugte Gegenlicht soll bewirken, daß die sonst unsichtbaren »Strukturen der Uneigentlichkeit und Undarstellbarkeit« (S. 11) – damit sind Mehrdeutigkeit, Unbestimmtheit und Widersprüche gemeint – sichtbar werden. Die Untersuchung verfolgt das allgemeinere Ziel, Fontanes Ruf als Realist, der Welt und Gesellschaft getreu abbildet, zu revidieren und an dessen Stelle das Profil eines modernen, genauer eines innerhalb der Moderne postmodernen Autors zu setzen, dessen Schreiben zur fortwährenden Suche nach einer im Grunde unfaßbaren Wirklichkeit gerät. Villmar-Doebeling sieht wie viele vor ihr in Fontane den bedeutenden Skeptiker, der die Dinge der Welt im wörtlichen Sinne von ›Skepsis‹ umsichtig erkundet (S. 16 f. u. 44), so daß vor allem auch die Grenzen dieser Wahrnehmungsweise spürbar werden und der herkömmliche epistemologische Unterschied zwischen Subjekt und Objekt dahinschmilzt.

Essay und Roman empfehlen sich nach Villmar-Doebeling gleichermaßen als neuzeitliche Repräsentationsformen für eine immer komplexer, vielschichtiger, unfaßbarer werdende Wirklichkeit, weil sie selbst nicht mehr nach ganzheitlich-systematischen, zwischen Subjekt und Objekt strikt trennenden Prinzipien organisiert sind, sondern das Assoziativ-Sprunghafte, Multiperspektivische, Reflexive, Montierte und Kaleidoskopische als Darstellungsprinzipien favorisieren. Offenbar vermögen gerade diese Formen jene »Grenzen der Mimesis« am zuverlässigsten anzuzeigen, um die es Villmar-Doebeling hauptsächlich geht. Somit zeichnet sich ein durchaus interessanter Ansatz ab, der freilich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht mehr ganz neu ist. Abgesehen davon, daß die eher flüchtige Behandlung des Aristotelischen Mimesis-Begriffs (die Kategorie des Wahrscheinlichen wird nicht reflektiert) enttäuscht, bleibt die Frage unberührt, inwiefern nicht gerade Essay und neuzeitlicher Roman dank ihrer ›offenen‹ bzw. ›fraktalen‹ Struktur einer spezifisch ›kopistischen‹ (vgl. S. 138) Tendenz des Realismus zuarbeiten könnten. Villmar-Doebeling leitet die ›postmodernen‹ Wahrnehmungs- und Gestaltungsmöglichkei-

ten von Essay und Roman einerseits von Michel de Montaigne, andererseits von Georg Lukács ab, dessen frühe Theorie des Romans sie allerdings »ex negativo« auswertet, um jene asystematische Repräsentationsform zu konturieren, die für ihren Ansatz wichtig ist. Desweiteren will sie zeigen, daß es einen direkten Weg vom Essayisten Fontane zum Romancier gibt und daß der Horizont dieser Entwicklung durch den Blick auf die «Grenzfälle der Mimesis« gestiftet wird.

Im essaytheoretischen Teil ihrer Arbeit berücksichtigt Villmar-Doebeling ausgewählte Essays, die während Fontanes drei Englandaufenthalten entstanden sind, und konzentriert sich hier besonders auf das London-Erlebnis. Hervorgehoben wird die Begegnung mit dem neuartigen Großstadtphänomen, das in seiner Unübersichtlichkeit den individuellen Blick überfordere, als Massenbewegung alle herkömmlichen Klassifikationsbemühungen lahmlege und als monumentales Rätsel jeden endgültigen Deutungsakt scheitern lasse. Wiederholt betont die Verfasserin, daß es hierbei nicht nur um Krisen der Erlebnisinhalte, sondern gleichermaßen um solche der Wahrnehmungs- und Repräsentationsformen gehe; d.h. der Essay soll auch an seiner Form anzeigen, wie ›uneigentlich‹ alles ausfallen muß, was mit dieser neuen Welt in Berührung kommt.

Ob dies wirklich die Eigenart der Fontaneschen Reiseberichte und Feuilletonbeiträge trifft, muß aber fraglich bleiben; die gewählten Beispiele zwingen jedenfalls nicht zu einer solchen Deutung. Villmar-Doebeling erliegt manchmal zu schnell der Versuchung, die dargestellte Unübersichtlichkeit als Merkmal der Darstellungsform zu interpretieren. Tatsächlich aber wahrt Fontane durchaus Ordnung und Zusammenhalt der Darstellung selbst in Momenten des Staunens, der Verwirrung und Überwältigung. Wo er das Brüchige, Paradoxe, Entfremdete und Häßliche registriert, arbeitet er keineswegs nur mit fragmentierenden, montierenden, verfremdenden oder karnevalesk verkehrenden Stilmitteln. Wenn Fontane schreibt: »London ist nicht das, was man eine schöne Stadt nennt«, so verwandelt sich dieses Urteil in Villmar-Doebelings Analyse prompt zu einer »partielle[n] Absage an die Schönheitsästhetik« (S. 60, 68); wenn Fontane feststellt, »überall ist es die Zahl, die *Menge*, die uns Staunen abzwingt«, so folgert die Verfasserin daraus: »Für Fontane wird das letztlich unfaßbare, undarstellbare Erlebnis der Moderne an dem Ungenügen seiner Begrifflichkeit deutlich.« (S. 62) Der Verdacht läßt sich nicht ganz abweisen, daß Villmar-Doebeling lieber auf ihre ›postmoderne Theorie‹ als auf den Wortlaut Fontanes achtet. Gelegentlich drängt sich sogar die Frage auf, ob die Verfasserin ihren Autor auch wirklich verstanden hat. So charakterisiert Fontane das *»Besondere«* Liverpools bzw. seines Hafens, der als »zweite[r] Handelsplatz der Welt« gilt, indem er zum Vergleich auf London verweist, wo die zerstreute Lage der Docks einen »Überblick über das Ganze« verhindert und wo deshalb die Hafenanlage keinen so gewaltigen Eindruck hinterläßt wie in Liverpool, wo alles dicht gedrängt ständig vor

Augen liegt. Daraus wird bei Villmar-Doebeling: »Die Unmöglichkeit eines betrachterischen Überblicks liegt hier [...] an der Fülle und Unübersichtlichkeit verschiedener Impressionen beziehungsweise Erlebnisse. Über die Londoner Moderne kann nämlich ein Einzelner keinen Überblick mehr haben, weshalb die Metropolis zum Gefühl der gestalterischen Ohnmacht und somit zur Dezentrierung des Subjekts führt.« (S. 63) Darum geht es hier doch nicht. So läßt sich kaum verhehlen, daß die analytischen Ergebnisse unsicher bleiben; zuweilen stimmt sogar das ›Handwerk‹ nicht, so wenn anläßlich der Formulierungen »die menschenbedeckten Steamer« oder »eine dunkle Menschenwoge« kurzerhand von den Adverbien »menschenbedeckt« und »dunkel« die Rede ist (S. 59 f.).

Der zweite Teil der Arbeit erkundet die »Grenzfälle der Mimesis« am Beispiel von *L'Adultera*. Im Mittelpunkt der Analyse steht jenes Bild, dessen Titel *Cristo e l'adultera* zur Hälfte Fontanes Romantitel ausmacht und dessen Motiv das Verhalten der Figuren und den Gang der Handlung bestimmt. Villmar-Doebeling hat leider die hier wichtige Arbeit von Winfried Jung (*Bildergespräche*, 1991) übersehen (vgl. zusammenfassend den Ausstellungskatalog *Fontane und die bildende Kunst*, 1998, S. 236 ff.). So etwas sollte eigentlich nicht vorkommen; da es nun aber geschehen ist (und die Frage, welches ›Original‹ sich eigentlich den Betrachtern bietet, in der Kette der Kopien, um die es Villmar-Doebeling geht, an Gewicht verliert), sei das Ergebnis in Kürze mitgeteilt. Die Verfasserin versucht plausibel zu machen, daß im Umkreis einer Kunsttheorie, die das Kopieren aus Scheu vor dem gottähnlichen Originalitätsanspruch empfiehlt und trotzdem die (individuelle) Selbstbeteiligung nicht ausschließt, Werke entstehen können, die auf Eindeutigkeit verzichten und deshalb in der Rezeption wichtige Freiräume einrichten. (Villmar-Doebeling bezieht ihre kunstgeschichtlichen Auskünfte auf Tintoretto, obwohl ihr die problematische Zuordnung des fraglichen Bildes bereits bekannt ist.) Angewandt auf Fontanes Roman bedeutet dies, daß Melanie z.B. Gelegenheit erhält, mit ihrer eigenen Bilddeutung »gegen klar ausgewiesene, etablierte Grundfesten referentieller Bedeutung« zu ›konspirieren‹, während der Erzähler die Lizenz für die individuelle, ›eigene‹ Auslegung zum »utopischen Locus der Andersartigkeit, der Abweichung« ausbaut, »auf den lediglich die Uneigentlichkeit der Kopie einen flüchtigen Blick, aber keinen subjektzentrierten Zugriff mehr gestattet.« (S. 121) Das klingt sehr klug, läßt aber auch vergessen, daß der Ehebruch bei Fontane, zumal unter Wagner-Klängen, bereits zum Thema einer frühen Seifenoper avancieren kann; die Abwendung vom »subjektzentrierten Zugriff« kann doch in Melanies Falle auch als ›subjektzentriertes Interesse‹ gedeutet werden, bei dem der ›flüchtige Blick‹ sogar die stille Gier vorwegnimmt, die hier allerdings einmal keine Steine verdient.

Für Villmar-Doebeling artikuliert sich in Fontanes Bildergespräch eine Grund-

situation des 19. Jahrhunderts: »Die Gemäldekopie in Fontanes L'Adultera wird [...] zu einem beweglichen und metonymischen Stilmittel für impressionistische Stellungnahmen sowohl über Ezechiels als auch über Melanies Psyche, ihr privateres Leben und über ihre Leidenschaften. Der sehr fragmentarische und oft unterbrochene ›Gedankenaustausch‹ der Eheleute bezüglich des Gemäldes illustriert die Grundproblematiken der Beschreibung im Roman des 19. Jahrhunderts, weil die Kopie auch Vorstellungen der Kongruenz zwischen Gefühlen, Gedanken, Überzeugungen, Vorurteilen und ihren textuellen oder visuellen Repräsentationen destabilisiert.« (S. 123) Zur historischen Begründung dieser Beobachtung holt Verfasserin zuletzt auch theologiegeschichtlich aus, um unter dem Blickwinkel einer ›negativen Theologie‹ (Nikolaus von Kues) jene Kongruenz zu verdeutlichen, die zwischen Tintorettos Gemälden und Fontanes Roman besteht: »Sowohl der kulturkritische Essay, wie ihn Fontane entwirft, als auch das Konzept der Kopie, wie es in L'Adultera entworfen ist und auf Tintoretto zurückweist, zeichnen sich durch ihre konstellatorische, relationale Vielfalt aus, indem sie sich als Repräsentationsformen nicht anmaßen, Eigentlichkeit, Unmittelbarkeit, Integration und Kongruenz darzustellen.« (S. 138) Das ist wohl richtig, aber auch schon seit längerem bekannt (angelegt schon in Ohls Konzept des symbolischen Perspektivismus) und vielleicht gerade für *L'Adultera* nicht besonders typisch, zumal wenn der Schlußsatz ins Blickfeld rückt. Die »Annäherung« (S. 140), die sich nämlich hier vollzieht, läßt eher alle »Widersprüche« und »Zweideutigkeiten« ruhen und exponiert jene photogene Einheit, die Umarmung und Kuß gewähren, solange sie im »ungetrübten Glanz« erscheinen. Wo aber bleibt hier das ›Gegenlicht‹, oder sieht etwa weibliche Emanzipation im Gegenlicht so aus?

Die Studie von Villmar-Doebeling wirkt ambitioniert; schon der Titel geht auf's Ganze, ›Theorie‹ wird nach postmoderner Reform großgeschrieben, und der Ton orientiert sich an Adorno und Lyotard. Bescheidener fällt aus, was tatsächlich geboten wird; Sätze mißraten sogar etwas in ihrer gesuchten Eigenwilligkeit, und das Literaturverzeichnis weist doch eher arge Lücken auf. Wenn es denn um Realismus gehen soll, dürfen neuere Arbeiten (H. Korte, H.V. Geppert, G. Plumpe, D. Villanueva, R. Zeller) nicht fehlen; ein naives Abbildkonzept vertritt schon seit längerem niemand mehr. Ähnliches gilt vom Umgang mit der Fontane-Literatur; auch hier fehlen einschlägige Arbeiten über Fontanes England-Reiseberichte (Muhs, Wülfing). Wenn Montaigne eine Schlüsselrolle für Fontane spielen sollte, dann darf H. Strechs *Stechlin*-Interpretation (1970) nicht ungenannt bleiben, in der Montaigne ein eigenes Kapitel erhält. Mag vor einem Vierteljahrhundert gegolten haben, daß *L'Adultera* zu wenig beachtet wurde, heute stimmt das nicht mehr. Nicht gutzuheißen ist schließlich – mit Verlaub – die kommode Praxis, zentrale Fontane-Stellen aus zweiter Hand zu zitieren. – So liegt eine Arbeit vor, die

unter anderen Bedingungen dank ihrer theoretischen Versiertheit, ihrer Sensibilität für die Poetik des Essays, ihrer kunstästhetischen Umsicht und ihres Interesses am Spiel des Realisten mit Kopien in hellem Lichte gestanden hätte, so jedoch durch eine Reihe unnötiger Versäumnisse vor allem sich selbst im Lichte steht.

❑ Hugo Aust

Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes, 13.–17. September 1998 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. 3 Bände. Würzburg: Könighausen & Neumann, 2000. 318, 261 und 322 S. Gesamtpreis DM 198,– .

Das große Internationale Symposium des Fontane-Archivs in Potsdam zum 100. Todestag Fontanes im September 1998 ist nun mit seinen fast 60 Vorträgen in drei Bänden dokumentiert. Eine wahre Wissenschaftler-Parade zur Jubiläumsfeier, ein Forschungs-Panorama. Auch wenn die Einzelbeiträge in unterschiedlicher Weise Neues präsentieren, beeindrucken die Bände durch die Koordinierung der Ergebnisse breitgestreuter Forschungsinteressen, als Bilanz des derzeitigen Forschungsstandes. Der Titel des Symposiums, *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts*, deutet an, daß selbstverständlich das Verhältnis Fontanes zu seinem, dem 19. Jahrhundert zur Diskussion steht, aber doch auch die Frage nach seinen Perspektiven für das neue Jahrhundert, nach seiner Position an der »Epochenschwelle«. Zugleich schließt der Titel die Frage nach der Bedeutung Fontanes für den Leser am Ende des 20. Jahrhunderts ein, eine Konzentration auf das, was in der Fontane-Rezeption vom Dichter lebendig geblieben ist.

Und da fällt doch auf, daß sich das Symposium fast ausschließlich mit dem erzählerischen und dem Briefwerk sowie der journalistischen Tätigkeit Fontanes beschäftigt. Die Versdichtung und die *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* bleiben am Rande, liefern im wesentlichen nur Argumentationshilfen. Zumindest in Bezug auf die Balladendichtung wird diese Enthaltsamkeit verständlich. Den Balladenautor aus dem Berliner Dichterkreis *Tunnel über der Spree* hat weitgehendes Vergessen eingeholt. Die während seiner England- und Schottland-Aufenthalte entstandenen Balladen aus der englisch-schottischen und der skandinavischen (nordischen) Geschichte sind im gleichen Maße ins historische Poesie-Museum geraten wie die Balladen eines Börries von Münchhausen. Die friderizianischen Preußenbilder des Gedichtbandes *Männer und Helden* (1850) haben trotz ihrer anekdotisch-humoristischen Züge keine Vorbildkraft mehr. *Die Brück am Tay*, mit der sich Fontane der Technikgeschichte zuwen-

det, oder *Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland*, Fontanes Legende von der Freundlichkeit, sind vielleicht die einzigen Balladen, die heute ein Lesebuch-Herausgeber nicht übergehen kann. Immerhin befassen sich im jüngst erschienenen, von Winfried Woesler herausgegebenen Sammelband zur Geschichtsballade des 19. Jahrhunderts, *Ballade und Historismus* (2000), von den fünfzehn Beiträgen vier auch mit Fontane.

Der erste Band der Dokumentation steht unter den Leitthemen *Der Preuße*, *Die Juden* und *Das Nationale*, stellt also den »politischen« Fontane in den Mittelpunkt. Hubertus Fischer folgt den Stationen und Brüchen in der Entwicklung Fontanes vom vormärzlichen Republikaner über den »eingefleischten Royalisten« zum geläuterten Konservativen, dem die Sozialdemokratie kein Schreckgespenst ist (was Pierre-Paul Sagave an Fontanes späten Romanen erläutert). Bekanntlich hat sich Fontane nach den preußischen Siegen von 1864 und 1866 und nach dem deutschen Sieg von 1870/71 mit Preisliedern nicht zurückgehalten, doch nimmt sie Werner Rieck gegen den Vorwurf des chauvinistischen Hurra-Patriotismus in Schutz. Übergangen wird in dem ansonsten kundigen Beitrag von Hans Ester über Fontanes Darstellung der »preußischen Diener des Herrn« der Gegensatz zwischen dem Pfarrer Lorenzen und dem Superintendenten Koseleger *(Der Stechlin)*. Verehrung Bismarcks hindert Fontane nicht an der Distanzierung von dessen Kulturkampf-Strategie (Peter Sprengel). Wulf Wülfing analysiert die politische Bildlichkeit in der Sprache Fontanes, die »bis zum Burlesken« gehen kann. Wie das Prinzip der »poetischen Gerechtigkeit« seinen Ursprung in Fontanes Konservativismus hat, zeigt Bernd Witte; warum man deshalb den Romanen Fontanes nicht das Etikett »Gesellschaftskritik« anheften darf, begründet Hans Dieter Zimmermann. Fontanes Positionen im deutschen Nord-Süd-Antagonismus und gegenüber den Anfängen deutscher Weltpolitik bestimmen Roland Berbig und Dietmar Storch.

Fontane ist unter Antisemitismus-Verdacht geraten, und eine Reihe von Beiträgen bemüht sich in diesem Punkt um Klärung, was natürlicherweise zu Überschneidungen führt, so daß mit denselben Zitaten mehrfach argumentiert wird. Wolfgang Benz und Henry H.H. Remak stecken das Feld ab, auf dem sich im 19. Jahrhundert der Antisemitismus als Zeitströmung entwickeln konnte. Eines der Resümees lautet: Es fehlt dem 19. Jahrhundert ein Lessing. Hans Otto Horchs Untersuchung jüdischer Namen und antijüdischer Namenspolemik bei Fontane *(Von Cohn zu Isidor)* baut auf den Arbeiten von Dietz Bering *(Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag, 1987; Kampf um Namen, 1991)* auf und bescheinigt dem Romanwerk Fontanes Zurückhaltung im Gebrauch antijüdischer Invektiven. Eine härtere Gangart in der Auseinandersetzung mit einem antijüdischen »Vorurteil« schlägt Bernd Balzer an, hält aber dem »antijüdischen Bürger Fontane« zugute, daß er »keine antisemitische Tendenzliteratur schrieb«. Eine tolerante Haltung findet Mirosław

Ossowski in Fontanes Darstellung von Figuren aus dem deutsch-slawischen Grenzraum. Daß Fontane gleichwohl die Stereotypen und das Vokabular der nationalen Typologie nicht unbedingt meidet, zeigen Rolf Parr und Hugo Aust, den auch der bekannte Gegensatz zwischen dem »strengen Zeitgenossen« und dem »versöhnlichen Dichter« Fontane nicht beruhigt. Etwas verloren wirken im Umfeld von Problemen des Antisemitismus und des Nationalismus die beiden Exkursionen in die Kunstgeschichte, die Beiträge über Fontanes Verhältnis zur Malerei Arnold Böcklins (Regina Dieterle) und zum Maler Max Liebermann (Peter Paret).

Im zweiten Band sind die Vorträge zu den Leitthemen *Sprache*, *Ich*, *Roman* und *Frau* zusammengefaßt. Barbara Naumann kennzeichnet den Fontaneschen Roman als »ausplaudernden Roman« und entdeckt in der dialogischen Form ein Denken nach Art der sokratischen Ironie. Der Sprachskepsis Fontanes, der Darstellung einer technisierten Kommunikation im Roman *Der Stechlin*, geht Eckehard Czucka nach. Dagmar Schmauks' linguistische Untersuchung ermittelt im Romanwerk Fontanes Einsichten in zwischenmenschliche Prozesse, die erst heute wissenschaftlich als Zeichenprozesse rekonstruiert werden können. Mit den Anmerkungen zur Körpersprache weist diese Analyse hinüber zu Andrea Gnams Aufsatz zu prekären Wechselbeziehungen zwischen Körper und Sprache in Fontanes Romanen. Von »sanfter Vergewaltigung« im Wort, von unterschwelliger Dekonstruktion gegebener Wirklichkeitsvorstellungen spricht Liselotte Grevel in ihrer Studie zur Hauptfigur des *Schach von Wuthenow*. Glücks- und Sinnsuche des Ich stehen im Mittelpunkt von Bettina Pletts Untersuchung zu Fontanes Topos vom »Platz, an den man gestellt ist« und Renate Böschensteins Studie zu den späten Prosafragmenten; beide Beiträge bestimmen den Ort Fontanes in der Bewußtseinsgeschichte des Jahrhundertendes. Ein Versprechen bleibt vorläufig Klaus Brieglebs »Vorstudie« zum *Stechlin*, der Versuch, den Roman »vorgeschichtlich zu lesen«, nämlich aus der Sicht des Melusine-Stoffes.

Zahlenmäßig den größten Anteil haben die Beiträge zur gender-Forschung und die Untersuchungen zum Weiblichkeitsbild bei Fontane. Auch Gudrun Loster-Schneiders Aufsatz im ersten Band, zu National- und Geschlechterstereotypen in Fontanes *Kriegsgefangen*, gehört mit in diesen Zusammenhang. Gegen Christoph Miethings Herabsetzung des Romans *Effi Briest* gegen Flauberts Madame Bovary argumentiert Uwe Dethloff; er sieht in *Effi Briest* die moderne Fortsetzung zum Weiblichkeitsbild von Flauberts Roman. Waltraud Wende dagegen spricht *Effi Briest* den Status einer »selbständig-modernen Frau« ab. In den historischen Kontext rückt Helmut Schmiedt das Eheverständnis in *Effi Briest*. Den »Weiblichkeitskonstruktionen« im Spätwerk Fontanes gilt das Interesse Edda Zieglers, den »Geschlechterkonfigurationen« in *Unwiederbringlich*, dem Maskeraden-, Rätsel-, Sphinxhaften von Weiblichkeit das Interesse Claudia Liebrands. Durch die familiäre Macht der Frau sieht Michael Masanetz im *Stechlin* die Sinn-

struktur des Romans bestimmt.

Für eine entschiedene Aufwertung des Ehebriefwechsels der Fontanes plädiert sein Herausgeber Gotthard Erler. Emilie sei kein unbedarftes Aschenputtel; die »Szenen einer Ehe«, die der Briefwechsel vorführe, seien den fiktiven Ehegeschichten Fontanes wohl ebenbürtig; kleine literarische Miniaturen machten die Briefe zu Kunstwerken. Eine Sonderstellung in der Dokumentation nimmt der Beitrag von Gabriele Wittig-Davis ein, weil er von einem Medium handelt, in dem Fontane selbst nicht mehr produktiv werden konnte: dem Film. Vier Verfilmungen des Romans *Mathilde Möring* sind zu bewerten. Während Rolf Hansens Spielfilm *Ich glaube an dich* (1945) das Ambivalente des Romans ins Eindeutige und Konventionelle transportiert, bewahrt Claus Peter Witts Fernsehfilm von 1968 Mehrdeutigkeit und Ironie. Leider erfährt man kaum etwas über Wolfgang Schliefs Fassung für das Vorabendprogramm des westdeutschen Fernsehens und über Karin Herchers Film für das Fernsehen der DDR (1983).

Der dritte Band bündelt die Vorträge zu den Leitthemen *Geschichte*, *Vergessen*, *Großstadt* und *Moderne*. Fontanes historisches Interesse spiegelt sich in seinem lebenslangen Vernarrtsein in Orte der Memoria, in Denk- und Grabmäler (Sigrid Thielking). Das Thema des Zeichenprozesses im Roman greift noch einmal Erzsébet Szabó auf: historische Zeichen wie Denkmäler, Grabsteine oder Porträts denotieren in *Effi Briest* die Lebensgeschichte der Hauptfigur. Die Polarität von Natur und Norm ist Thema von Monika Ritzers Untersuchung des Romans *Graf Petöfy*. Wie der im Dreikaiserjahr 1888 spielende Roman *Die Poggenpuhls* die Ablösung der Erfahrungswelt vom Realgeschichtlichen und die Zunahme mittelbarer, ästhetisierter Erfahrung im Alltag thematisiert, zeigt Peter C. Pfeiffer. Reisen können mit der Erfahrung des Versagens verbunden sein (dafür bot sich das metaphorische Schema der Unterweltsfahrt an): für die Darstellung der Bewußtseinsproblematik bedient sich Fontane schon in Ansätzen moderner Erzählverfahren, etwa des »inneren Monologs« (Christine Hehle). Mit Fontanes Kindheitsautobiographie beschäftigt sich Katrin Lange: Fontane gebe die alte Koalition zwischen Autobiographie und Zeitroman auf. Die Reihe *Geschichte* beschließt Helmuth Nürnberger mit seinem Vortrag über Grillparzers und Fontanes ›Besichtigung‹ ihres Jahrhunderts in Form der Epigrammatik und Spruchpoesie.

An der Sozial-, Bewußtseins- und Mediengeschichte interessierte Historiker zitieren häufig Fontane als Kronzeugen eines kulturgeschichtlichen Wandels (wie er beispielsweise durch das Verkehrsmittel der Eisenbahn entstanden ist). Eda Sagarra belegt auf vielfache Weise Fontanes Offenheit für die Veränderungen im zeitgenössischen Kommunikationswesen. Inmitten der sich beschleunigenden Veränderungen reicht es oft nur zu autodidaktischem Wissen; mit dem Autodidakten-Habitus im Werk Fontanes befaßt sich der Vortrag Kerstin Stüssels. Ausgehend von der »Alleskönnerin« Sophie im Roman *Die Poggenpuhls*, verweist Martin Lowsky auf die Berührung von

modernem Literaturverständnis und der Denkweise moderner Mathematik im Spätwerk Fontanes.

Einen Schwerpunkt im dritten Band bilden die Vorträge zum Großstadt-Komplex. Wie sehr sie ins Zentrum des Fontaneschen Werkes führen, beweist schon die Tatsache, daß man Berlin »Fontanopolis« hat nennen können. Walter Hettche siedelt Fontanes Großstadt-Darstellung »auf der Schwelle zur Moderne« an; noch werde die Großstadt nicht als Bedrohung erlebt. Von »Schwellenerfahrung auf dem Weg zur Moderne« spricht auch Ortrud Gutjahr: Fontanes Figuren schrecken weder vor der Großstadt zurück noch werden sie durch ihre Dynamik gehetzt. Geradezu als Ordnungsprinzip Fontaneschen Erzählens versteht Klaus R. Scherpe das Kartographische; Fontanes Figuren seien ortsversessen, Ortskunde gehe vor Raumphantasie. Die vergleichende Untersuchung von Susanne Ledanff kontrastiert die Bilder der Metropole in Flauberts *Éducation sentimentale* mit denen im Gesellschaftsroman Fontanes. Flaubert skizziere Paris als einen zeichenhaft verrätselten Geschichtsraum, Fontane ermögliche dem Leser das Wiedererkennen der authentischen Orte. Wie Fontane in *Effi Briest* mittels der Raumgestaltung eine »Topographie des Fremden« entwirft und die Ehekonflikte des Paares auf den dargetellten Raum projiziert, legt Michael Andermatt dar. Mit der Aufdeckung von Affinitäten im Werk Fontanes und Joseph Roths, mit dem exemplarischen Vergleich der Romane *Der Stechlin* und *Radetzkymarsch*, weist Helen Chambers (»Großstädter in der Provinz«) schon zum nächsten Themenschwerpunkt hinüber, zu drei Beispielen einer produktiven Fontane-Rezeption.

Noch nahe steht Arthur Schnitzler dem Romanautor Fontane, der Konflikte aus dem Inneren der Protagonisten entwickelt, doch finden die Figuren bei Schnitzler nicht mehr, wie noch bei Fontane, Halt in einer überlieferten Werteordnung (Michael Scheffel). Daß die Ironisierung Fontanescher Motive Kurt Tucholskys lebenslange »Seelenverwandtschaft« zum alten Fontane nicht ausschloß, verdeutlicht Stefanie Oswalt. Den »literarischen Dialog« zwischen Uwe Johnson *(Jahrestage)* und Fontane untersucht Sibylle Schönborn: Johnsons Geschichtsentwurf sei an das weibliche Geschlecht gebunden (Lisbeth – Gesine – Marie), in der Gestalt der Lisbeth werde eine Beziehung zur Melusine-Figur sichtbar. Etwas angehängt wirken die beiden Schlußbeiträge des dritten Bandes. Sie beschäftigen sich mit Fontanes abwägenden, aber im ganzen wohlwollenden Theaterkritiken zur ersten Saison der *Freien Bühne*, die der Neugründung zum Durchbruch verhalfen (Christian Grawe), und mit Fontanes Tätigkeit im Redaktionsausschuß (Aufsichtsorgan) der Zeitschrift *Pan*.

Eine Einzelkritik der annähernd sechzig Beiträge dieser von Hanna Delf von Wolzogen und Helmuth Nürnberger herausgegebenen Dokumentation, die der Präsident der Berliner Akademie der Künste, György Konrád, mit einem Essay zur seltsamen Herkunft des Figurennamens Petöfy einleitet, war im Rahmen einer Sammelbesprechung nicht möglich. Vieles wäre dem Verfasser einer Detailkri-

tik abgenommen worden, wenn Resümees der kritischen Diskussionen zu den Vorträgen hätten mit abgedruckt werden können (was angesichts des ohnehin gewaltigen Umfangs der Dokumentation wohl nicht möglich war.) Gewiß mag man noch diesen oder jenen Fontanekenner und -forscher im Ensemble der Beiträger vermissen, unter den älteren etwa Walter Müller-Seidel oder den Historiker Gordon A. Craig und unter den jüngeren etwa Norbert Mecklenburg. Doch können der Teilnehmerkreis und die Differenzierung nach Fach- und Interessengebieten auch so als repräsentativ gelten.

Wer sich hinfort Fontane wissenschaftlich nähern will, wird an diesem Kompendium neuer wissenschaftlicher Richtungshinweise nicht vorbeigehen können. Die ausführlichen Anmerkungsapparate zu den einzelnen Vorträgen und die Register zu den – auch einzeln zu erwerbenden – Bänden erleichtern die wissenschaftliche Benutzung. Das vom Land Brandenburg unterstützte Symposium ist der eindringliche Beweis für eine Heutigkeit und die andauernde Lebendigkeit des Fontaneschen Werks.

❑ WALTER HINCK

Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka. Studienbibliothek. Hrsg. von Mathias Bertram. CD-ROM. – Berlin: Directmedia 2000. (Digitale Bibliothek; 1) DM 149,– (Upgrade DM 50,–)

Um es vorwegzunehmen – diese CD-ROM allein rechtfertigt den Kauf eines Computers. (Die Upgrade-Version zum reduzierten Preis ist für die Besitzer der früheren Version gedacht.)

Nach längerer Ankündigung liegt nun eine stark erweiterte neue »Auflage« vor, die von 58 auf sage und schreibe 108 Autoren erweitert worden ist. Alle werden mit einigen Lebensdaten (ca. 6 S. pro Autor) und einem Porträt kurz vorgestellt. Beabsichtigt ist ein Längsschnitt durch die deutsche Literatur im angegebenen Zeitraum, natürlich konzentriert auf die für kanonisch gehaltenen Texte, doch greift die Auswahl – sowohl was die Autoren betrifft (auch Klingemann, Leisewitz und Lichtenstein sind vertreten) als auch auf die Texte bezogen – entschieden weiter. Zum Umfang der auf nur einer CD präsentierten Texte: in Buchform würden die ca. 160.000 Seiten etwa 21 Regalmeter einnehmen, und allein für eine Taschenbuchausgabe müßte man, so meint der Verlag, etwa 26.000 DM ausgeben. Die CD enthält lt. Verlagsangaben ca. 190 Dramen, 120 Romane, 450 Novellen und Erzählungen, 20 Verserzählungen, 10 Märchen- und Sagensammlungen (besonders hier und bei Autoren aus der Zeit des beginnenden 20. Jahrhunderts ist der Umfang der zuerst 1997 erschienenen CD-ROM angewachsen), 370 Schriften und Essays, 8000 Gedichte in 100 Sammlungen.

Ausdrücklich hervorgehoben werden müssen Qualität und Umfang der mitgelieferten Suchsoftware. Es geht also doch –

auch eine solch enorme Textmenge läßt sich in unglaublich kurzer Zeit nach Suchbegriffen durchforsten, und auch die hervorragenden Möglichkeiten, die Suche zu verfeinern bzw. abzugrenzen, Fundstellenlisten aufzubauen und eigene Notizen zu speichern, verlangsamen die Arbeit nicht. Bereits die mitgelieferte Software scheint ausgereift zu sein, doch ist es außerdem möglich, jeweils aktualisierte Versionen von der Verlagsseite herunterzuladen.

Bei aller beeindruckenden und erfreulichen Materialfülle weist die Einleitung selbst auf möglicherweise als Lücken empfundene Fehlstellen hin: »Grund sätzlich ausgeschlossen blieben Briefe, Tagebücher und Abhandlungen, die sich mit naturwissenschaftlichen Fragen befassen. Allerdings schienen in einigen Grenzfällen Ausnahmen von diesem Grundsatz angeraten, etwa dann, wenn es sich bei einem Brief im Grunde um einen Essay handelte, wenn sich ein Tagebuch als Aphorismensammlung lesen läßt oder naturwissenschaftliche Schriften, wie im Falle Goethes, aufs engste mit dem poetischen Werk verknüpft sind.« Für Fontane heißt das: eine auch nur kleine Auswahl von Briefen, obwohl diese einerseits unverdächtig sind, naturwissenschaftliche Fragen zu behandeln, andererseits aber literarisch sehr interessant sind, ist leider nicht enthalten. Gerade bei dem »talent epistolaire« Fontane, dessen Briefe längst als integraler Teil des Werks gelten – natürlich gilt ähnliches auch für andere Autoren, doch wird der Rezensent hier die Fontane-Brille nicht absetzen – wird das Fehlen von Briefen bedauernd vermerkt. Ist der Wunsch danach vermessen? Ein rechtliches Problem dürfte es, wenn man sich die in der etwas versteckten Sigelliste aufgeführten benutzten Ausgaben ansieht (Gutzkows *Ritter vom Geiste* erscheinen hier bemerkenswerterweise nach der aktuellsten Ausgabe von 1998 bei Zweitausendeins), eigentlich nicht vorrangig sein. Wenn schon die Hanser-Briefausgabe hier nicht berücksichtigt werden kann, wäre doch selbst ein Rückgriff auf die zweibändige Briefauswahl des Aufbau-Verlages (zuerst 1968, 3. Aufl. 1989) ein Gewinn. Auch wird eine Abteilung »Kritische Schriften« bei Fontane vermißt. Sein Alexis-Essay oder auch *Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848* (1853) sind nicht enthalten, während bei anderen Autoren (u.a. Rilke, Schlegel, Uhland) ästhetische oder programmatische Schriften durchaus berücksichtigt wurden.

Worin bestehen im Blick auf Fontane die Unterschiede zur Fontane-CD-ROM desselben Verlages (Digitale Bibliothek; Bd. 6)? Es fehlen hier die rororo-Biographie samt größerem Bildteil und die Audio-Version von *Schach von Wuthenow*; beides läßt sich leicht verschmerzen. Die Möglichkeit, dafür auf derselben CD Texte Fontanescher Zeitgenossen (Freytag, Spielhagen, Immermann, Franzos, nicht jedoch Alexis) zu finden und evtl. nach denselben Wortformen durchsuchen zu können, ist viel mehr als ein Ersatz dafür. Im Prospekt behauptet der Verlag, die Auswahl bei Fontane sei hier »vervollständigt« worden – ein Vergleich erbringt jedoch keinerlei diese Behauptung stützenden Belege. Der Umfang der

Fontane-Texte ist nicht erweitert worden, doch sind eine ganze Reihe von Lesefehlern, die vom Rezensenten bei der Fontane-CD noch bemängelt werden mußten, hier erfreulicherweise beseitigt: ursprünglich falsche Titel wurden berichtigt *(Von Zwanzig bis Dreißig)*, der Onkel in *Irrungen, Wirrungen* schaut nun wieder verlegen statt verlogen, aus dem Malwurde wieder der Maiaufstand, doch noch immer muß man von einer Schlangenader statt Schlangenbader Kur lesen. Die gerade bei elektronischen Publikationen so dringend notwendige Textgenauigkeit läßt leider noch immer zu wünschen übrig.

Das dennoch weit überwiegende Vergnügen beim häufigen Benutzen der CD-ROM läßt schnell weitere Wünsche wachsen.

❑ Peter Schaefer

Vermischtes

Die Düsseldorfer Sektion der Fontane Gesellschaft hat im Laufe des Jahres 2000 zu einer Serie von Vorträgen eingeladen, in denen Fontanes Verhältnis zu europäischen Nachbarländern behandelt wurde. Einen dieser Vorträge geben wir im Folgenden wieder. Der Verfasser hat den Vortrag zwar für den Druck durchgesehen, auf unseren Wunsch aber den persönlichen Vortragsstil beibehalten.

Fontane und Schottland

Ferdinand Schlingensiepen

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
als unser Gastgeber mir kurz vor Professor Erlers Vortrag im vorigen Monat sagte: »Den nächsten Vortrag halten Sie! Sie machen das doch? … Wir müssen es nämlich gleich ankündigen«, meinte ich: »Ja, gern. Ich nehme dann Fontane und die Frauen«. »O nein«, war die Antwort. »Fontane und ist zwar richtig, aber nach dem und muß ein Land kommen, sonst paßt es nicht in unsere Herbstserie.« Ich bin also nicht aus freien Stücken auf den Zug gesprungen, in dem ich heute Abend mit Ihnen reisen werde, sondern ich habe mich, lediglich um dem Gesetz der Serie zu genügen, in ihn hineinschieben lassen.

Aber vielleicht ist das ja gar nicht so falsch. Als Fontanekenner wissen Sie, was Fontane von Leuten hielt, die nichts anderes im Sinn haben, als im richtigen Moment auf den richtigen Zug zu springen. Ich nenne Ihnen dafür nur ein Beispiel – für mich freilich das gelungenste von allen: Superintendent Koseleger aus Quaden-Hennersdorf, der mit seinem Amtsbruder Lorenzen, dem Pfarrer von Schloß und Dorf Stechlin, auf bessere Zeiten anstößt. »Aber«, so heißt es bei Fontane, »sie dachten sich sehr Verschiedenes dabei, weil sich der eine nur mit sich und der andere nur mit anderen beschäftigte.« Die beiden unterhalten sich über die bevorstehende Wahl in Rheinsberg. »Aber Lorenzen hatte dabei den Eindruck, daß sein Quaden Hennersdorfer Superintendent bereits ganz anderen Bildern nachhing. Und so war es auch. Was war für Koseleger diese traurige Gegenwart? Ihn beschäftigte nur die Zukunft, und wenn er in die hineinsah, so sah er einen langen, langen Korridor mit Oberlicht und am Ausgang ein Klingelschild mit der Aufschrift: Dr. Koseleger, Generalsuperintendent.«[1]

Wenn ich Ihnen heute abend etwas über Fontane und Schottland erzählen kann, dann verdanke ich das der Tatsache, daß ich, statt beizeiten auf den

richtigen Zug zu springen, einen Zug verpaßt habe. Es war das am 24. Dezember 1950 der Zug um 19 Uhr 02 von Edinburgh nach Melrose. Nun hat Fontane sich über Melrose etwas unwirsch geäußert: »Das Städtchen Melrose ist interesselos, und man passiert es ohne Verzug«. Das sah ich 1950 ganz anders. Da war Melrose der wichtigste Ort, den es überhaupt gab, denn dort lebte und arbeitete eine damalige Freundin von mir, und mit der wollte ich Weihnachten feiern. (Sie hat mich heute abend hierher begleitet.) Daß ich den Zug verpaßt hatte, bedeutete, daß wir den Heiligen Abend des Jahres 1950 jedenfalls nicht miteinander verbringen würden. Was sollte mir in dieser Situation Edinburgh, von dem Fontane so begeistert war, daß er ein Drittel seines Buches Jenseit des Tweed mit Geschichten über diese stolze graue Stadt im Norden gefüllt hat?

Mein Vater hatte mir Grüße für einen Kollegen mitgegeben, und ich dachte – nicht nur Schotten sind sparsam – wenn ich den jetzt anrufe, spare ich wenigstens die Kosten für das Ferngespräch. Aber ans Telefon kam ein überaus herzlicher Mann, Professor Porteous, dessen zweite oder dritte Frage war, von wo aus rufen Sie eigentlich an? Eine Stunde später saß ich mit ihm, seiner Frau und seinen sechs Kindern an einer weihnachtlich gedeckten Tafel, und als ich am Weihnachtsmorgen um 6 Uhr früh mit dem Milchzug nach Melrose zockelte, hatte ich das Stipendium für ein einjähriges Studium an der Universität Edinburgh in der Tasche. Ein Stipendiat war ausgefallen, und es war die Aufgabe meines Gastgebers gewesen, einen Ersatz für ihn zu finden. Daß die »ach so geizigen« Schotten mein Stipendienjahr dann sogar noch verlängert haben, damit ich eine Arbeit schreiben konnte, hat Schottland zu einer Art zweiter Heimat für mich gemacht. Alles, was später kam – keineswegs nur der heutige Abend – hing und hängt mit dem Verpassen des Zuges um 19 Uhr 02 von Edinburgh nach Melrose zusammen.

Fontanes Romane kannte ich damals schon. *Vor dem Sturm* hatte ich bereits als Jugendlicher gelesen; es ist eins meiner Lieblingsbücher geblieben. Aber daß es das kleine Schottlandbuch gab, wußte ich nicht, ich habe es erst erfahren, als ich längst alle Orte kannte, die Fontane beschreibt. Das aber ist meines Erachtens die unabdingbare Voraussetzung, wenn man sich über Fontane und Schottland äußern soll. In Edinburgh habe ich gelebt, und die übrigen Orte und Landschaften, die Fontane beschreibt, haben meine Frau und ich auf einer langen Wanderung kennengelernt.

Fontanes Schottland kann man – im Gegensatz zu allen anderen Gegenden, die er beschrieben hat – noch finden. In der Mark fehlen viele der alten Schlösser, die Neumark und Schlesien gehören heute zu Polen. Auch das Italien Fontanes, das uns Professor Erler so anschaulich und humorvoll beschrieben hat, gibt es, einschneidender politischer und gesellschaftlicher Veränderungen

wegen, nicht mehr. Schottland aber ist nach wie vor Teil eines Vereinigten Königreiches, und was Fontane damals dort gesucht und gefunden hat, ist das, was Touristen aus aller Welt dort bis heute sehen wollen und sehen können.

Daß es daneben ein ganz anderes, ein sehr modernes Schottland gibt, stimmt natürlich. Aber das gab es 1858, als Fontane mit seinem Freund Bernhard von Lepel dort war, in einer Frühform auch schon. Fontane hat sich die Zeichen einer neuen Zeit später bei ähnlichen Beschreibungen nicht entgehen lassen. Denken Sie an das Kapitel über Albrecht Daniel Thaer in den *Wanderungen*,[2] um von den Glasbrennern im *Stechlin* und ihren sozialdemokratischen Neigungen nicht zu reden. In *Jenseit des Tweed* ist es anders.

Fontane steigt auf den Calton Hill, einen Edinburgher Hügel, auf dem ein unvollendeter Tempel und mehrere Denkmäler stehen, darunter zwei, mit denen er überhaupt nichts anfangen kann. Da werden ein Dugald Stewart und ein Professor Playfair geehrt. Fontane schreibt:

»Die Mehrzahl meiner Leser wird hier die Frage aufwerfen, was es mit Dugald Stewart und Professor Playfair denn eigentlich auf sich habe? Wer sie gewesen seien, um sich auf [...] Calton Hill [...] von Vaterlands wegen monumental verewigt zu sehen. Genau dieselbe Frage war ich gezwungen, mir selbst zu stellen, der ich bis dahin doch den eitlen Glauben in mir großgezogen hatte, daß jeder monumentberechtigte Schotte mir aus Dichtung oder Geschichte wenigstens dem Namen nach bekannt sein müsse.«

Er fährt fort, er habe einsehen müssen, daß das falsch sei. Dichtung und Romane lesend bleibe man mit seinen Sympathien in der Vergangenheit Schottlands stecken. Später findet er auf seiner Fahrt durch die Highlands in einem Hotel einen Band *Die Würdigsten unseres Volks*, blättert darin eine halbe Stunde und entdeckt nicht einen ihm bekannten Namen Stewart war das Haupt der schottischen philosophischen Schule, Playfair ist durch naturwissenschaftliche Studien bekannt geworden. Im *Brockhaus* stehen sie beide nicht. Hier ist vielleicht der Ort darauf hin zu weisen, daß Fontane, weil er sich auf sein Schottland beschränkt und das moderne so grob vernachlässigt hat, ein Buch schreiben konnte, das nicht veralten wird. Für das moderne Schottland des Jahres 1858 würden wir uns heute abend wohl kaum interessieren, an dem romantischen Schottland Fontanes kann man auch in hundert Jahren noch seine Freude haben. Nur eben, wenn Sie mich gebeten hätten, heute abend über Schottland zu sprechen, dann würde fast nichts von dem, was Fontane so liebevoll beschreibt, vorkommen; denn »Schottland«, das wäre ein völlig anderes Thema.

In Glasgow, der drittgrößten Stadt des Vereinigten Königreiches, hat Fontane, als sein Freund Lepel dort bleiben wollte, auf ein paar Fabrikschorn-

steine gezeigt und Lepel in den Zug nach Edinburgh geschoben. Und da fragen wir nun doch: Warum diese Ausschließlichkeit? Wir wissen doch, daß Fontane alles andere als einseitig war. Die Antwort lautet: Er wollte das Land seiner Träume sehen, und er hatte dafür ganze 14 Tage. In diesen vierzehn Tagen haben die beiden Freunde per Eisenbahn, Postkutsche und zu Fuß 1300 km zurückgelegt; da blieb einfach keine Zeit für Fabriken oder moderne schottische Philosophie. Lepel hat später ohnehin gesagt: »So, bitte, nie wieder!«

Lange, ehe die beiden sich nach Edinburgh und in die Highlands aufmachen konnten, hatte Fontane Schottland in vielen Balladen und Liedern besungen. Als alter Mann sagt er im Rückblick auf die Zeit, wo er mit diesen Gedichten im *Tunnel über der Spree* Furore gemacht hatte: »Ich bin (damals) mit Maria Stuart zu Bett gegangen und mit Archibald Douglas aufgestanden.«[3] Den *Archibald Douglas* kennen Sie alle:

Ich hab es getragen sieben Jahr
Und kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am schönsten war,
Da war sie öd und leer.

Das Gedicht gehört zu den schönsten Balladen des an Balladen so reichen 19. Jahrhunderts. Aber es gibt mehr als vierzig schottische Gedichte Fontanes, und nur 9 davon hat er während oder kurz nach der Reise geschrieben. Zwei stammen aus einer viel späteren Zeit, das eine aus dem Jahre 1889, als Sir Walter Scott sein Denkmal in Westminster Abbey bekommen hatte[4], und das andere ist nach der Katastrophe des 28. 12. 1879 geschrieben worden, als ein Sturm die Eisenbahnbrücke über den Tay zum Einsturz gebracht und einen Zug mit sich in die Tiefe gerissen hatte. In diesem Fontane-Gedicht treffen sich die drei Hexen aus Macbeth und krächzen »Tand, Tand ist das Gebilde von Menschenhand.«[5] Es ist deutlich anders als die früheren Gedichte. Für unser Thema ist entscheidend: Nicht die Reise war es, die Fontane zu Gedichten über schottische Stoffe angeregt hat, sondern es war umgekehrt: Fontane wollte die Welt seiner großen Balladen sehen. Er hat später beschrieben, wie er auf dieses Thema gekommen war: Es

»war im Sommer 1848. In demselben Jahre noch, ich weiß nicht mehr in welcher Veranlassung, kamen mir Bischof Percys ›Reliques of ancient English poetry‹ und bald danach auch Walter Scotts ›Minstrelsy of the Schottish border‹ in die Hände, zwei Bücher, die auf Jahre hin meine Richtung und meinen Geschmack bestimmten«.[6]

Die meisten der Gedichte, die Fontane zwischen 1848 und 1854 geschrieben hat, sind Nachdichtungen. Es gibt darüber eine interessante Besprechung, die Theodor Storm 1855 mit der Bemerkung: »Hier ist der Schweiß

zweier Sonntage« an Friedrich Eggert, den Herausgeber einer Literaturbeilage, geschickt hat. Nun muß man wissen, daß Storm ein Vertreter der »Erlebnisdichtung« gewesen ist. Nach seiner Auffassung mußte ein Gedicht aus eigenen seelischen Erlebnissen und Erfahrungen gespeist sein und zugleich etwas allgemein Gültiges aussagen. Er schreibt: »Um das Höchste in der Poesie zu erreichen, mag es nötig sein, den Stoff aus sich selber zu entwickeln.« Fontane jedoch finde seine Stoffe zwischen den Zeilen der Geschichte und komme so zu einer Gedankenpoesie, die er folgerichtig auch als Lieder und Sprüche bezeichne. Man finde bei ihm mehr Enthusiasmus als Innigkeit; aber das Schönste sei, Gemütserhebung und Glaube behielten »überall die Meisterhand. Überall und zunächst sehen wir die Gestalt des Rhapsoden selbst« mit »schwunghaftem Vortrag und feinem Pathos.«[7] In meinen Ohren klingt das so, als wolle Storm sagen: Dichten kann mein Freund Theodor Fontane zwar nicht, aber ich mag ihn trotzdem. Zwei Gedanken Storms fallen in der Rezension besonders auf: Er sagt, man habe das Gefühl, daß Fontane seine eigentliche Zeit noch vor sich habe, und er empfiehlt dem Kollegen, was seine Stoffe anbelange, die Augen öfter auf dem eigenen Vaterlande ruhen zu lassen.

Die Palme bekommt bei Storm übrigens nicht die ein Jahr vor der Rezension geschriebene Ballade *Archibald Douglas*, sondern das

Lied des James Monmouth

Es zieht sich eine blutige Spur
Durch unser Haus von alters,
Meine Mutter war seine Buhle nur,
Die schöne Lucy Walters.

Am Abend war´s, leis wogte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn –
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne,
Ihre Lippen sprachen: »Ich habe gefehlt!«
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind
Es blitzt wie Beil von weiten:
Den Weg, den alle geschritten sind,
Ich werd´ ihn auch beschreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst –
Das ist ein Stuart-Leben.

Fontane hat Heine verehrt und man sieht an diesem Gedicht, wie sorgfältig er ihn studiert hat. Im *Tunnel* hatte Paul Heyse das eine oder andere umjubelte Lied Fontanes moralisch fragwürdig gefunden.[8] Er war ganz sicher kein Verehrer Maria Stuarts und ihrer Nachkommen. Als Heyse am 15. Mai 1854 heiratete, kam Fontane zum Polterabend seines Freundes mit einer Parodie[9], und Sie müssen sich vorstellen, daß die Anwesenden das *Lied des James Monmouth* im Ohr hatten:

Ich heiße James Monmouth und bin der Sohn
Karl Stuarts und Lucy Walters,
Ich wurde geköpft vor Jahren schon,
Das war so Mode vor alters.

Meine Mutter liebte Vatern sehr,
Und sie küßten sich unter `ner Buche,
Sie sahn sich oft und dann nicht mehr
Und stehn nicht im Kirchenbuche.

Und das ist mein Pech, Potzsapperment,
Daß sie nie die Ringe gewechselt,
So hieß ich zeitlebens ein »Prätendent«,
Bis den Kopf sie mir abgedrechselt.

Ich hab´es bezahlt mit meinem Blut
Und fühle noch das Messer, –
Und die Moral, die lautet: Ja, Lieb´ ist gut,
Doch die Ehe, die ist besser.

Fontane war beileibe nicht der einzige, und er war auch nicht der erste, der sich für Walter Scott und Schottland begeistert hat. Das hatten schon Goethe und vor allem die Romantiker getan, so daß sich der Bonner Studiosus Harry Heine bemüßigt sah, in seiner ersten Prosaarbeit[10] vor allzu viel spanischem Schmelz und schottischem Nebel zu warnen. Allerdings nur um sich wenig später hinzusetzen und mit *Almansor* und *William Ratcliff* ein schmelzend spanisches und ein neblig schottisches Drama zu schreiben und mit

beiden Schiffbruch zu erleiden. Walter Scott war die große Mode, und in seinen Briefen aus Berlin hat Heine das köstlich karikiert[11]:

»Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen, liest alles die Romane des großen Schotten [...].

Bei einem Feste war eine glänzende Maskerade, wo die meisten Helden der Scottschen Romane in ihrer charakteristischen Äußerlichkeit erschienen. [...] Besonders trug man sich damit herum, daß der Sohn von Walter Scott, der sich just hier befindet, als schottischer Hochländer gekleidet, und, ganz wie jenes Kostüm verlangt, nacktbeinig, ohne Hosen, bloß ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der Lenden reichte, bei diesem glänzenden Feste paradierte [...] (Er) wird hier sehr gefeiert und genießt den Ruhm seines Vaters.

Wo sind die Söhne Schillers? Wo sind die Söhne unserer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hosen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehn? Wo sind endlich unsere großen Dichter selbst? Still, still, das ist eine partie honteuse«.

So ironisiert Heine die Begeisterung für Walter Scott bereits 1822. Sie sehen, Fontanes Begeisterung für Scott ist 1848–58 ein später Nachklang.

Der Dichter Fontane ist in der Zeit zwischen dem Erscheinen der Stormschen Rezension und der Schottlandreise fast völlig verstummt. Es war die Zeit, in der er verzweifelt versuchte, ein Auskommen für sich und seine Familie zu finden, und zu den vielen Plänen, die er damals schmiedete und die sich zerschlagen haben, gehörte ein Schottlandplan. »Ich will nach Edinburgh, um etwas wenigstens ganz und völlig in der Gewalt zu haben, um mich im Englischen sicher zu fühlen«, schreibt er an Bernhard von Lepel. »Ein Aufenthalt von sechs Monaten muß dazu hinreichend sein. Kehr ich dann zurück, so kann ich mein Heil als Sprachmeister mit gutem Gewissen und deshalb mit Nachdrücklichkeit versuchen. [...] Die Hauptschwierigkeit liegt im Hinkommen [...]«[12] Kurz darauf war er als schlecht bezahlter Journalist nach London geschickt worden, mußte dort hart arbeiten und sich vorerst jede Hoffnung auf eine Schottlandreise aus dem Kopf schlagen, auch wenn er mancherlei Milchmädchenrechnungen aufstellt, wie sie sich vielleicht doch bezahlen ließe. Noch aus dem September 1858, also der Zeit unmittelbar nach der Reise, gibt es einen tief deppressiven Brief an Wilhelm von Merkel[13]. Fontane sieht keine Zukunftschancen für sich, aber dann kehrt er nach Berlin zurück, und mit das erste, was er tut, ist, daß er aus der Schottlandreise etwas macht; nicht nur ein Buch über Schottland, sondern viel mehr. *Ein Sommer in London*, Fontanes erste Prosaschrift, besteht noch aus Briefen und Artikeln. *Jenseit des Tweed* ist als Buch komponiert und zum Vorbild für die *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* geworden. Er

wußte jetzt: Dies ist eine Form, die ich beherrsche, in der ich etwas unverwechselbar Eigenes schaffen kann.

Schon in dem bereits erwähnten Brief an Merkel standen die Sätze: »Ich liebe nämlich das Land, in dem ich geboren wurde, mehr, aufrichtiger, selbstloser als die Mehrzahl meiner hier (in London) lebenden Landsleute und fühle, bei meiner wachsenden Neigung, vaterländisches Leben künstlerisch zu gestalten, die Trennung vom Vaterlande allerdings empfindlicher als mancher andere.« Es gibt mehrere Hinweise darauf, daß die Schottlandreise das auslösende Moment für die *Wanderungen* gewesen ist. Nachdem er *Jenseit des Tweed* geschrieben hatte, konnte Fontane Storms Rat folgen und »den Blick auf dem Vaterlande ruhen« lassen. Er brachte jetzt auch die inneren Voraussetzungen mit, und die verdankte er dem langen Aufenthalt in England. 1872 wird er schreiben, die Fremde bringe uns die Physiognomie der Heimat zum Bewußtsein: »Aber sie tut noch mehr. Sie lehrt uns nicht bloß sehen, sie lehrt uns auch richtig sehen. Sie gibt uns auch das Maß für die Dinge«.[14]

II

Ich denke, wir können uns jetzt mit Fontane und Lepel nach King´s Cross dem Bahnhof Londons, von dem bis heute die Züge in den Norden abfahren, aufmachen und von dort – wie ich es zwischen 1950 und 1970 viele Male gemacht habe – über York und Berwick on Tweed nach Edinburgh fahren. Wie amüsant Fontanes Beschreibungen einer Zug- oder Kutschfahrt sein können, hat uns Professor Erler im vorigen Monat vorgeführt. Auch *Jenseit des Tweed* ist dafür voller Beispiele.

»Wir fuhren dritter Klasse, halb ersparungs- halb beobachtungshalber, und hatten trotz einiger Unbequemlichkeiten nicht Ursach, unsere Wahl zu bereuen. Der bis auf den letzten Platz besetzte, durch keine Zwischenwände geschiedene Wagen glich einem Auswandererschiff. Die Mittelbank, auf der wir saßen, zog genau die Grenzlinie zwischen armen Engländern und sparsamen Schotten. Denn der Engländer fährt nur dritter Klasse, wenn er muß, der Schotte, wenn er kann. Nachdem die ersten Tunnel und Überbrückungen pasiert waren, schwand die gegenseitige Zurückhaltung rasch, und der Austausch jener kleinen Dienste und Bequemlichkeiten begann, der nicht auszubleiben pflegt, wo sich 40 oder 50 Menschen, wenn nicht zu gemeinsamer Gefahr, so doch zu gemeinsamer Strapaze zusammengepfercht finden [...]. Da waren zunächst zwei arme Frauen mit ihren Kindern, vier oder fünf an der Zahl. Sie hatten die Doppelbank am äußersten Ende des Wagens inne und hausten darin wie in einer Privatkajüte. Milch wurde gewärmt, die Brust gegeben, und die Flaggen, die dann und wann zum Fenster hinauswehten, waren im Einklang mit all dem übrigen«.

Ich breche das Zitat hier ab, obwohl ich sicher bin, daß das ganze Kapitel Sie erheitern würde. Was Fontanes Buch bis heute über gewöhnliche Reisebücher hinaushebt, ist die Souveränität, mit der er den touristischen Alltag und die steinernen Zeugen einer großen Vergangenheit miteinander zu verweben versteht. Daß die steinernen Altertümer Schottlands dann auch für uns, die Leser, zu sprechen beginnen, hängt ganz wesentlich mit Fontanes Plauderton zusammen. Es ist noch nicht der souveräne Stil des alten Fontane, das Schottlandbuch wirkt an manchen Stellen etwas unbeholfen, aber es war ein Anfang. (Und um das eben in Parenthese zu sagen: ich war überrascht, daß Fontane bei diesem Anfang im Jahre 1860 die Wörter Tourist und Tourismus schon so gebraucht, wie wir heute. Auch bei ihm haben sie bereits diesen leicht kritischen Klang. Er muß unter den ersten gewesen sein, die sie in die deutsche Sprache eingeführt haben.)

Noch ein Zitat aus dem Kapitel über die Anreise:

»Die Geschwindigkeit, mit der wir fuhren, wuchs jetzt: 40 englische Meilen die Stunde. Man überantwortete sich seinem Gott und schlief ein«.

Die 64 km pro Stunde müssen ihm atemberaubend schnell vorgekommen sein.

In Berwick on Tweed, wo der Grenzfluß ins Meer geht, finden wir Fontane hellwach. Was man aus dem Fenster sehen kann, erinnert ihn viel mehr an Deutschland als englische Landschaften es tun. Und

»bei Dunbar gesellt sich noch ein anderer Gruß aus der Heimat hinzu, wir haben uns der Küste bis auf wenige tausend Schritt genähert, und das deutsche Meer liegt leise schäumend zu unserer Rechten. Hier wendet sich die Bahn, die bis dahin ununterbrochen nordwärts lief, plötzlich nach Westen und ungefähr die Linie innehaltend, die ihr der schöne Meerbusen des Forth vorschreibt, führt sie uns nach einer kurzen halben Stunde durch eine bald im Morgennebel, bald im Sonnenglanze daliegende Landschaft dem ersten Ziel unserer Reise entgegen [...] Die 10 Stock hohen Steinhäuser Edinburghs tauchen grau und majestätisch vor uns auf«.

Fontane widmet seinem Traumziel 83 Seiten, also fast ein Drittel des kleinen Buches, und auf den ersten 60 davon kommen acht Menschen gewaltsam zu Tode. Das schlägt ja nun selbst den durchschnittlichen deutschen Fernsehabend um Längen. Da stirbt Rizzio, der Sekretär Maria Stuarts, in Gegenwart seiner Herrin an 56 Dolchstichen, da wird gehängt, aufgespießt, geköpft und verbrannt, und das alles passiert, während wir von Hollyrood House über die Royal Mile zum Edinburgher Schloß gehen und dem Plauderer Fontane lauschen. Bei einem späteren Spaziergang wird ein Hauptmann mit dem mir so sympathischen Namen Porteous sogar ausführlich gelyncht; aber ich möchte den Höhepunkt des Ganzen von Fontane selbst schildern lassen:

»Es war am 1. Mai 1707, an demselben Tage, an dem die Union zwischen England und Schottland, die bis dahin nur als Personalunion bestanden hatte, durch Abgeordnete beider Länder zum Abschluß gebracht wurde. Die glückliche Beendigung der dahin abzielenden Schritte war das Werk und Verdienst des schottischen Herzogs von Queensberry. [N.B. derart häßliche Sätze finden Sie später bei Fontane nirgendwo mehr. Aber weiter:] Ganz Edinburgh war auf den Straßen. Auch die Dienerschaft von Queensberry House [...] niemand war im Hause zurückgeblieben als des Herzogs ältester Sohn, wahnsinnig in seiner Zelle, und ein Küchenjunge hinterm Herd. Gegen Mittag waren die Verhandlungen geschlossen, Kanonenschüsse vom alten Schloß her rollten über die Stadt hin. Alles strömte heim, auch die Dienerschaft von Queensberry House. Was fanden sie vor? Die Eisenstäbe der Zelle waren zerbrochen; in der Küche stand der Wahnsinnige und drehte den Spieß; an dem Spieß steckte der Küchenjunge. Das Grausige dieser Geschichte wächst noch durch den leisen Beisatz von Komischem, der unser Gefühl in einen gewissen Zwiespalt und uns vor uns selber fast unter die Anklage der Frivolität bringt«.

Wie alle großen Romanciers ist der alte Fontane ein großer Psychologe gewesen. Hier finden wir ihn bei einer Selbstbeobachtung, wie sie unerläßlich ist, wenn man ein Verständnis für die menschliche Psyche entwickeln will. Ich habe die Passage bewußt an den Anfang der eigentlichen Schottlandkapitel gestellt. Fontane gilt ja nun wahrlich nicht als Schilderer blutrünstiger Ereignisse. Von den Scriptwritern unserer Fernsehgesellschaft trennen ihn Welten. Über seine Ballade *Edward, Edward,* in der ein Sohn seiner Mutter gesteht, er habe den Vater umgebracht hat, weil sie ihn dazu angestiftet habe, sagt Fontane:

»Dies ist eine wirkliche Ballade. Möglich, daß sie nicht jedem gefällt, möglich, daß diese Anhäufung von Blut und Schrecken einem feineren Sinn widersteht, [...] aber selbst der feinste Sinn, sobald er nur vertraut ist mit den Jahrbüchern der Geschichte, ja mit dem Leben überhaupt, wird, wenn auch widerstrebend, einräumen müssen, daß er hier Einblick gewinnt in wirkliche Dinge, in wirkliche Schrecknisse. Ein Sohn, der auf Anstiften seiner Mutter, entweder um ihres beiderseitigen Tyrannen los und ledig zu sein, oder aus Herrschsucht und Ehrgeiz den eigenen Vater erschlägt und nach vollbrachter Tat Wahnsinn und Entsetzen statt der Freude und der Herrschaft erntet, wird stets eine Gestalt sein, die mächtig unser eigenes Herz berührt«.[15]

Weil es ein besonders schönes Beispiel für die Altersweisheit Fontanes ist, will ich Ihnen noch ein anderes Zitat über diese Ballade vorlesen.

»Ich hab sie, als ich ganz jung war, übersetzt und wollte damals dem alten Herder zeigen, was 'ne Harke ist. Vor vier Jahren aber ist mir [...], wenn

auch etwas spät, die Erkenntnis gekommen, daß meine Tammtammübersetzung neben der großartigen Schlichtheit des alten Generalsuperintendenten (oder was er sonst war) nicht bestehen könne«.[16]

Es geht Fontane in seinem Schottlandbuch nicht um eine Anhäufung von Gewalt und Schrecken, natürlich nicht, sondern um Leben, wie es sich in der Geschichte zeigt und wie es ist.

Über das berühmte Loch Ness, dessen noch berühmteres Monster erst lange nach Fontanes Reise das Licht der Welt erblickt hat, sagt der Dichter, es sei monoton, und diese Monotonie charakterisiere auch unvorteilhaft die historischen Überlieferungen.

»Überall dieselbe Geschichte von einem ›Chief‹ oder Häuptling, der einen andern Chief zu Gaste geladen und ihm den Kopf eines Vaters oder Sohnes als Tafelverzierung auf den Tisch gestellt hat,[…] bis endlich einmal […] eine ganz aparte Schreckensgeschichte den gewöhnlichen Schauerroman unterbricht. Es imponiert und prägt sich dem Gedächtnis ein, wenn ein Hochlandchief seinem englischen Gegner die Kehle abbeißt und hinterher versichert, nie einen besseren Bissen gehabt zu haben. […] Die wilden Hochländer jener Epoche (waren) kaum etwas anderes […] als die Indianerhorden, die (um die gleiche Zeit) gleich arm, gleich roh, gleich kriegerisch, der Jagd und dem Whisky mit gleicher Ausschließlichkeit ergeben (waren) und voll Hasses gegen den Sachsen, (den Engländer), ›den weißen Mann‹«.

Wenn es nun aber nicht die Gruselgeschichten als solche waren, die Fontane interessiert haben – und ich darf Sie versichern, sie sind in seinem Buch höchstens das Salz in der Suppe – was war es dann? Es gibt einen Choral des englischen Dichters John Bunyan, dessen Buch Die *Pilgerreise* unsere Großeltern noch begeistert gelesen haben. (*Harry Potter* ist beileibe nicht der erste große Erfolg eines englischen Buches in Deutschland.) Die ersten Zeilen des Chorals lauten: »Who would true valour see, let him come hither«. »Valour« das ist Heldenmut, verbunden mit Treue. Im Choral sind es Glaubenstreue und Mut zum Bekenntnis, aber die weltliche Bedeutung schwingt bei Bunyan, einem Kesselflicker, der sein berühmtes Buch, unerlaubten Predigens wegen, im Gefängnis schreiben mußte, durchaus mit. Eins geht in der angelsächsischen Frömmigkeit bis heute in das andere über. Bunyan und seine Freunde waren Gegner der Staatskirche und wollten darum auch einen anderen Staat. »Who would true valour see, let him come hither«, das heißt: ›Wer Treue sucht und Kampfesmut, laßt her ihn kommen‹.

Das Schlachtfeld von Culloden Moor, der Schlacht, die der letzte Stuart, Bonnie Prince Charly bei Inverness – also tief im Lande des Macbeth – verloren hat, besucht Fontane mit geradezu andächtigen Gefühlen. Auf den Kopf des Prätendenten hatten die Engländer 30 000 Pfund Sterling ausge-

setzt, das muß etwa die Summe gewesen sein, die man heute bekommt, wenn man einen deutschen Konzern an die Engländer ausgeliefert hat, also sagen wir etwa DM 60.000.000,–

»Hunderte von Hochländern wußten, wo Bonnie Prince Charly sich verborgen hielt, aber nicht einer brach die Treue und zeigte Lust, das Blutgeld zu verdienen«.

True valour, das ist genau das, was Fontane in Schottland und seiner Geschichte vor allem gesucht und gefunden hat. True valour wird er später, obwohl es das Wort im Deutschen nicht gibt, zum heimlichen Thema seines ersten Romanes *Vor dem Sturm* machen. Fontane hat 1860 in Berlin einen Vortrag über »das schottische Hochland und seine Bewohner« gehalten.[17] Da verwendet er für den Begriff »valour«, der im Deutschen fehlt, zuerst die Trias »Mut, Treue und Ausdauer«, um diese besondere schottische Tugend zu beschreiben, und wenige Zeilen später spricht er von »Mut, Treue und Selbstverleugnung des sogenannten ›gemeinen Mannes‹, die sich selten glänzender bewährt haben« als in den Kämpfen um die Rechte der Stuarts.

Fontane hat später drei umfangreiche Werke über Bismarcks Kriege geschrieben. Er hat sich für das Militärwesen, vor allem für Strategie und Taktik zeitlebens interessiert. Das zeigt sich bereits deutlich im Schottlandbuch. Daß man von dem hochgelegenen Schloß Stirling aus dreizehn Schlachtfelder sehen konnte, hat ihn fasziniert. Die historische Frage: Wie ist es dazu gekommen, daß die einen gesiegt und die anderen verloren haben, beantwortet Fontane so, daß er dabei auch Menschen, die diese Vorliebe nicht teilen, nicht abstößt, sondern ›gefangen‹ nimmt. Bei der Schlacht, die der Selbständigkeit Schottlands das eigentliche Ende bereitet hat, der Schlacht bei dem in Nordengland gelegenen Floddenfield, wird das besonders deutlich. Es gibt darüber ein altes Lied, und Fontane hat auch das nachgedichtet. Mich erinnert es an Marlene Dietrichs Song: *Sag mir, wo die Blumen sind*, wo sind sie geblieben? Fontane hat die drei letzten Verse in sein Werk über den Krieg 1870/71 nach der Beschreibung einer Schlacht, bei der Tausende von jungen preußischen Offizieren und Soldaten gefallen waren, eingefügt.

Ich hörte sie singen, wenn morgens sie gingen,
Die Herde zu melken, die draußen steht.
Nun hör´ich ihr Wehe, wo immer ich gehe –
Die Blumen des Waldes sind abgemäht.

Vorüber das Necken an Wegen und Hecken,
Still eine neben der anderen geht.

Sie können nicht scherzen mit Trauer im Herzen –
Und was sie sprechen, ist leises Gebet.

Kein Erntereigen, es schweigen die Geigen,
Kein Tänzer, der fröhlich im Tanze sich dreht.
Auf Märkten und Messen die Lust ist vergessen –
Die Blumen des Waldes sind abgemäht.

Kommt Dämmerstunde nicht mehr in die Runde
Das Haschen und Pfänderspielen geht,
In stiller Kammer verbirgt sich ihr Jammer –
Die Blumen des Waldes sind abgemäht.

Dahin unsre Kränze! wir zogen zur Grenze,
Wo Englands Banner im Winde geweht,
Unsre Blumen vom Walde, sie ruhn auf der Halde,
Die Blüte des Landes ist abgemäht.

Ich hörte sie singen, wenn morgens sie gingen,
Die Herde zu melken, die draußen steht;
Nun klingt ihre Klage von Tag zu Tage:
Die Blumen des Waldes sind abgemäht.

Die Schlacht bei Culloden Moor war nicht mehr als das tragische Nachspiel eines längst verlorenen Ringens. Fontane war sie wichtig, weil sich in ihr noch einmal der true valour der schottischen Freiheitskämpfe gezeigt hat.

Nun muß man ja, um Culloden Moor besuchen zu können, zunächst einmal eine weite Reise machen. Ganz so wie damals reist man in Schottland heute nicht mehr, aber es liest sich noch immer vergnüglich.

»Es mochte gegen 11 Uhr sein, als wir bei glühendem Sonnenbrand die angelegte Leiter hinaufstiegen und auf der hintersten Bank des Wagens Platz nahmen. Wir waren ziemlich die ersten und wiegten uns in der Vorstellung, durch Pünktlichkeit und Zusage eines Trinkgeldes uns einen komfortablen Platz gesichert zu haben. Eitle Träume; was wir auf der Tour von Stirling bis Loch Katrine erlebt hatten, war, wie wir bald merken sollten, ein kaum nennenswertes Vorspiel gewesen. Die vier Plätze der eigentlichen Chaise, die einen etwas höheren Preis zahlten, waren leer, aber die sechzehn Außenplätze, die sich vorn und hinten an den Wagen anklebten, waren besetzt bis auf den letzten Zoll. Auch dieser Ausdruck ist nichts mehr und nichts weniger als eine Beschönigung unserer eigentlichen Lage, da die Fahrgäste, die an den

Flügeln der vier Bänke saßen, nur mit der einen Hälfte ihres Körpers auf sicherem Grund und Boden ruhten, während die andere Hälfte mit Hutschachteln und Reisesäcken um die Wette neben dem Wagen hin- und herschaukelte. Wie ich meinen Lesern nicht erst versichern darf, wäre dies Minimum an Reisekomfort auf einer Strecke von 25 deutschen Meilen (also etwa 185 km) unerträglich gewesen, wenn nicht von Station zu Station die Flügelmänner jeder Bank die Plätze getauscht und, zwischen links und rechts beständig wechselnd, die ausgeruhten Hälften wie eine immer frische Reserve ins Feuer geschickt hätten«.

Fontane fährt fort, das sei nichts gewesen gegen die Qualen auf den Mittelplätzen. Der wahre Reiz des Lebens hing hier wie überall »überm Abgrund der Gefahr.« Als ich in Edinburgh studierte, erzählten wir uns einen typischen »Schottenwitz«: In Glasgow stoßen nachts auf einer leeren Kreuzung zwei Taxis zusammen: 38 Tote. Ich habe das immer nur für grotesk gehalten, aber Fontane scheint dergleichen erlebt zu haben. Später hat dann noch bei einer Kutsche das Rad, über dem er saß, angefangen zu brennen.

Ich habe bei meinem Studium in Edinburgh sehr viel mehr vom modernen Schottland als von den alten Heldengeschichten mitbekommen, aber meine schottischen Kommilitonen, sämtlich angehende protestantische Pfarrer, liebten Mary Stuart und Bonnie Prince Charly mit der gleichen Inbrunst wie Fontane. Der katholischen Herrscherin und ihrem ebenfalls katholischen Nachfahren war von den Engländern Unrecht zugefügt worden und das machte sie populär; da konnten sie sonst gewesen sein, wie sie wollten. Schotten und Engländer – das ist und bleibt nun mal zweierlei. Ich habe immer wieder erlebt, daß Ausländer meine Mitstudenten fragten: Wie seht ihr als Engländer Europa? Oder etwas ähnliches. Wenn Sie sich eine Vorstellung von der Wirkung dieser Frage machen wollen, dann denken Sie sich Edmund Stoiber, wie er gefragt wird: »Was halten Sie, Herr Stoiber, als Preuße eigentlich von dem neuen Berlin?« So wie Bayern Deutsche, aber keine Preußen sind, so sind die Schotten Briten, aber keine Engländer, und sie finden solche Verwechslungen auch überhaupt nicht komisch. Fontane schreibt:

»Die Engländer kennen diesen Spezialpatriotismus ihres nördlichen Nachbarn sehr wohl und lachen darüber; die Schotten aber, anstatt einzustimmen in die Heiterkeit, werden durch die gute Laune der Southrons (in die sich allerdings ein gut Teil Überlegenheit mischt) nur noch gereizter in ihrem Gefühl«.

»Valour« als schottische Eigenschaft – meine Kommilitonen wären von Fontane begeistert gewesen, und – wie das Beispiel Gordon Craigs zeigt – man kann sich als Schotte durchaus für Fontane begeistern, man muß ihn nur kennenlernen.

True valour ist nun aber nicht das einzige, was Fontane in Schottland gesucht hat. Er war zeitlebens stolz darauf, ein Spezialist für die Geschichte Mary Stuarts zu sein, und bei dieser Geschichte geht es höchstens auch um true valour. Was fand er an Maria Stuart so anziehend?

Den Vortrag über Fontane und die Frauen durfte ich Ihnen zwar nicht halten, aber ich will Ihnen eine besonders schöne Stelle daraus zitieren, weil sie zeigt, daß Fontane, was die Frauen außerhalb der eigenen Familie anging, ein Faible für einen bestimmten Frauentyp hatte. Maria Stuart gehört dazu, aber auch eine Ungarin, die er 1889, während seiner ersten Kur in Bad Kissingen kennengelernt hat. In einem Brief an seinen Freund Zöllner beschreibt er sie:

»Mit dem guten Sauer schlossen wir Freundschaft. Noch mehr mit seiner Frau, einer famosen racevollen Ungarin, die trotz ihrer 48 Jahr und 2 mal en suite gehabter Blinddarm-Entzündung, noch immer den Teufel im Leibe hatte und unter Schmerzen und Ängsten – denn in jedem Augenblick kann die Geschichte wiederkommen – ihrem Übermut die Zügel schießen ließ. Es ist doch ein Genuß, solchen Menschen zu sehn, dem die Schwärmer und Raketen immer aus den Augen fahren. Ich bin nun mal nicht für ›Milchsuppen‹, vielleicht weil ich mir selber schon zuviel auf dem Gebiet frommer Denkungsart leiste. Du kannst Dir denken, daß das ›schöne Clärchen‹[18] ein bevorzugtes Gesprächsthema zwischen uns war und als ich mich mal erkundigte, wie´s denn eigentlich mit ihren Liebschaften stünde, sagte er mit dem ganzen Tiefton des schwedischen Hauptmanns: ›Ein Schlachten war´s, nicht eine Schlacht zu nennen‹ und setzte dann wehmütig hinzu: ›Die nicht geachtet, die der Fluß verschlang.‹«[19]

Ich denke, diese Schilderung ist sehr bezeichnend für Fontanes Verhältnis zu Frauen, die nicht zu seiner Familie gehörten; aber ich will das hier nicht weiter vertiefen. Daß »Mary Queen of Scots«, wie meine Mitstudenten die von Elisabeth I. hingerichtete Königin nannten, wobei die Erinnerung an dieses Verbrechen immer mitschwang, Fontane begeistern mußte, ist leicht zu verstehen, wenn man sich die Geschichte Maria Stuarts kurz in Erinnerung ruft. Sie ist in Frankreich erzogen worden, um französische Königin zu werden. Mit 18 Jahren hat sie Franz II. geheiratet und ist erst nach dessen frühem Tod nach Schottland gegangen, um das Königtum in Besitz zu nehmen, das ihr durch ihre Geburt zukam. Den katholischen Legitimisten in Schottland und England galt sie gleichzeitig als die rechtmäßige Königin Englands, weil sie eine Urenkelin Heinrichs VII. war und Heinrich VIII. nach dem Tode seiner Tochter Maria Tudor keine weiteren legitimen Erben hatte, weil seine zweite bis sechste Ehe vom Papst nicht anerkannt wurden. 1565, mit 23 Jahren, heiratet Maria Stuart Lord Darnley, überwirft sich aber mit ihm schon vor der Geburt des einzigen Kindes, das später als Jakob I.

König von England und Schottland werden wird.

Die protestantischen Lords in Schottland sperren sich gegen Marias katholisierende Tendenzen. Dadurch hat sie starke Widersacher im Lande. Darnley läßt Marias Sekretär Riccio aus Eifersucht ermorden. Er selber wird ein Jahr später durch Lord Bothwell umgebracht, und nur ein Jahr später heiratet die Königin den Mörder. Das führt zu einem Aufstand der Darnley-Partei, der es gelingt, die Königin gefangen zu nehmen. Aber sie kann entkommen und nach England fliehen. Ganze 26 Jahre ist sie alt, als sie sich in den Schutz Elisabeths I. von England begab. Die ließ ihre Gefangene nach 18jähriger Haft hinrichten.

Hier haben Sie alle Elemente, die eine Geschichte für Fontane unwiderstehlich machen mußten: weiblichen Charme, Intrigen, große Politik und bei Maria Stuarts Anhängern auch wieder »true valour«. Ob es auch bei meinen Kommilitonen diese Mischung war, die sie mit solch nationaler Begeisterung von »Mary Queen of Scots« reden ließ? Ich war in Edinburgh, als die jetzige englische Königin ihrem Vater nachfolgte und sich Elisabeth II. nannte. In Schottland waren viele Menschen empört. Es hatte dort nie eine Elisabeth I. gegeben, und Elisabeth II., das wirkte so, als ob die Mörderin der Maria Stuart nachträglich zur Königin von Schottland gemacht werden sollte. Damals wurden einige der neu aufgestellten Briefkästen mit dem Kürzel »E II R« (Elisabeth II. Regina) und dem königlichen Wappen kurzerhand in die Luft gesprengt. Meine Mitstudenten dachten fast alle schottisch national, aber hatten sie das gleiche, durchaus erotisch gefärbte Verhältnis zu Maria Stuart wie Fontane? Wer weiß? Als Schüler und Nachfolger eines John Knox mußten ihnen andere Ideale eigentlich näher liegen. Aber wie sagt Schiller im Tell: »Lehr mich das Volk der Hirten kennen«. Nun werden Sie vielleicht fragen: Wer war John Knox? Fontane widmet diesem Schüler Calvins und Reformator Schottlands, der das Gesicht des Landes ungleich tiefer und nachhaltiger geprägt hat als Maria Stuart, Bonnie Prince Charly und alle Douglasse und Hamiltons zusammen, mehr als eine Passage seines Textes. Schon bei der Beschreibung des Audienzzimmers in Hollyrood House heißt es angesichts eines Bettes, in dem mehrere Leute geschlafen haben sollen, die später hingerichtet worden sind:

»Größere Bedeutung [...] als die Gardinen und die historischen Erinnerungen hat der Umstand, daß die vielfachen Begegnungen zwischen John Knox und der Königin an dieser Stelle stattfanden. Hier war es, wo sie unter Zorn und Tränen ausrief: ›Was kümmert Euch meine Heirat? Wer gibt Euch das Recht zu dieser Sprache? Wer und was seid Ihr in diesem Lande?‹ Und wo der Mann im Genfer Käppchen, ungeblendet durch Schönheit und unerschüttert durch Macht, standhaft erwiderte: ›Ich bin ein Untertan dieses

Landes, geboren darin; und ob ich auch kein Graf oder Herr bin, doch bin ich ein nützliches Glied dieser Gemeinschaft«.

Es gibt außerdem einen ausführlichen Bericht über das Haus des Reformators mit der Inschrift: *Love God above all and your neighbour as thyself* und einige anerkennende Worte über das Werk des strengen, aber rechtschaffenen Mannes. Fontane hat ihn respektiert, aber geliebt hat er Maria Stuart. Ehe wir wieder auf die Königin kommen – Fontane hat alle Plätze, die mit ihr zu tun haben, besucht – noch ein Wort zu John Knox und der Langzeitwirkung seiner Predigten. Der »schottische Sonntag« ist sein Werk. Man arbeitet an diesem Tage nicht nur nicht, sondern auch jede Form von Vergnügung ist streng verpönt. Ich habe das noch erlebt; heute ist auch Schottland, wie die strengen Alten sagen würden, weitgehend der allgemeinen Verwahrlosung anheimgefallen. Fontane meint, wie ein englischer Sonntag auf uns Deutsche wirke, so müsse ein schottischer auf Engländer wirken. Es ist wie ein Gewitter bei einer Landpartie. Man regnet ein, man kann nicht weiter, die Laune ist hin. So saßen Fontane und Lepel an einem Sonntag Morgen in Stirling fest und wollten sich schon der Verzweiflung hingeben, als sie entdeckten, daß es einen Zug gab, der den Sonntag mit Hilfe eines Tricks entheiligte. Weil er schon samstags in England abgefahren war, durfte er sonntags bis Perth durchfahren. Freilich war dann auch dort Sonntag, und so lautet eines der kürzesten Gedichte Fontanes:

Perth oder Stirling
Schlimmer hier oder schlimmer dort,
Jedenfalls ein andrer Ort.

»Perth heißt in Chroniken und Liedern das alte Perth, gelegentlich auch das schöne Perth. Zum Überfluß hat Walter Scott noch ein ›Schönes Mädchen von Perth‹ geschrieben und, wie ich nicht bezweifle, auch in andern Lesern die Vorstellung erzeugt, daß die reizend geschilderte Stadt kaum minder schön sein könne als das schöne Mädchen selbst. Wer mit so gesteigerten Erwartungen Perth betritt, wird einer Enttäuschung schwerlich entgehen, zumal, wenn er, wie wir, an einem Sonntag dort eintrifft und statt des Lebens und der Buntheit der Straßen jener Totenstille begegnet, die ihm eine unwillkommene Gelegenheit bietet, die Häuser in ihrer charakterlosen Dürftigkeit zu sehen«.

Wenn wir jetzt genügend Zeit hätten, würde ich auf das Gedicht des Arbeiterdichters John Prince, *Der Sabbath*, das Fontane wundervoll übertragen hat, näher eingehen. Es ist eine sehr frühe Übertragung Fontanes und er hat sie in die Szene übernommen, in der er in *Vor dem Sturm* eine »Tunnelsit-

zung« beschrieben hat. Der Dichterclub *Der Tunnel über der Spree*, dem Fontane jahrelang angehört und in dem er die meisten Schottlandgedichte zuerst vorgetragen hat, heißt in *Vor dem Sturm* »Castalia«. Das Kapitel ist ein Beispiel für die Meisterschaft, mit der Fontane später große Szenen seiner Romane – hier den ersten Auftritt des Dichters Hansen-Grell, der später hingerichtet wird und wie ein Held stirbt – vorbereiten konnte. Die Erinnerung an den schottischen Sonntag steht im Hintergrund der Szene; aber man sieht auch: Von *Jenseit des Tweed* bis zu *Vor dem Sturm* war es ein weiter Weg. Die Geschichte Fontanes ist wirklich, wie Hans Heinrich Reuter gesagt hat, die »Geschichte einer Verspätung.« Fontane war kein Anhänger des schottischen, nicht mal einer des englischen Sonntags, aber was er zu unseren Sonntagen heute sagen würde, das wüßte ich gern.

Unsere Reise geht weiter. Wir sind noch hoch im Norden Schottlands. Hinter uns liegt die Steinwüste der Grampions. Fontane schreibt:

»Als wir vor Kingussie-Inn hielten, sahen wir, daß Jahrmarkt im Dorfe war. Hochlandssöhne, zum Teil in die Farben ihrer Clans gekleidet, standen in Gruppen vor einer Drehorgel. […] Der Leierkasten spielte eine Arie aus Flotows ›Martha‹, und die heiseren Kehlen der Umstehenden stimmten mit ein. Es mochten hundert oder hundertundfünfzig Menschen sein, die sich hier vergnügten, auf mein Gemüt aber übten sie die Wirkung, als hätt' ich nie ein größeres Menschengedränge gesehen, so frisch und so stark waren die Eindrücke, die das öde Steinfeld der Grampions auf mich gemacht hatte. Gern hätten wir uns in das Gedränge hineinbegeben, aber eine andere Stimme machte sich geltend, die von gebieterischem Klange war. Es waren fast zwölf Stunden, daß wir im Englischen Hotel zu Perth unser Frühstück eingenommen hatten. […] Das erzeugte nun freilich Stimmungen, in denen einem ein Hammelschlegel aus dem Clan der Macphersons weit über die Art und die Bedeutung ihrer Volksfeste geht, zumal […] man im Hochland nie weiß […], was die nächste Stunde bringen wird und was nicht. Wir eilten in das Gasthaus hinein […] und fanden uns ins Unvermeidliche, als wir unseren Imbiß, ein Stück Hammel mit einem Glase Bier, mit fünf Schilling bezahlen mußten«.

Hierhin scheint mir ein Wort über die schottischen Trachten zu passen. Fontane beschreibt sie angesichte einiger Soldaten:

»Selbst das Zwitterkostüm der Hochlandregimenter, die oben den abgeschnittenen Frack der Engländer adoptiert, nach unten hin aber den Kilt und die Nacktbeinigkeit in aller Integrität bewahrt haben, ist immer noch eine Schöpfung von relativer Geschmacksfülle. Unter allen Umständen fehlt – die Hose, dieser Triumph des Praktischen über die Schönheit«. Auch zu den Clanfarben äußert er sich: »Man unterscheidet drei Hauptgruppen: die mit viel Rot, die mit viel Grün und die mit viel Gelb. Rot ist die Farbe der schot-

tisch-britischen Clane, Grün die Farbe derer, die aus Irland stammen, und Gelb tragen die, die sich von den Dänen oder Skandinaviern herleiten«.

Ich möchte jetzt noch auf eine Geschichte zu sprechen kommen, in der sich Fontanes Leidenschaft für den true valour mit seiner Begeisterung für Maria Stuart verbindet, um dann zu meinem letzten Abschnitt: Schottland und der spätere Fontane überzugehen.

Die Geschichte spielt in Lochleven-Castle, und das Kapitel des Schottlandbuches, das davon berichten sollte, war bei einer Zeitung, die Vorabdrucke gebracht hatte, verloren gegangen. Es ist erst nach Fontanes Tod wieder aufgefunden und in die Neuauflagen eingefügt worden. Es gehört zu den schönsten des Buches. Ich lese Ihnen einen Abschnitt daraus vor:

»Im Schlosse von Lochleven (also auf einer Insel) saß die schöne Königin fast ein Jahr lang gefangen [...]

An der vom Wasser bespülten Außenwand des Turmes lief auf Pfahl- und Plankenwerk ein Steg hin, an dem das Boot lag, das die Kommunikation zwischen Schloß und Ufer unterhielt. Dieser Steg war nicht anders als durch ein Gittertor zu erreichen, das in dem Winkel lag, wo die Schloßmauer auf den großen Turm stieß. Die Schlüssel zu diesem Gittertor waren in den Händen der alten Lady Douglas. Diese saß am Abend des 2. Mai 1568 an der Familientafel, die Schlüssel, die sie immer bei sich führte, neben ihrem Teller auf dem Tisch gelegt. Sie war seit einundzwanzig Jahren Witwe, führte aber immer noch das Regiment. Um den Tisch herum saßen ihre Kinder und Enkel, hinter ihrem Stuhl aber stand ein Page, kaum sechzehn Jahre alt, der ein illegitimer Sohn ihres ältesten Sohnes William war. Sie nannten ihn Willy Douglas und rechneten ihn mit zur Familie. Als es dunkel geworden war, rötete ein Feuerschein den Himmel. Drei Personen im Schloß wußten, was es damit auf sich habe. Diese drei waren: die Königin, deren Freundin und Gesellschaftsdame Mary Seaton und – Willy Douglas. Er trat ans Fenster, wohl wissend, daß er dem Feuerschein begegnen würde, und rief dann wie bestürzt: ›Feuer in Kinroß!‹ Die alte Lady erhob sich von ihrem Platz und sah hinaus; alle anderen folgten. Diesen Augenblick benutzte Willy, warf ein Tuch über die Schlüssel, um sie geräuschlos aufheben zu können, und verschwand im nächsten Moment. Als er hinaustrat, schritt vom runden Turm her die Gestalt Mary Seatons über den Schloßhof. Die Wache hatte sich täuschen lassen – es war die Königin. Im Nu war das Gittertor geöffnet und von außen wieder geschlossen; den Steg entlang eilend sprangen die beiden ins Boot, und im nächsten Augenblick schon fielen die ersten Ruderschläge ins Wasser. Nach wenigen Minuten war alles entdeckt, aber das Gitter war geschlossen und kein anderes Boot zur Hand als eine Art Fährboot, das auf dem Schloßhof stand. Ein Vorsprung von einer Viertelstunde war gewonnen.

Als man im Schlosse einstieg, um die Flüchtigen zu verfolgen, landeten sie bereits am Ostufer des Sees und wurden unter lautem Jubel von den dort harrenden Reitern Lord Seatons empfangen. Die Schlüssel aber warf Willy Douglas in den See; dort sind sie von im Sande spielenden Kindern zu Anfang dieses Jahrhunderts gefunden worden. […] Die Tage von Lochleven waren die letzten Tage Marys auf schottischem Grund und Boden. Am 2. Mai floh sie über den See, am 15. entschied sich ihr Schicksal […] Willy Douglas bezahlte seine Liebe mit seinem Leben.«

III

Was ich Ihnen jetzt vorgetragen habe, sind kleine Ausschnitte aus einem Text, von dem ich hoffe, Sie werden ihn lesen, um sich die vielen entzückenden Schilderungen der Fahrten und der Gespräche mit Mitreisenden so wenig entgehen zu lassen wie die Heldengeschichten aus alter Zeit und die eingestreuten Gedichte. Wichtige Kapitel wie Fontanes Besuch auf den Inseln Staffa und Iona muß ich weglassen. Aber eigentlich wäre ich verpflichtet, doch noch mit Fontane und Ihnen nach Melrose zu fahren – nicht mit dem Zug um 19 Uhr 02 von Edinburgh, sondern an einem sonnigen Morgen. Wir würden dort bleiben, bis der Mond aufgeht, um die Ruine der alten Abtei, die schönste des Landes, in seinem silbernen Licht betrachten, und er würde uns sein Gedicht darüber vorlesen. Zwischendurch würden wir, weil es in unmittelbarer Nähe liegt, Abbotsford, den Sitz, den Sir Walter Scott sich hat bauen lassen, ansehen. Aber für das und vieles andere reicht die Zeit nicht. Lesen Sie es oder, noch besser, fahren Sie hin und nehmen Sie das Buch als Reiselektüre mit.

Warum hat Fontane aus seiner 14tägigen Schottlandreise ein Buch gemacht und über die beiden längeren Italienreisen nichts geschrieben? Weil er ein »Mann des Nordens« war? Weil er sich bei einem Buch über Italien mit Goethe oder Heine hätte messen müssen, oder weil er über Italien längst nicht soviel wußte wie über sein geliebtes Schottland? Ich denke, über diese Frage könnte man einen ganzen Vortrag halten und dabei viel über Fontane als Dichter und Erzähler sagen. Aber man kann es sich auch viel einfacher machen. Nach der Schottlandreise brauchte Fontane nichts so dringend wie das Geld, das sich mit ihr verdienen ließ; denn er hatte diese Reise nur machen können, weil er dieses Geld bei der Kalkulation der Reisekosten bereits eingerechnet hatte. Die späteren Italienreisen waren Urlaub für einen Menschen, den danach zuhause wieder Dienstgeschäfte und wichtige literarische Pläne erwarteten. Reisebücher gehörten schon lange nicht mehr dazu. Nach der Schottlandreise aber finden wir ihn, zuerst noch in England und dann in Berlin, fleißig bei der Arbeit. Die einzelnen Kapitel konnte er, wie später die

der Wanderungen, bei Zeitungen unterbringen, für das Buch selber fand er zuerst keinen Verlag, eine Erfahrung, die Fontane danach noch öfter gemacht hat, aber dann nahm der Verleger Julius Springer das kleine Buch und ging auch auf Fontanes Titelvorschlag *Jenseit des Tweed* (ohne das s in jenseits) ein. Die Rezensionen waren freundlich, aber zu Fontanes Lebzeiten erschien keine zweite Auflage mehr.

In der Zeit, als Fontane die einzelnen Kapitel schrieb, mußte sich entscheiden, was aus ihm werden würde, und das war zunächst noch ganz unklar. Eine Reihe von Freunden war bemüht, etwas für ihn zu finden, darunter auch Paul Heyse, der sich in München niedergelassen und dort Einfluß gewonnen hatte. Er wollte Fontane als Privatbibliothekar Maximilians II. etablieren. Es kam auch zu einer Vorstellung, und der König unterhielt sich während einer allgemeinen Audienz längere Zeit mit dem Dichter. Er lobte die drei Gedichte, die Fontane eingesandt hatte, und kam dann durchaus huldvoll auf die schottischen Balladen, auf Schottland selbst und schließlich auf politische Dinge zu sprechen, aber aus der Anstellung wurde nichts.[20] Zum Glück nicht, wie wir heute sagen müssen. Fontane fand eine Stelle in Berlin bei der *Neuen Preußischen Zeitung*, besser bekannt unter dem Namen *Kreuzzeitung* wegen der Abbildung des eisernen Kreuzes in ihrem Titel. Fontane wurde der Redakteur für den »englischen Artikel«, d.h. er mußte sich aus anderen Zeitungen, vor allem englischen, heraussuchen, was für die Leser der *Kreuzzeitung* interessant war und daraus jeweils einen Artikel machen, der so aussah, als hätte die *Kreuzzeitung* einen Korrespondenten in London. In der Kreuzzeitung sind dann schon bald die ersten Kapitel der *Wanderungen* als Vorabdrucke erschienen. Schottland war von da an kein Stoff mehr für Fontane und konnte es auch gar nicht sein. Er mußte sich auf seine neuen Pflichten und auf seine neuen literarischen Pläne konzentrieren. Schottland wurde zu einer köstlichen Erinnerung. Dem schlesischen Pfarrer Gründler, der ihm einen begeisterten Brief über *Vor dem Sturm* geschrieben hatte, schreibt er 1896, also zwei Jahre vor seinem Tod: »Daß Sie Schottland kennen, webt ein zweites Band zwischen uns. Ich bin ein Nordlandsmensch, und Italien kann, für mich, nicht dagegen an«.[21] Diese und viele andere Stellen in Fontanes Briefwechsel verraten, daß die Erinnerung an Schottland ihn – wie alle, die dort einmal Züge erreicht oder verpaßt haben – ein Leben lang begleitet hat. Wer einmal dort war, braucht nur von Schottland zu hören, dann überkommt ihn das Gefühl: Ach könnte ich noch einmal dort sein.

Von den *Wanderungen* bis zum *Stechlin* hat Fontane Storms Rat befolgt, die Augen auf der Heimat ruhen zu lassen, so sehr, daß ihn einige bis heute als eine Art Heimatdichter mißverstehen. Der berühmte Satz aus dem *Archibald Douglas* »Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du«, wäre

dann der für heute Abend angemessene Schlußsatz. Er sagt ja tatsächlich viel über den Dichter der Ballade aus. Aber vielleicht kennen Sie die Geschichte von der offiziellen Jubelfeier zu Fontanes 70. Geburtstag, bei der 300 Personen geladen waren und ein Sänger die Ballade vortrug. An einem der Tische erhob sich nach dem Satz von der Heimattreue heftiger Beifall, der dann jäh wieder abbrach, damit der Sänger den Schlußvers der Ballade singen konnte.[22] Nicht einmal meine berühmteste Ballade kennen sie wirklich, sagte der Jubilar und fand die ganze Feier eher peinlich. Die kleine Episode scheint mir durchaus tiefere Bedeutung zu haben; denn gerade bei der Heimatliebe kommt alles darauf an, wie und worin sie sich äußert. Bei König Jakob und Archibald Douglas genügte es noch, wenn der König und sein Seneschall wieder fröhlich bei Linlithgow jagen und fischen konten. Von der Heimatliebe im Berlin Wilhelms II. verlangte der alte Fontane wesentlich mehr. »Wir alten Wanderer diesseits und jenseits des Tweed können uns (einen) Exkurs ins Englische gönnen[23]«, schreibt er an einen Bekannten und meint damit die Perspektive von außen, die ihm so wichtig war. »Alles, was an Patriotismus oder gar an Chauvinismus appelliert, taugt nicht in der Kunst«[24], heißt es in einem Brief aus seinem letzten Lebensjahr, und da wendet er sich gegen ein paar allzu heldische Ölbilder aus Schottland, die er in einem Ausstellungskatalog gesehen hatte. Schon seine scharfe Kritik an Preußen, das militärgläubig und hurrapatriotisch geworden war und damit das Ideal des true valour verraten hatte, straft das Urteil, Fontane sei ein Heimatdichter, Lügen. Aber es geht Fontane nirgendwo um »Heimat« in einem ausschließlichen Sinne, sondern immer um Leben, wie es ist. Zu diesem Leben gehört Heimat, aber eine Heimat, die nie ohne die sie umgebende Fremde ist. »Hinter dem Berge leben auch Menschen«, sagte er gerne. Ablehnung des Fremden ist gerade keine Heimatliebe; es sind immer Fremde und Heimat zusammen, die die Welt des Menschen ausmachen. Ich wiederhole Fontanes zeitlos gültigen Satz: »Erst die Fremde bringt uns die Physiognomie der Heimat zum Bewußtsein [...] Aber die Fremde tut noch mehr. Sie lehrt uns nicht bloß sehen, sie lehrt uns auch richtig sehen. Sie gibt uns auch das Maß für die Dinge«.[25] Diese Erkenntnis, die ihn lebenslang geprägt hat, war der eigentliche Ertrag seines Englandaufenthaltes und nicht zuletzt auch seiner Schottlandreise.

Anmerkungen

Bei Fontanes Buch *Jenseit des Tweed* wurde auf die Angabe der zitierten Stellen verzichtet, da sie im Text mühelos aufzufinden sind. Bis auf die Briefe Fontanes, die nach der Hanser Ausgabe mit Band und Seitenzahl angegeben sind, werden die übrigen Fontane-Zitate wegen der Vielzahl der Ausgaben unter Angabe des Werktitels und des Kapitels nachgewiesen. Die Gedichte sind mit Hilfe ihrer Überschriften in jeder Ausgabe ebenfalls leicht zu finden.

1 *Der Stechlin*, Kap. 18.
2 *Wanderungen* Bd. 2 *Das Oderland* Kap. 6 *(Möglin).*
3 HFA IV *(Briefe)* 4, 113.
4 *Walter Scott in Westminsterabtei.*
5 *Die Brück' am Tay.*
6 Th. Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig* IV 2.Kap.
7 Th. Storm: *Werke* (Hrsg. Honnefelder). Frankfurt 1982. Bd. 2, S. 490f.
8 Nach den Protokollen des *Tunnel* hat Heyse mindestens gegen das Gedicht *Maria und Bothwell* Vorbehalte angemeldet, ist aber überstimmt worden. Siehe die Anm. Abt. I Band 6.
9 *James Monmouth* (Parodie).
10 DHA (*Düsseldorfer Heine Ausgabe.* Hrsg. von M. Windfuhr) Bd. 10,195.
11 DHA Bd. 6,28.
12 HFA IV 1,187.
13 HFA IV 1,625.
14 HFA III 1,411.
15 Aus einem Vortrag Fontanes vor der Englischen Gesellschaft in Berlin 1860. Cf. die Anmerkungen zu *Edward, Edward* in HFA I Bd.6.
16 Ebd. Die Stelle findet sich in einem Brief Fontanes an Erich Schmidt.
17 Der Vortrag ist abgedruckt in: Fontane: *Jenseit des Tweed*, Berlin 1999 (Hrsg. Gotthard und Therese Erler.) Das Zitat findet sich auf S. 268.
18 »Das schöne Clärchen«, Clara Meyer, eine Berliner Schauspielerin, die mit Fontanes Kritiken nicht immer einverstanden war, war zur gleichen Zeit wie die Fontanes in Bad Kissingen. Ihr Foto und eine Postkarte an Fontane finden sich in Edda Ziegler: *Theodor Fontane. Lebensraum und Phantasiewelt*, Berlin 1996. S. 107.
19 HFA IV 3, 712.
20 Cf. Helmuth Nürnberger: *Fontanes Welt*, Berlin 1997, S.179.
21 HFA IV 4,531.
22 Cf. Helmuth Nürnberger a.a.O., S. 349.
23 HFA IV 3, 652.
24 HFA IV 4, 716.
25 HFA III 1,411.

Bibliographie

Auswahlbibliographie

Neuerscheinungen und -erwerbungen des Fontane-Archivs bis 9. Juli 2001
Bearbeiter: KLAUS-PETER MÖLLER (Handschriften), PETER SCHAEFER (Druckschriften)

Handschriften

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Gransee, 23. 04. 1874
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^{r}–4^{v} Text (HBV 74/29) Signatur: B 663
Dieser Brief gehörte zum Vorkriegsbestand (vgl. *Vermißte Bestände des Fontane-Archivs*, S 100). Er ist mehrfach nach der handschriftlichen Abschrift im Theodor-Fontane-Archiv (Ba 348) abgedruckt worden, die mit dem Original bis auf geringfügige Abweichungen weitgehend übereinstimmt, zuletzt in der GBA, *Ehebriefwechsel* 3, S. 12–14.

PUTTKAMER, ROBERT VON: eigh. Br. m. U. an Theodor Fontane, Stettin, 13. 02. 1892
Inhalt: Puttkamer bedankt sich für die Übersendung von »Unwiederbringlich« [»Ihr neuestes Geisteserzeugniß«].
8° 2 Bl. (1 Bg.), 1^{r}–2^{v} Text Signatur: C 325

Primärliteratur

FONTANE, THEODOR: «Bewahren Sie Effi Ihre freundlichen Gefühle.« Fünf neu entdeckte Briefe Fontanes: An eine etwas kapriziöse junge Ehefrau u. seinen künftigen Schwiegersohn. – In: Die Welt v. 2. 5. 2001.

FONTANE, THEODOR: Die Gedichte. Hrsg. von OTTO DRUDE. – Frankfurt am Main, Leipzig: Insel 2000. 751 S. (insel taschenbuch; 2684) (2001/62)

FONTANE, THEODOR: Im Paris des Nordens. Impressionen aus Dänemark. Hrsg. von GOTTHARD ERLER. – Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2001. 218 S. (AtV; 5298) (2001/85)

FONTANE, THEODOR: Meine liebe Mete. Ein Briefgespräch zwischen Eltern u. Tochter. Hrsg. von GOTTHARD ERLER. – Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2001. 584 S. (AtV; 5288) (2001/83)

HEHLE, CHRISTINE [Hrsg.]: Überaus sensible Beziehungen. Zehn unbek. Briefe Th. Fontanes an Carl Müller-Grote aus den Jahren 1885-1887. – In: Fontane Blätter 70/2000, S, 10–31. (65/5536=70)

Möller, Klaus-Peter [Hrsg.]: Rehabilitierung für die Ostrower? Ein unbek. Brief Fontanes an H. Fr. von Ossen (Hermine Schildberger). – In: Fontane Blätter 70/2000, S. 67–69. (65/5536=70)

Rasch, Wolfgang [Hrsg.]: Zwei unbekannte Theaterkritiken Theodor Fontanes. Mit e. Geburtstagsgruß für Otfried Keiler zum 70. Geb. – In: Fontane Blätter 71/2001, S. 10–16. (65/5536=71)

Sekundärliteratur

1. Bücher und Zeitschriftenbeiträge

Anderson, Paul Irving: Meraner Brunnemann-Quelle, oder schon wieder Eulenburg? – In: Fontane Blätter 71/2001, S. 132–135. (65/5536=71)

Andree, Christian: Fontane und die Zisterzienser in der Mark. – In: Zisterzienser. Norm, Kultur, Reform – 900 Jahre Zisterzienser. Mit e. Geleitwort von Manfred Stolpe. Berlin [u.a.]: Springer 2001, S. 365–387. (ZA 2001+,1)

Aust, Hugo: Finessen einer schopfhaarigen Zeitkritik. Th. Fontanes «Veränderungen in der Mark«. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 261–275. (2001/101)

Bennholdt-Thomsen, Anke: Bilder statt Leben. Zu Fontanes »Oceane von Parceval«. – In: Brittnacher, Hans Richard; Stormer, Fabian (Hrsg.): Der schöne Schein der Kunst und seine Schatten. Festschr. für Rolf Peter Janz zum 60. Geb. Bielefeld: Aisthesis 2000, S. 149–160. (2001/84)

Berbig, Roland: »Wo der Priester der Kunst sich zeigen kann«. Zu Fontanes Gelegenheitsgedicht anläßlich Franz Kuglers Geburtstag 1856 [»Toast auf Franz Kugler«]. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 99–116. (2001/101)

Böschenstein, Renate: Melusine in der Neuzeit. – In: Müller, Ulrich; Wunderlich, Werner [Hrsg.]: Verführer Schurken Magier. St. Gallen: UVK 2001, S. 645–661. (ZA 2001+,2)

Brethomé, Jacques: A propos de Fonty, Fontane et quelques autres … – In: Horizons inattendus. Melanges offerts à Jean-Paul Barbe. Ernst Dautel (Hrsg.). Tübingen: Stauffenburg 1999, S. 29–41. (ZA 1999+,26)

Brunner, Maria E.: »Man will die Hände des Puppenspielers nicht sehen« – Wahrnehmung in »Effi Briest«. – In: Fontane Blätter 71/2001, S. 28–48. (65/5536=71)

Calhoon, Kenneth S.: Alchemies of Distraction: James's «Portrait of a Lady« and Fontane's «Effi Briest«. – In: arcadia 34 (1999) 1, S. 90–113. (ZA 1999+,29)

Carr, Gilbert: Entgleisung und Dekonstruktion. Th. Fontanes »Die Brück am Tay«. – In: Das schwierige neunzehnte Jahrhundert. Germanist. Tagung zum 65. Geb. von Eda Sagarra im August 1998. Hrsg. von Jürgen Barkhoff. Tübingen: Niemeyer 2000, S. 319–333. (Studien u. Texte zur Sozialgeschichte d. Lit.; 77) (ZA 2000+,17)

Catalano, Gabriella: Reperti di un passato minore. Il »Museo« del »Signore di Stechlin«. – In: Zagari, Luigi: Ottocento tedesco. Da Goethe a Nietzsche. Napoli: La citta del sole 1998, S. 311–326. (ZA 1998+,34)

Classen, Jens Erik: »Altpreussischer Durchschnitt«? Die Lyrik Theodor Fontanes. – Frankfurt am Main, Berlin u.a.: Lang 2000. 331 S. (Historisch-kritische Arbeiten zur deutschen Literatur; 29) (2001/73)

Dähnick, Karin: Zur Funktion weiblicher Bildung in Theodor Fontanes Roman Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't«. [Seminararb. Univ.] Hamburg, 2000. 34 S. (2001/79q)

Delf von Wolzogen, Hanna: Fontane und Preußen. – In: Preussen 1701/2001. Karl-Günther von Hase [Hrsg.]. Köln: H+L 2001, S. 174–177. (2001/99q)

Elm, Theo: Alter Balladenton und neue Stoffwelt. Th. Fontane: »Die Brück am Tay«. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 154–163. (2001/101)

Erler, Gotthard: Der Briefwechsel zwischen Theodor und Emilie Fontane. – In: Das schwierige neunzehnte Jahrhundert. Germanist. Tagung zum 65. Geb. von Eda Sagarra im August 1998. Hrsg. von Jürgen Barkhoff. Tübingen: Niemeyer 2000, S. 267–274. (Studien u. Texte zur Sozialgeschichte d. Lit.; 77) (ZA 2000+,13)

Erler, Gotthard: Fontane, Rasierseife und die Nymphenburger Ausgabe. – In: Fontane Blätter 70/2000, S. 155–158. (65/5536=70)

Ester, Hans: Theodor Fontane und der Berliner Roman. – In: Das Jahrhundert Berlins: Eine Stadt in der Literatur. Hrsg. von Jattie Enklaar u. Hans Ester. Amsterdam, Atlanta: Rodopi 2000, S. 7–16. (Duitse kroniek; 50) (2001/69)

Fiandra, Emilia: La serra del desiderio. Maniere del tragico e tragico di maniera nell' »Adultera« di Fontane. – In: Cultura tedesca. Rivista semestrale 1999/11, S. 72–86. (ZA 1999+,24)

Finke, Reinhard: »... der Äquator läuft ihnen über den Bauch.« Namen u. Geschichten zu Afrika in Fontanes »Effi Briest« und anderswo. – In: Romantik und Ästhetizismus. Festschr. für Paul Gerhard Klussmann. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999, S. 297–313. (ZA 1999+,19)

Fischer, Hubertus: Fontanes »Storch von Adebar« (miscellanea zoologica). – In: Fontane Blätter 70/2000, S. 142–145. (65/5536=70)

Fischer, Hubertus: »Gemmenkopf« und »Nebelbild«. Wie Fontane mit Bildern erzählt. – In: Roman und Ästhetik im 19. Jahrhundert. St. Ingbert 2001, S. 109–137. (2001)100)

Fischer, Hubertus: »Riesler« und »Scheunenprediger«. Versuch über Familienähnlichkeiten in Th. Fontanes »Storch von Adebar«. – In: Jahrb. für brandenburg. Landesgeschichte 51/2000), S. 156–185. (2001/67)

Fischer, Hubertus: »Marseillaise des preußischen Gardelieutenants«. Fritz von Gaudy, d. Prinz von Preußen u. e. vergessenes Fontane-Lied. – In: Wirkendes Wort 51 (2001) 1, S. 26–41. (2001/89)

Frank, Gustav: crime and sex. Zur Vor- u. Frühgeschichte d. »Sexualität«. – In: »Emancipation des Fleisches«. Erotik u. Sexualität im Vormärz. Bielefeld: Aisthesis 1999, S. 11–35. [erwähnt Seilers Aufsatz zu Fontanes unehelichen Kindern](ZA 1999+,30)

Frank, Philipp: Im Rausch der Sinne. Th. Fontanes engl. Reisebücher (1854/60) im Spiegel kulturgeschichtl. Wahrnehmungstheorien. – In: Praxisorientierte Literaturtheorie. Annäherungen an Texte d. Moderne. Bielefeld: Aisthesis 1999, S. 109–131. (2001/56)

Friedrich, Gerhard: Fontanes preußische Welt. Armee – Dynastie – Staat. – Flensburg: Baltica 2001. 513 S. [inhaltl. unveränd. Neudr. d. 1988 bei Mittler erschienenen Erstausg.](2001/86)

Geppert, Hans Vilmar: Theodor Fontane: »Der Stechlin«. – In: Große Werke der Literatur. E. Ringvorlesung an d. Univ. Augsburg. Tübingen: Francke 1998/99, S. 103–115. (ZA 1999+,31)

Gilger, Sigrid: »Okuli, da kommen sie«. Die Landpartien in den Romanen Th. Fontane: e. Studie des Hintergrunds u. d. Auswirkung auf den Handlungsverlauf. Thesis for Master of Arts. – University College Galway 1997. 138 S. 30 cm (2001/87q)

Görner, Rüdiger: Als das Preußische verging. Fontane und Bismarck. – In: Die neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte 45 (1998) 5, S. 432–437. (ZA 1998+,35)

Greif, Stefan: Sprüche und Pfeile? Th. Fontanes »Archibald Douglas«. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 83–96. (2001/101)

Guarda, Sylvain: Fontanes »Grete Minde«: Gretes Muttersuche und Erlösung durch die Künstlerin Zenobia. – In: Michigan Germanic Studies 24 (1998) 2, S. 147–163. (ZA 1998+,33)

Guthke, Karl S.: Gideon ist nicht besser als Botho. Gesellschaftl. Wandel in Fontanes »Irrungen, Wirrungen«. – In: Das schwierige neunzehnte Jahrhundert. Germanist. Tagung zum 65. Geb. von Eda Sagarra im August 1998. Hrsg. von Jürgen Barkhoff. Tübingen: Niemeyer 2000, S. 287–299. (Studien u. Texte zur Sozialgeschichte d. Lit.; 77) (ZA 2000+,15)

Häntzschel, Günter: »Der Aberglaube hat seinen Poeten«. Th. Fontane: »Die Jüdin«. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 67–79. (2001/101)

Harslem, Ralf: Thomas Mann und Theodor Fontane. Untersuchungen über den Einfluß Th. Fontanes auf das erzählerische Frühwerk von Thomas Mann. – Frankfurt am Main u.a.: Lang 2000. 236 S. (Heidelberger Beiträge zur dt. Literatur; 7) [zugl. Diss. Univ. Heidelberg 1999] (2001/72)

Hasubek, Peter: Der Blick in das »Herz der Wirklichkeit«. Th. Fontanes Gedicht »Ein Ball in Paris«. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 54–64. (2001/101)

Heftrich, Eckhard: Fontane – zum Vergnügen gelesen. – In: Bayerische Akademie der Schönen Künste Jahrbuch 12 (1998) Bd. 1, S. 211–228. (ZA 1998+,37)

Hetmann, Frederik: Über Theodor Fontane. Das Glück auf der Schaukel. – In: ders.; Ingrid Röbbelen; Harald Tondern: Dichter leben. E. Lit.geschichte in Geschichten. Bd. 1: Von Grimmelshausen bis Fontane. Weinheim, Basel: Beltz 2000, S. 265–280. (2001/61)

Hettche, Walter: »Schafe« und »Nachplapperer«. Th. Fontane u. die Goethe-Rezeption des 19. Jahrhunderts. – In: Goethes Kritiker. Karl Eibl [Hrsg.]. Paderborn: mentis 2001, S. 87–99. (2001/91)

Heydebrand, Renate von: Der literarische Kanon und die Geschlechterdifferenz. Vorüberlegungen am Bsp. von Gabriele Reuter u. Th. Fontane. (ZA 1997+,263)

Hinck, Walter: Günter Grass' Hommage an Fontane. Zum Roman »Ein weites Feld«. – In: Fontane Blätter 71/2001, S. 120–131. (65/5536=71)

Horch, Hans Otto: »Christlich-Kulturelles« als Camouflage. Th. Fontanes antikolonialist. Ballade »Die Balinesenfrauen auf Lombok«. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 54–64. (2001/101)

Hüffmeier, Wilhelm: »Alles ist Gnade«. Beobachtungen zu Kirche u. Theologie bei Th. Fontane. – In: Zeitschr. für Theologie u. Kirche 95 (1998), S. 250–276. (ZA 1998+,38)

Irler, Klaus: »Eine Wanderung durch die Mark Brandenburg«. – In: Passagen. Magazin für Kunst u. Lit. 1999/2, S. 4–7. (ZA 1999+,32)

Joch, Markus: Auf Sie und Sie mit der dominanten Fraktion. Ein sozioanalyt. Nachtrag zu »Frau Jenny Treibel«. – In: Fontane Blätter 71/2001, S. 50–63. (65/5536=71)

Kilian, Jörg: »Alles Plauderei«? Fontanes »Stechlin« im Blick d. histor. Dialogforschung. – In: Muttersprache. Ztschr. zur Pflege u. Erforschung d. dt. Sprache 109 (1999) 4, S. 338–357. (ZA 1999+,34)

Köhne, Roland: Der Roman »Effi Briest« in Thomas Manns »Anzeige eines Fontane-Buches«. – In: Thomas Mann Jahrbuch 13 (2000), S. 113–122. (2001/82)

Kolk, Rainer: Mignon und Pumpernickel. Zu Th. Fontanes Gedicht »Fritz Katzfuß«. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 183–193. (2001/101)

Krause, Edith H.: Desire and Denial: Fontane's »Effi Briest«. – In: Germanic Review 74 (1999) 2, S. 117–129. (ZA 1999+,21)

Laage, Karl Ernst: Fontanes »Husumerei« und Gontscharows »Oblomowerei«. – In: Fontane Blätter 70/2000, S. 161–165. (65/5536=70)

Martin, Gillian: Tradition and Innovation. The Portrayal of the Servant Figures in the Narrative Fiction of Theodor Fontane. – In: Das schwierige neunzehnte Jahrhundert. Germanist. Tagung zum 65. Geb. von Eda Sagarra im August 1998. Hrsg. von Jürgen Barkhoff. Tübingen: Niemeyer 2000, S. 275–286. (Studien u. Texte zur Sozialgeschichte d. Lit.; 77) (ZA 2000+,14)

Mecklenburg, Norbert: Riskantes Spiel mit Namen. Fontanes »Cohn-Gedicht«. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 231–245. (2001/101)

Mecklenburg, Norbert: »Ums Goldne Kalb sie tanzen und morden». Philo- und antisemitische Gedichte des alten Fontane. – In: Wirkendes Wort 3 (2000), S. 358–381. (ZA 2000+,7)

Miller, Eric: Der Stechlinsee: Symbol und Struktur in Fontanes Altersroman. – In: Journal of English and Germanic Philology 97 (1998) 3, S. 352–370. (ZA 1998+,36)

Möller, Klaus-Peter: Lebensstationen Fontanes anhand ausgewählter Bilddokumente. – In: Theodor Fontane. Ein deutscher Dichter im 19. Jhd. Potsdam 2001, S. 15–92. (2001/81)

Möller, Klaus-Peter: Die Verlagsverträge im Theodor-Fontane-Archiv. Teil II. – In: Fontane Blätter 70/2000, S. 10–16. (65/5536=70)

Neumann, Gerhard: Das Ritual der Mahlzeit und die realistische Literatur. E. Beitr. zu Fontanes Romankunst. – In: Das schwierige neunzehnte Jahrhundert. Germanist. Tagung zum 65. Geb. von Eda Sagarra im August 1998. Hrsg. von Jürgen Barkhoff. Tübingen: Niemeyer 2000, S. 301–317. (Studien u. Texte zur Sozialgeschichte d. Lit.; 77) (ZA 2000+,16)

Neumann, Gerhard: Speisesaal und Gemäldegalerie. Die Geburt des Erzählens aus der bildenden Kunst: Fontanes Roman »L'Adultera«. – In: Roman und Ästhetik im 19. Jahrhundert. St. Ingbert 2001, S. 139–169. (2001)100)

Nürnberger, Helmuth: Ein denkwürdiger Fund – Fontanes unbekannte bayerische Balladen. – In: Fontane Blätter 71/2001, S. 138–157. [Parodien] (65/5536=71)

Nürnberger, Helmuth: Feuer und Asche im Kamin. Eine bevorzugte Stätte d. Causerie u. des Schweigens im Werk Th. Fontanes. – In: Roman und Ästhetik im 19. Jahrhundert. St. Ingbert: Röhrig 2001, S. 195–233. (2001/100)

Nürnberger, Helmuth: »Jüngste Ausbeute meiner Finklerschaft«. Der »Raubvogel« des Apothekers u. die Ritter der Kreuz-Zeitung. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 36–48. (2001/101)

Oliveira, Teresa Martins de: Dienstmädchengestalten in den Romanen »O Primo Bazilio« con Eca de Queirós und »Effi Briest« von Theodor Fontane. – In: Runa. Revista portuguesa de estudos germanisticos 26 (1996), S. 553–561. (ZA 1996+,850)

Osborne, John: Zur Heimkehr der Truppen. Fontanes Gedichte »Einzug« 1864, 1866, 1871. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 123–133. (2001/101)

Plett, Bettina: »... entweder ganz im großen historischen Stil, oder aber mit Humor«. Huldigung ohne Sinn für Feierlichkeit u. die allmähliche Verfertigung von Kritik beim Dichten in Fontanes »Auf der Treppe von Sanssouci«. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 137–151. (2001/101)

Pott, Hans-Georg: Effi Briest, Heinrich Heine und der Teufel: Th. Fontanes Roman »Effi Briest«. – In: Klassiker der deutschen Literatur. Epochen-Signaturen von d. Aufklärung bis zur Gegenwart. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999, S. 98–116. (ZA 1999+,22)

Rasch, Wolfgang [Hrsg.]: Am Lethestrom – Erinnerungen von Ottomar Beta an Theodor Fontane. – In: Fontane Blätter 71/2001, S. 17–25. (65/5536=71)

Rasch, Wolfgang: Fontane als Ibsen-Prophet. – In: Fontane Blätter 70/2000, S. 159–161. (65/5536=70)

Richter, Karl: Altersbewußtsein und Alterslyrik in Fontanes Gedicht »Ja, das möcht ich noch erleben«. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 219–229. (2001/101)

Richter, Karl: Die Erneuerung der Ballade in Fontanes Alterswerk. – In: Fontane Blätter 71/2001, S. 102–119. (65/5536=71); dass. in: Roman und Ästhetik im 19. Jahrhundert. St. Ingbert: Röhrig 2001, S. 235-253. (2001/100)

Rohse, Heide: »Arme Effi«. Widersprüche geschlechtlicher Identität in Fontanes »Effi Briest«. – In: dies.: Unsichtbare Tränen: Effi Briest – Oblomow – Anton Reiser – Passion Christi. Psychoanalyt. Literaturinterpretationen zu Th. Fontane, I. A. Gontscharow, K. P. Moritz u. Neuem Testament. – Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 17–31. (2001/60)

Roman und Ästhetik im 19. Jahrhundert. Festschrift für Christian Grawe zum 65. Geburtstag. Tim Mehigan u. Gerhard Sauder [Hrsg.]. – St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2001. 329 S. (Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft; 69) [Beiträge einzeln verzeichnet] (2001/100)

Scherpe, Klaus R.: Luogo o spazio? La topografia di Fontane. – In: Cultura tedesca. Rivista semestrale 1999/11, S. 179–188. [italien. Fassung d. zuerst 1998 in Potsdam gehaltenen Vortrags: Ort oder Raum? Fontanes literar. Topographie, 2000 in Würzburg erschienen] (ZA 1999+,25)

Scheuer, Helmuth (Hrsg.): Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001. 291 S. (Universal-Bibliothek; 17515. Interpretationen) [Aufsätze einzeln verzeichnet] (2001/101)

Scheuer, Helmuth: »Männer und Helden« – Geschichte aus dem Geist der Anekdote. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 14–34. (2001/101)

Schlette, Magnus: Fontanes Adelstypologie im »Stechlin«. E. Unters. ihres sozialgeschichtl. Gehalts. – In: Literatur für Leser 22 (1999) 3, S. 127–143. (ZA 1999+,33)

Schroeder, Irene: Theodor Fontane. Die Poggenpuhls (1896). – In: Erzählkunst der Vormoderne. Hrsg. von Rolf Tarot. Bern u.a.: Lang 1996, S. 343–362. (Narratio; 11)(ZA 1996+,852)

Schuhmann, Klaus: Tucholsky im Fontane-Schritt. – In: neue deutsche literatur 46 (1998) 4, S. 101–105. (ZA 1998+,39)

Seidemann, Johannes: Christus als Apotheker. – In: PZ Pharmazeutische Ztg 146. Jg. (2001) Nr. 9, S. 74–75. [betr. Kirchenbilder in Werder u. Plötzin]. (ZA 2001+,3)

Settler, Humbert: Fontanes »Irrungen, Wirrungen«. Der Titel als Deutung des Stils d. Sprache u. des Lebens. – Scheeßel: Heimatverein Niedersachsen [2001]. – 112 S. (2001/102)

Shalaby, Safaa: Ehebruch im Roman des Realismus. E. Problematik des Ehelebens um die Jahrhundertwende. Studie anhand von zwei exemplar. Werken: Th. Fontanes »Effi Briest« u. M. v. Ebner-Eschenbachs »Unsühnbar«. – In: Kairoer Germanistische Studien 9 (1996), S. 235–268. (ZA 1996+,851)

Stolt, Birgit: Von Maria zu Eva: Innstettens Anteil an Effis Entwicklung. Eine Gesprächsanalyse. – In: Sozusagen. Festschr. für Helmut Müssener. Hrsg. von Edelgard Biedermann. Stockholm: Univ., Germanistisches Institut 1996, S. 231–245. (Schriften des Germanistischen Instituts; 23) (ZA 1996+,850)

Stolz, Gerd: »Deutsch, aber nicht preußisch, so soll es sein«. Zur histor.-polit. Dimension von Th. Fontanes »Unwiederbringlich«. – In: Die Heimat. Ztschr. für Natur- u. Landeskunde von Schleswig-Holstein u. Hamburg 108 (2001) 5/6, S. 69–75. (2001/93)

Stroszeck, Hauke: Schwalben. Ein Nachtrag zu Fontanes poetischer Fauna. – In: Fontane Blätter 70/2000, S. 76–92. (65/5536=70)

Swales, Martin: Zur Diagnose des »Gesellschafts-Etwas« (Theodor Fontane). – In: ders.: Epochenbuch Realismus. Romane u. Erzählungen. Berlin: Schmidt 1997, S. 149–162. (Grundlagen der Germanistik; 32) (2001/103)

Tanzer, Harald: Einer für alle. Th. Fontanes Ballade »John Maynard« u. die Erinnerung an das Heldentum. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 166–180. (2001/101)

Theodor Fontane. Ein deutscher Dichter im 19. Jahrhundert. [Diareihe u.] Begleitheft zur Diareihe 10-60006. Mit e. Einl. von KLAUS-PETER MÖLLER. Hrsg. vom MEDIENPÄDAGOGISCHEN ZENTRUM LAND BRANDENBURG (MPZ) in Zusammenarb. mit dem THEODOR-FONTANE-ARCHIV u. dem FÖRDERVEREIN KUNST UND KOMMUNIKATION E.V. – Potsdam: Brandenburgische Universitätsdruckerei u. Verlagsgesellschaft 2001. 99 S. 24 Dias. (2001/81) (s. in diesem Heft S. 190)

THIELKING, SIGRID: »Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm!« Rührpoesie u. Renommage in Th. Fontanes »Frau Jenny Treibel«. – In: Literatur für Leser (1997) 3, S. 133–142. (ZA 1997+,266)

THIEME, GALINA: Roman oder Novelle? Turgenev u. Fontane. – In: DIES., Ivan Turgenev und die deutsche Literatur. Sein Verhältnis zu Goethe u. seine Gemeinsamkeiten mit B. Auerbach, Th. Fontane u. Th. Storm. Frankfurt am Main u.a.: Lang 2000, S. 77–106. (Heidelberger Publikationen zur Slavistik. Reihe B: Literaturwissenschaftliche Reihe; 15) (2001/74)

THURET, MARC: Fontane in Frankreich. Geistesverwandtschaft u. Rezeption. – In: Fontane Blätter 70/2000, S. 108–121. (65/5536=70)

VANASTEN, STÉPHANIE: Fonty alias Theodor Fontane und Hoftaller alias Tallhover – zwei literarische Wiedergänger im Spiegel der Fiktion. Untersuchungen zu G. Grass' Roman »Ein weites Feld«. – In: Germanistische Mitteilungen (Brüssel) 50/1999, S. 41–60. (ZA 1999+,23)

VOETELINK, HERMAN MARI: Effi Briest, eine deutsche Emma Bovary? Ein leserbezogener, text- u. strukturanalyt. Vergl. d. Romandarstellungen bei G. Flaubert u. Th. Fontane. – Diss. Univ. Amsterdam, 2001. 130 S. 30 cm (2001/78 q)

VON DER LÜHE, IRMELA: Fremdheit und Moderne: Theodor Fontanes Novellenfragment »Oceane von Parceval«. – In: »Die andere Stimme«. Das Fremde in d. Kultur. Festschr. für Klaus R. Scherpe. ALEXANDER HONOLD (Hrsg.) Köln [u.a.]: Böhlau 1999, S. 123–134. (Literatur-Kultur-Geschlecht. Große Reihe; 13) (ZA 1999+,27)

WARNING, RAINER: Flaubert und Fontane. – In: ders., Die Phantasie der Realisten. München: Fink 1999, S. 185–239. (ZA 1999+,36)

WERBER, NIELS; RUELFS, ESTHER: Techniken der Zeit- und Raummanipulation: die Form des Treibhauses im 19. Jahrhundert. – In: Romantik und Ästhetizismus. Festschr. für Paul Gerhard Klussmann. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999, S. 255–288. (ZA1999+,20)

WOLPERT, GEORG: Schwierigkeiten mit der kleinen Schwester. Offene Fragen zur zweiten Aufl. des Wanderungsbandes »Das Oderland«. – In: Fontane Blätter 70/2000, S. 146–154. (65/5536=70)

WRUCK, PETER: Eine Legende, die sich der Wirklichkeit bemächtigt. »Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland«. – In: Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001 (Interpretationen), S. 195–217. (2001/101)

Wruck, Peter: »Moderne Welt« und »alte Götter« bei Fontane. Die märkischen Projekte des Romanciers. – In: Roman und Ästhetik im 19. Jahrhundert. St. Ingbert: Röhrig 2001, S. 255–271. (2001/100)

Yun-Young, Choi: Theodor Fontane als Zeitgenosse der Moderne. Die Problematik d. Repräsentation. – In: Fontane Blätter 70/2000, S. 93–107. (65/5536=70)

2. Rezensionen

Aust, Hugo: Theodor Fontane. Ein Studienbuch. Tübingen: Francke 1998. Rez.:
– H. O. Horch in Germanistik 41 (2000) 1, S. 211.

Berbig, Roland: Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine. Berlin: de Gruyter 2000. Rez.:
– K. P. Möller in Fontane Blätter 71/2001, S. 68–72.

Blumenberg, Hans: Gerade noch Klassiker. Glossen zu Fontane. München: Hanser 1998. Rez.:
– D. Borchmeyer in Germanistik 41 (2000) 1, S. 211-212.

Chambers, Helen: The Changing Image of Theodor Fontane. Columbia: SC Camden House 1997. Rez.:
– H. Aust in Fontane Blätter 70/2000, S. 124–127.
– D. Lund in Monatshefte 92 (2000) 4, S. 518–520.

Drude, Otto [Hrsg.]: Mit Fontane durch England und Schottland. Mit farb. Fotografien von Christel Wollmann-Fiedler. Frankfurt a.M., Leipzig: Insel 1998. Rez.:
– K. Stelling in Fontane Blätter 71/2001, S. 95–97.

Drude, Otto [Hrsg.]: Mit Fontane durch Frankreich und Flandern. Mit farb. Fotografien von Christel Wollmann-Fiedler. Frankfurt a.M., Leipzig: Insel 2000. Rez.:
– M. Horlitz in Fontane Blätter 71/2001, S. 98–99.

Fontane, Theodor: Gedichte. Hrsg. von Otto Drude. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel 2000. (Insel Taschenbuch) Rez.:
– R. Hartmann: Hexchen. In: Kölner Stadt-Anzeiger v. 22. 8. 2000.

Fontane, Theodor: Große Brandenburger Ausgabe. Das erzählerische Werk. Bde 3, 4, 6, 8, 10. Berlin: Aufbau 1997-98. Rez.:
– W. Erhart in Germanistik 41 (2000) 1, S. 210–211.

Fontane, Theodor: Meine liebe Mete. Ein Briefgespräch zwischen Eltern u. Tochter. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2001. Rez.:
– anon. (Ben) in Berliner Morgenpost v. 14. 4. 2001.

Fontane, Theodor: Unechte Korrespondenzen. Bd. 1. 1860-1865. Bd. 2. 1866–1870. Hrsg. von Heide Streiter-Buscher. (Schriften d. Theodor Fontane Gesellschaft; 1) Berlin, New York: de Gruyter 1996. Rez.:
– J. Osborne in Modern Language Review 94 (1999) 3.

Fontane, Theodor: Wie man in Berlin so lebt. Hrsg. von Gotthard Erler. Berlin: Aufbau 2000. Rez.:

– H. Axthelm in Jahrb. für brandenburg. Landesgesch. 51 (2000), S. 198–199.
– J.-A. Sohns: Spitze Notizen aus der »Beamtendrillmaschine«. In: Eßlinger Ztg v. 29./30. 7. 2000.

Fontane und die bildende Kunst [Ausstellungskatalog: SMPK, Nationalgalerie, Staatliche Museen zu Berlin]. Hrsg. von Claude Keisch u.a. Berlin: Henschel 1998. Rez.:
– B. Ofczarek-Späth in Börsenblatt für den Dt. Buchhandel (1999) 15, A94–A95.
– H. Streiter-Buscher in Fontane Blätter 71/2001, S. 80–87.

Fontane-Handbuch. Hrsg. von Christian Grawe u. Helmuth Nürnberger. Stuttgart: Kröner 2000. Rez.:
– P. Schaefer in Fontane Blätter 71/2001, S. 66–68.
– H.-J. Schings: Flucht in der Opernpause. In: Frankfurter Allg. Ztg. v. 25. 4. 2001.

Helmstetter, Rudolf: Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane u. die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Poetischen Realismus. München: Fink 1997. Rez.:
– D. Göttsche in Germanistik 41 (2000) 1, S. 212–213.

Horlitz, Manfred [Hrsg.]: Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation. Potsdam 1999. Rez.:
– anon. in Potsdamer Neueste Nachrichten v. 19. 12. 2000.

Jens, Walter: Wer am besten redet, ist der reinste Mensch. Über Fontane. Weimar: Böhlau 2000. Rez.:
– H. Nürnberger in Fontane Blätter 71/2001, S. 91–95.

Kleine, Joachim: Die Hankels auf Hankels Ablage. Wo Fontane in d. Sommerfrische war. Zeuthen: Carl 2000. Rez.:
– G. Paul: Wo Fontane kurz urlaubte. In: Märkische Allg. v. 3. 5. 2000.

Mecklenburg, Norbert: Theodor Fontane. Romankunst der Vielstimmigkeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998. Rez.:
– M. Masanetz in Fontane Blätter 71/2001, S. 72–79.

Nürnberger, Helmuth: Fontanes Welt. Berlin: Siedler 1997. Rez.:
– H.-Chr. Kraus in Historische Zeitschrift 271 (2000), S. 512–514.

Sprengel, Peter: Von Luther bis Bismarck. Kulturkampf und nationale Identität bei Theodor Fontane, Conrad Ferdinand Meyer u. Gerhart Hauptmann. Bielefeld: Aisthesis 1999. Rez.:
– W. Düsing in Monatshefte 92 (2000) 3, S. 369–370.

Theodor Fontane (1819–1898). Un promeneur dans le siècle. Etudes publiées sous la direction de Marc Thuret. Asnières 1999. Rez.:
– Ch. Hehle in Fontane Blätter 71/2001, S.87–90.

Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Bde I-III. Würzburg: Königshausen und Neumann 2000. Rez.:
– anon. in Potsdamer Neueste Nachrichten v. 19. 12. 2000.
– F. Pergande: Immer wieder Melusine. In: Frankfurter Allg Ztg v. 26. 1. 2001.

Theodorus victor. Theodor Fontane, der Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Beiträgen. Hrsg. von Roland Berbig. Frankfurt am Main u.a.: Lang 1999. Rez.:
– R. Kolk in Germanistik 41 (2000) 2, S. 541–542.

3. Zeitungsartikel

betr. Fund unbekannter Fontane-Briefe:

anon.: Unbekannte Briefe von Theodor Fontane entdeckt [u. u. a. Titel.]. – In: Berliner Ztg.; Bild Berlin; Flensburger Tageblatt; Frankfurt Rundschau; Fuldaer Ztg.; Heilbronner Stimme; Kölner Stadt-Anzeiger; Märkische Allgemeine; Mitteldt. Ztg.; Münstersche Ztg.; Neue Rhein-Ztg.; Neue Ruhr-Ztg.; Nordkurier; Nordwest Ztg.; Passauer Neue Presse; Pinneberger Tageblatt; Die Presse (Wien); Tagesspiegel; Stuttgarter Nachrichten; Wilhelmshavener Ztg. v. 17. 4.; Bild Berlin-Brandenburg; Die Glocke; Lübecker Nachrichten; Schwarzwälder Bote v. 18. 4.; Frankfurter Allg. Ztg.; Leipziger Volksztg.; Nordbayerischer Kurier v. 19. 4.; Reutlinger General-Anzeiger v. 20. 4.; Neues Deutschland v. 23. 4. 2001.

Dieterle, Regina: Ein spätes, ernstes Lebensglück. Neu entdeckte Briefe Th. Fontanes erlauben es, ein neues Kapitel in seiner Familiengeschichte zu schreiben. – In: Die Welt v. 2. 5. 2001.

***

betr. Rückgabe von Handschriften an das Theodor-Fontane-Archiv:

anon.: Fontane-Briefe von Wuppertal nach Potsdam [u. u. a. Titeln]. – In: Berliner Ztg.; Bild Köln; Märkische Allg Ztg.; Neues Deutschland; die tageszeitung; v. 9. 3.; Märkische Oderztg. V. 10./11. 3. 2001.

Meyer, Marion: Mit Wuppertaler Stempel geht es zurück nach Potsdam. In den Kriegswirren verschwunden: Einen Novellenentwurf u. 24 Briefe von Th. Fontane gibt die Stadtbibliothek zurück ans Fontane-Archiv. – In: WZ General-Anzeiger v. 8. 3. 2001.

***

betr. Uraufführung der Oper »Effi Briest« in Bonn:

ANON. (EB): Starke Frauen. – In: Kölnische Rundschau v. 8. 3. 2001.

FISCHER, GUIDO: Oh, Effi. – In: Frankfurter Rundschau v. 14. 3. 2001.

HARTMANN, BERNHARD: Eine Frau mit vielen Gesichtern. – In: General-Anzeiger v. 12. 3. 2001.

HILLER, EGBERT: Arme Effi ganz stark. – In: Kölner Stadt-Anzeiger v. 12. 3. 2001.

KEIM, STEFAN: Schaukelschrecken und Treppenträume. – In: Die Welt v. 13. 3. 2001.

KLAUCKE, SVENJA: Angst essen Sehnsucht auf. – In: Süddt. Ztg v. 12. 3. 2001.

LECHNER, DIETER: Eine Effi-Briest-Oper [u. u. a. Titeln] – In: Aachener Ztg; Südwest Presse v. 12. 3.; Frankfurter Neue Presse v. 14. 3.; Badisches Tageblatt v. 16. 3. 2001.

OBIERA, PEDRO: Ein großer Wurf. – In: Südkurier v. 12. 3. 2001.

REININGHAUS, FRIEDER: Erinnerungs-Kunst, weiblich. – In: Saarbrücker Ztg v. 12. 3. 2001.

REININGHAUS, FRIEDER: »Erziehung« mit wohl dosiertem Schrecken. – In: Stuttgarter Nachrichten v. 17. 4. 2001.

SCHREIBER, ULRICH: Ein zu weites Feld. – In: Rheinische Post v. 12. 3. 2001.

TERSCHÜREN, H. D.: Musik zwischen den Extremen. – In: Bonner Rundschau v. 5. 3. 2001.

TERSCHÜREN, H. D.: Von der Schaukel zum Grab. – In: Kölnische Rundschau v. 12. 3. 2001.

***

betr. »Effis Nacht« von Rolf Hochhuth im Schloß Benrath:

HILLE, CLAUS OSMO: Schauspielhaus erobert das Benrather Schloß. – In: Düsseldorf Express v. 17. 3. 2001.

KASPAREK, ANTONIA: Effis Nachtwache. – In: Westdt. Ztg v. 19. 3. 2001.

NORBISRATH, GUDRUN: Der Mensch, das Biest. – In: Westdt. Allg. v. 20. 4. 2001.

***

weiteres:

ANON. (mog): Fontane blickt bald auf den Schwielowsee. – In: Berliner Morgenpost v. 2. 3. 2001. [betr. F.-Denkmal in Petzow]

ANON. (WDK): Neue Briefe aufgetaucht. Fontane ein Antisemit? – In: Bild v. 19. 3. 2001.

ANON. (sk): »Ohne Dir is es nischt.« Fontanes Frauenfiguren inspirierten zu e. weiteren Lesereihe im Schloß [Oranienburg]. – In: Oranienburger Generalanzeiger v. 20. 2. 2001.

ANON.: Scheinheiliger Fontane. – In: Der Spiegel 12/01. [betr. F.-Briefe an Bleichröder]

Becker, Roland: Rente aus Steinen und Schweinen. In Schiffmühle erinnert ein kl. Museum an den Alterssitz von Henri Louis Fontane, der hier Frieden mit Sohn Theodor schloss. – In: Oranienburger Generalanzeiger v. 15./16.4. 2001.

Braun, Claudia: Der verarmte Adel. Th.-Fontane-Lesereihe im Schloß Oranienburg: Die Majorin v. Poggenpuhl. – In: Oranienburger Generalanzeiger v. 19. 3. 2001.

Felsch, Tobias: Viktorias langer Schatten. Welcher Zeitgeist beeinflusste Theodor Fontane in England? – In: Märkische Allg v. 14. 6. 2001.

Funke, Christoph: Und des Lebens Rätsel bleibt … Das theater im palais lädt zur Theodor-Fontane-Woche. – In: Tagesspiegel v. 28. 1. 2001.

Grieger, Ulf: Fontane-Haus nicht mehr vom Verein gefördert. Oberbarnimer Kulturverein übernimmt das Erbe.– In: Märkische Oderztg. V. 16./17. 6. 2001.

Grunow, Reyk: Fontanes Preußen hinter Glas. Iselen Gundermann bastelt an d. Ausst. im Alten Museum. – In: Märkische Allg. v. 12./13. 4. 2001.

Kämmerlings, Richard: Gerade noch Moderner. Spätwerk in d. Frühe d. Gegenwart: Eine Tagung untersucht die Nähe Th. Fontanes zur Lit. d. Jahrhundertwende. – In: Frankfurter Allg. Ztg. v. 7. 6. 2001.

Kleine, Joachim: Clownhaftes bei Fontane. Gespräch mit Gerhard Biener aus Leipzig. – In: Märkische Allg. v. 16. 3. 2001.

Mecklenburg, Norbert: Ein Flaneur mit bösem Blick. Th. Fontane, Haus- und Gartenfronten in Berlin W. (Frankfurter Anthologie). – In: Frankfurter Allg. Ztg. v. 1. 7. 2000.

Merz, Ulrike: »Erfahrenes Land« erfahrbar machen. E. neue Dauerausst. im Alten Gymnasium in Neuruppin stellt Fontane u. die Grafschaft Ruppin in ihren Mittelpunkt. – In: Oranienburger Generalanzeiger v. 29. 5. 2001.

Merz, Ulrike: Friedrich II. im Schatten von Fontane. Wer Neuglobsow besucht, stößt unausweichlich auf Fontane, doch nur selten auf den friderizianischen Ursprung des Ortes. – In: Oranienburger Generalanzeiger v. 24./25. 3. 2001.

Müller, Katrin Bettina: Das Feldgrau des Krieges. Bernhard Heisig zeigt Illustrationen zu Brecht, L. Renn u. Th. Fontane in d. Galerie Brusberg. – In: Tagesspiegel v. 3. 3. 2001.

Overtheil, Aline: »Hinterm Berg sind auch noch Leute.« Die Fontane-Gesellschaft ist stolz auf japan. Literaturliebhaber. Studenten sind gerne gesehen. – In: Frankfurter Allg. Ztg. v. 29. 1. 2001.

Steyer, Elfriede: Fontane und Preußen. Einen ganzen Tag lang werden Kenner über den Schriftsteller referieren. – In: Märkische Allg v. 14. 6. 2001.

Vogeler-Seelig, Käthe: »Was soll Gold, ich liebe Rosen …« »Jenny Treibel« in Wünsdorf – Schauspielkunst vom Feinsten. – In: Märkische Allg. v. 19. 4. 2001.

4. Nachträge

Breit, Monika: Herr von Ribbeck auf Ribbeck. Eine Kinder-Kantate. – In: Praxis Grundschule. Materialien für den Unterricht (Braunschweig) 1994/4, S. 40–45 [Mit Noten]. (ZA 1994+)

Fontane, Theodor: Mathilde Möhring. Ein Roman. 26.-35. Tsd. – Leipzig: Insel 1946. (2001/65)

Fontane, Theodor: Stine. Roman. 16.–55. Tsd. – Leipzig: Insel 1943. 87 S. (Feldpostausgabe) (2001/66)

Freund, Winfried: Theodor Fontane: Unterm Birnbaum. – In: Die deutsche Kriminalnovelle von Schiller bis Hauptmann. Einzelanalysen von Winfried Freund. Paderborn: Schöningh 1975, S. 85–94. (ZA 1975+)

Greve, Gisela: Theodor Fontanes »Effi Briest«. Die Entwicklung einer Depression. – In: Jahrbuch der Psychoanalyse Bd. 18 (1986), S. 195–220. (ZA 1986+)

Hartmüller, Ursula: Fontanes »Effi Briest«. Eine handlungs- u. produktionsorientierte Annäherung. – In: Praxis Deutsch 21 (1994) 123, S. 53–57. [betr. Lit.unterr.] (ZA 1994+)

Losada, Maria: A Jakobsonian Reading of the Epistolary Strategies of Communication in Fontane's »Effi Briest«. – In: Focus on Literatur. A Journal for German-language literature (Cincinnati, Ohio) 1 (1994) 1, S. 36–43. (ZA 1994+)

Müller-Seidel, Walter: Fontane und Polen. Eine Betrachtung zur deutschen Literatur im Zeitalter Bismarcks. – In: Studien zur Kulturgeschichte des deutschen Polenbildes 1848–1939. Wiesbaden: Harrassowitz 1995, S. 41–64. [leicht überarb., zuerst 1979](ZA 1995+)

Pulver, Elsbeth: »Ein weites Feld« – Fontane und die deutsche Geschichte. – In: Schweizer Monatshefte 75./76. Jg. (1995/96) H. 12/1, S. 49–52. (ZA 1995+)

Informationen

Familie Fontane und Familie Fritsch. Unbekannte Briefe, Gelegenheitsgedichte, Dokumente, Fotografien

Regina Dieterle

Im Januar 2001, als ich eben dabei war, mein Manuskript für den Band *Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz*[1] abzuschliessen, erhielt ich unerwartet Zugang zu einem privaten Nachlass, der sich für die Fontane-Forschung als nicht unbedeutend erweisen wird. Dieser Nachlass, der sich dank der Sorgfalt der Privatbesitzer tradiert hat, birgt eine Fülle von unbekannten Briefen, Gelegenheitsgedichten, Dokumenten und Fotografien der Familien Fontane und Fritsch. Die Besitzer haben mir großzügigerweise die Erlaubnis erteilt, alles, was für die Forschung von Belang ist, zu veröffentlichen. Gegenwärtig befinde ich mich in der Planung und Vorbereitung dieses anspruchsvollen Unternehmens. Einzelne Briefe, Gelegenheitsgedichte und Fotografien aus dem neuen Fund werden allerdings bereits im Herbst 2001 im *Familienbriefnetz* erscheinen. Was ausserdem von den neuen Dokumenten zu erwarten ist, sei hier kurz skizziert.

Literarisch am bedeutendsten sind die 50 bisher unbekannten Briefe von Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne und K. E. O. Fritsch. Die Korrespondenz reicht von 1882 bis 1898. Als Beispiel sei hier jener Brief zitiert, den der Autor schrieb, als er Anna Fritsch-Köhne den eben in Buchform erschienenen Roman *Effi Briest* überreichte:

Berlin 18. Okt. 95.
Potsdamerstraße 134. c.

Gnädigste Frau.
An bei die arme »Effi«; in andrem Format, sonst aber dieselbe. Bewahren Sie ihr auch in dieser neuen Gestalt Ihre freundlichen Gefühle. Den Mann (Innstetten) hat neulich eine Freundin als einen »alten Ekel« bezeichnet, was in so weit einen Eindruck auf mich gemacht hat, als, wenn dies gelten soll, alle

Männer eigentlich »alte Ekels« sind, was vielleicht richtig ist, aber doch einer etwas strengen Auffassung entspricht.

Mit der Bitte, mich Frau Mama, wie dem verehrten Gatten empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.[2]

Nicht nur Fontane, auch seine Frau und seine Tochter verkehrten im Hause Fritsch. Unter anderem belegen dies je ein Brief von Martha und Emilie Fontane an Anna Fritsch-Köhne, die im November 1897 im Alter von 39 Jahren an einem Krebsleiden starb. Die (kinderlose) Ehe der Fritschs war seit 1895 unglücklich, es war von Scheidung die Rede.

Bedeutsam für die Fontane-Forschung sind neben den Briefen des Schriftstellers auch die Briefe von Martha (Fritsch-) Fontane und K. E. O. Fritsch. Hauptadressatin dieser Briefe ist Fritschs Tochter Anna (aus erster Ehe), die sich 1895 mit Wilhelm Scheller verheiratete. Die Korrespondenz mit dieser Tochter Anna zeichnet sich aus durch grosse persönliche Offenheit.

Besonders hervorzuheben ist, dass sich unter den unbekannten Materialien auch Briefe von Emilie Fontane an die Tochter Martha und an den Schwiegersohn Fritsch befinden, geschrieben nach dem Tod Fontanes.

Von eigenem Wert ist zudem ein Konvolut von Briefen zum tragischen Sterben von Martha Fritsch-Fontane, adressiert an die Stieftochter Anna Scheller-Fritsch und den Bruder Theodor Fontane jun. Auch wenn in diesen Briefen nicht direkt von Freitod gesprochen wird, wird doch deutlich, dass alle von einem solchen Ende ausgehen und darüber erschüttert sind, wie sehr Martha nach dem Tod ihres Mannes vereinsamte.

Neben den Briefen liegen u. a. auch zahlreiche Gelegenheitsgedichte von K. E. O. Fritsch vor sowie seine 1909 verfassten Familienerinnerungen (darin auch Aussagen zu seiner Ehe mit Martha Fontane). Fritsch schrieb von Jugend auf Verse, vor allem für familiäre Anlässe, und war ein leidenschaftlicher Briefschreiber. Den unbekannten Materialien, die hauptsächlich sein privates Leben zeigen, liegen auch Dokumente seines beruflichen Werdeganges bei, darunter Zeugnisse, Diplome, Ehrungen.

Der gesamte private Nachlass umfasst 6 grössere Archivschachteln. Darin liegen unter anderem das Testament von K. E. O. Fritsch sowie dasjenige von Martha Fritsch-Fontane. Hinzu kommen eine Anzahl Fotografien. Sie sind zum Teil bekannt, zum Teil unbekannt.

Anmerkungen

1 *Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz.* Hrsg. von Regina Dieterle. Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft, Bd. 4. Hrsg. von Luise Berg-Ehlers, Helmuth Nürnberger u. Henry H. H. Remak. Verlag Walter de Gruyter. Berlin 2001 (erscheint im Herbst).

2 Vgl. dazu den Brief von Theodor Fontane an Anna Witte vom selben Datum (HFA IV/4, Nr. 512, S. 491).

Wege und Irrwege einer Sammlung. Vernichtet geglaubte Manuskripte Theodor Fontanes wieder im Stadtmuseum Berlin

Bettina Machner

Immer wieder taucht seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges vernichtet geglaubtes bzw. seitdem verschollenes Museumsgut auf. Auch die Manuskripte der zu Lebzeiten Theodor Fontanes erschienenen Romane, Erzählungen und Reisebeschreibungen, die sich seit 1902 im Besitz des Märkischen Museums befinden, haben wegen Um- und Auslagerungen Irrwege gehen müssen. Ihre Geschichte ist nur wenigen Fontaneforschern und -freunden bekannt.[1]

Seit Gründung des Märkischen Provinzialmuseums im Oktober 1874 sind Autographen unterschiedlichster Provenienz Sammlungsschwerpunkt. Bereits am 6. Juni 1876 schenkt der Berliner Tuchkaufmann Leo Alfieri dem Museum einen an ihn gerichteten Brief des Ersten Sekretärs der Akademie der Künste; das Amt bekleidet vom März bis Oktober 1876 Theodor Fontane. Mit dieser Schenkung befindet sich erstmalig ein Fontane-Autograph in öffentlicher Hand.

Im März 1892 setzen die Eheleute Emilie und Theodor Fontane ihr gemeinsames Testament auf. In ihm wird festgelegt, daß eine Nachlaßkommission über »Verwerthung oder Vernichtung« der vorhandenen Schriftstücke entscheiden soll.[2] Über den Verbleib der Manuskripte, die zu Lebzeiten des Autors erschienen sind, wird im Testament keine Aussage getroffen, so daß die Kommission demzufolge auch keine Verfügungsgewalt über diese Materialien hat. Im gemeinsamen Testament geben Emilie und Theodor an, daß der länger lebende Partner der alleinige Verfügungsberechtigte über das vorhandene Eigentum ist, er soll keinem Anderen rechenschaftspflichtig sein.

Nach dem Tod Theodor Fontanes am 20. September 1898 veranlaßt die Direktion des Museums, am Wohnhaus Potsdamer Straße 134c, in dem die Familie seit dem 3. Oktober 1872 lebte, eine Gedenktafel für den Dichter anzubringen. Sicherlich geschieht das bereits auch unter dem Aspekt, sich bei

der Witwe in Erinnerung zu bringen und von ihr Materialien aus dem Nachlaß des Dichters zu erhalten. Aus den Postausgangsbüchern des Museums geht hervor, daß Emilie mit der Leitung des Hauses in Verhandlung stand und vereinbarte, daß der Schreibtisch des Dichters mit Inhalt sowie weitere »Erinnerungsstücke« dem Museum übereignet werden sollen.[3]

Am 18. Februar 1902 stirbt Emilie Fontane. Der Kontakt zwischen Friedrich Fontane und der Direktion wird wieder aufgenommen. In einem Schreiben vom 27. März wird den Fontaneschen Erben »für die Erinnerungen an Theodor Fontane« gedankt. Bereits zehn Tage zuvor, am 17. März werden im Inventarbuch VI,4 folgende Erwerbungen verzeichnet: »Schreibtisch, Schreibsessel, Tintenfaß, Papierkorb, Pappkästchen mit präparierten Gänsefedern und eine Stahlbrille«. Als Herkunftsnachweis wird notiert: »Von den Theodor Fontane'schen Erben auf Grund des letzten Willens des Dichters dem Märkischen Museum geschenkt, dazu: die Manuskripte seiner schon gedruckten Werke, die im Schreibtisch liegen.«

Erst im Juli 1903 werden im Inventarbuch die Titel der im Schreibtisch aufbewahrten Manuskripte aufgelistet. Die Nachlaßkommission wie auch jeder andere Forscher haben von nun an Zugriff auf diese Materialien. Otto Pniower, der zu diesem Zeitpunkt als Assistent im Museum arbeitet und 1918 dessen Direktor wird, übernimmt die Durchsicht sämtlicher Manuskripte unter dem Gesichtspunkt einer Gesamtausgabe von Fontanes Werk.

Mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges muß das Märkische Museum geschlossen werden. Das Museumsgut wird aus Gründen der Sicherheit in eigens dafür angefertigte Holzkisten verpackt. Große Teile der Sammlungsbestände werden in den katakombenartigen Kellergewölben des Museums verschlossen bzw. innerhalb Berlins ausgelagert. Andere Teile werden im Verlauf des Krieges in Depots verbracht, die sich seit 1945 auf polnischem Staatsgebiet befinden. Die Kisten, in denen sich die Autographen befinden, werden vermutlich im Schloß Raduhn aufbewahrt.

Kurz vor Ende des Krieges wird das Märkische Museum zu 80% zerstört, der Luftschutzkeller steht unter Wasser. Daraufhin muß das Depot geräumt werden. Ein großer Teil der hier lagernden Kisten wird nach Groß-Lübbenau gebracht.[4] Erst drei Jahre nach Kriegsende werden die auf dem Gelände des Museums verbliebenen Handschriften Fontanes zufällig wiederentdeckt. Am 8. Juli meldet die *Neue Zeit*: »Theodor Fontanes Romanmanuskripte. Aus dem Schutt des Märkischen Museums sichtete jetzt der Direktor Dr. Stengel die Originalhandschriften Fontanescher Romane. Es sind die Originale der Erzählungen ›Unterm Birnbaum‹ und ›Onkel Dodo‹, die Romane ›L'Adultera‹, ›Vor dem Sturm‹, ›Effi Briest‹, ein Teil der ›Wanderungen‹ und die autobiographischen Darstellungen ›Meine Kinderjahre‹ und ›Von Zwanzig bis Dreißig‹.«

Nach erster Durchsicht und Grobsortierung der Autographen, die aus den aufgebrochenen Kisten herausgerissen verstreut im Keller herumliegen, muß zunächst konstatiert werden, daß etwa die Hälfte der ursprünglich vorhandenen Handschriften Fontanes vernichtet worden ist. Keines der Konvolute ist vollständig erhalten, die Manuskripte *Ellernklipp, Schach von Wuthenow, Graf Petöfy, Stine, Quitt, Unwiederbringlich, Frau Jenny Treibel, Cécile, Poggenpuhls* und *Geschichten und Plaudereien* gelten als endgültig verloren. Dieser Verlust ist für die Fontane-Forschung unermeßlich. Mit den Manuskripten sind nicht nur die handschriftlichen Druckvorlagen für Romane und Erzählungen Fontanes verloren. Der besondere Wert der Manuskripte begründet sich auch durch einen Teil der Rückseiten, die ebenfalls beschrieben sind.

Alle Werke Fontanes entstehen in mühsamer Kleinarbeit, in immer neuem Entwerfen und Verwerfen. Nicht selten läßt er Entwürfe jahrelang liegen, bevor er die endgültige Ausarbeitung eines Themas beginnt. Die erhaltenen Materialien geben ein Bild von der Akribie, mit der Fontane arbeitet. Im Konvolut zu *Effi Briest* sind beispielsweise mehrere Entwürfe eines Kapitels erhalten, die Fontane mit schwarzer Tinte schreibt und mit Blau-, mit Blei- oder gar mit Rotstift korrigiert. Ganze Passagen streicht der Dichter, aus bereits verworfenen Fassungen fügt er einzelne Teile wieder ein. Für »gut« befundene Teile schneidet er aus und klebt sie auf die gewünschte Stelle. Fast immer gibt er die vermeintlich letzte, endgültige Version seiner Frau Emilie zur Abschrift. Das Manuskript des Autors ist für Außenstehende kaum zu entziffern, in der Druckerei kann es nicht als Vorlage dienen. Mit höchster Genauigkeit nimmt sich Emilie der Blätter an und schreibt sie ab. Nicht selten ist der Dichter auch mit dieser Fassung nicht zufrieden, sie wird wiederum überarbeitet, neue Akzente gesetzt und Formulierungen neu überdacht. Schließlich muß Emilie das überarbeitete Kapitel erneut abschreiben. Ist der Text in dem Zustand, in dem Fontane die Abschrift dem Verleger überlassen kann, schlägt er sein abgeschlossenes Manuskript in Zeitungspapier ein, versiegelt das Paket, beschriftet es und legt es in seinem Schreibtisch ab. Damit ist die dichterische Arbeit beendet. Die Rückseiten von einseitig beschriebenen Blättern nutzt Fontane häufig erneut als Konzeptpapier. Zettel mit Vorarbeiten oder bereits umformulierten Niederschriften, mit Brief- oder Rezensionsentwürfen oder einfach nur mit Notizen aus dem Alltag, wie Adressenlisten, Speiseplänen, oder eine Liste einzupackender Reiseutensilien legt Fontane mit der beschriebenen Seite nach unten zur Wiederverwendung auf seinen Tisch.

Daraus erklärt es sich, wieso der Inhalt der Vorder- und der Rückseiten in keinem inhaltlichen Zusammenhang stehen. Nur selten beinhalten die Rückseiten einen fortlaufenden Text.

Die Werkmanuskripte Theodor Fontanes, die so wie weiteres Museumsgut während des Krieges in Gebiete des heutigen Polens ausgelagert waren, werden nach ca. 30 Jahre wieder nach Berlin zurückgeführt.[5] Am 22. und am 29. Januar 1975 erhält das Märkische Museum in zwei Sendungen ca. 1400 Blatt vernichtet geglaubte Manuskripte Theodor Fontanes zurück. Nach Sichtung der ungeordneten Blätter wird festgestellt, daß Manuskriptteile aller ursprünglich im Märkischen Museum aufbewahrten Romane wieder vorhanden sind.[6]

Im Frühjahr 2000 erhält die Stiftung Stadtmuseum Berlin, zu der seit ihrer Gründung im Sommer 1995 das Märkische Museum gehört, vom Landesarchiv Berlin die Mitteilung, daß sich bei einer Inventur Archivalien angefunden haben, die offensichtlich aus dem Besitz des Märkischen Museums stammen. Diese Materialien, Bestandteil der Rückführung historischer Bestände aus Polen, wurden 1975 versehentlich nicht dem Märkischen Museum übergeben.

Am 10. Mai 2000 übernimmt das Stadtmuseum fünf Kartons mit Sammelkästen, die 144 Faszikel des ehemaligen Märkischen Provinzialmuseums enthalten. Unter der Nummer 135 ist vermerkt: »Fragment eines geschichtswissenschaftlichen Werkes, Handschrift«. Groß ist die Freude und die Überraschung, als festgestellt wird, daß es sich bei diesem »geschichtswissenschaftlichen Werk« mit einem Umfang von ca. 300 Blatt um Teile verschiedener Prosaniederschriften Theodor Fontanes handelt. Alle 300 Seiten, von denen etwa ein Drittel beidseitig beschrieben ist, können identifiziert und zugeordnet werden. Dabei handelt es sich um folgende Manuskripte:

- *Schach von Wuthenow* (12 Blatt): Teile der Kapitel 10 und 20 (davon 4 Blatt Abschrift Emilies mit Korrekturen Theodor Fontanes)
- *Graf Petöfy* (18 Blatt): Teile der Kapitel 5, 6 und 13
- *Quitt* (152 Blatt): 1 Blatt Vorarbeiten, Kapitel 6 bis 8, Kapitel 12 bis 16, Kapitel 18, 19, 26, 35 bis 37 (davon 2 Blatt Abschrift Emilies mit Korrekturen Theodor Fontanes)
- *Unwiederbringlich* (6 Blatt): Bruchstücke aus den Kapiteln 4 und 8
- *Frau Jenny Treibel* (103 Blatt): Bruchstück aus dem 8. Kapitel (Abschrift Emilies mit Korrekturen Theodor Fontanes), Kapitel 11 bis 14
- *Die Poggenpuhls* (10 Blatt): Kapitel 13

Nach der Rückführung von Museumsgut aus Polen kommen in zwei Etappen – 1975 und 2000 – Autographen Theodor Fontanes zu allen ursprünglich verloren geglaubten Manuskriptkonvoluten zurück in den Besitz des Märkischen Museums. Auf den Rückseiten der nun gesichteten Handschriften finden sich bis heute unbekannte Arbeitsnotizen.

So enthält die Niederschrift *Graf Petöfy* zum einen Vorarbeiten zum Roman selbst, aber auch zu den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg;* die

Rückseiten des 13. Kapitels enthalten eine fast vollständige Abschrift des 20. Kapitels von *L'Adultera* durch Emilie Fontane. Bereits im Märkischen Museum vorhandenes, umfangreiches Material zum Roman *L'Adultera*, das die verschiedenen Entstehungsphasen dokumentiert, kann weiter ergänzt werden.

Auf die Rückseite eines der Bruchstücke des 4. Kapitels von *Unwiederbringlich* schrieb Fontane einen bisher unbekannten Entwurf des Gedichtes *Siegesbotschaft* aus *Märkische Reime*[7].

Im Manuskript *Frau Jenny Treibel*, auf den Rückseiten der Kapitel 12 bis 14, ist eine Niederschrift der Kapitel 1 bis 3 des Romans *Irrungen, Wirrungen* zu finden. Ein fortlaufendes Konvolut von Aufzeichnungen zu *Irrungen, Wirrungen* ist bisher nicht bekannt. Lediglich auf den Rückseiten von *Onkel Dodo* sind Entwürfe für das Schlußkapitel erhalten und einige wenige Vorarbeiten befinden sich in einem Notizbuch Fontanes.[8]

Auf den Rückseiten von *Quitt* sind umfangreiche Vorarbeiten zum Roman, aber auch Gedichtentwürfe.

Schließlich enthalten Rückseiten des 13. Kapitels der *Poggenpuhls* Aufzeichnungen zu *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*.

Der Zustand dieser kürzlich ins Stadtmuseum zurückgekehrten Materialien ist besorgniserregend. Nur über Drittmittel kann die dringend notwendige Restaurierung finanziert werden. Alle Materialien sind zum gegenwärtigen Zeitpunkt gesichtet, geordnet und erfaßt. Sobald die Sicherungsmaßnahmen abgeschlossen sind, werden die Handschriften Theodor Fontanes, so wie bereits alle anderen Manuskripte des Dichters, die sich im Besitz des Stadtmuseums Berlin befinden, sicherheitsverfilmt. Damit sind die Texte dauerhaft der wissenschaftlichen Arbeit zugänglich.

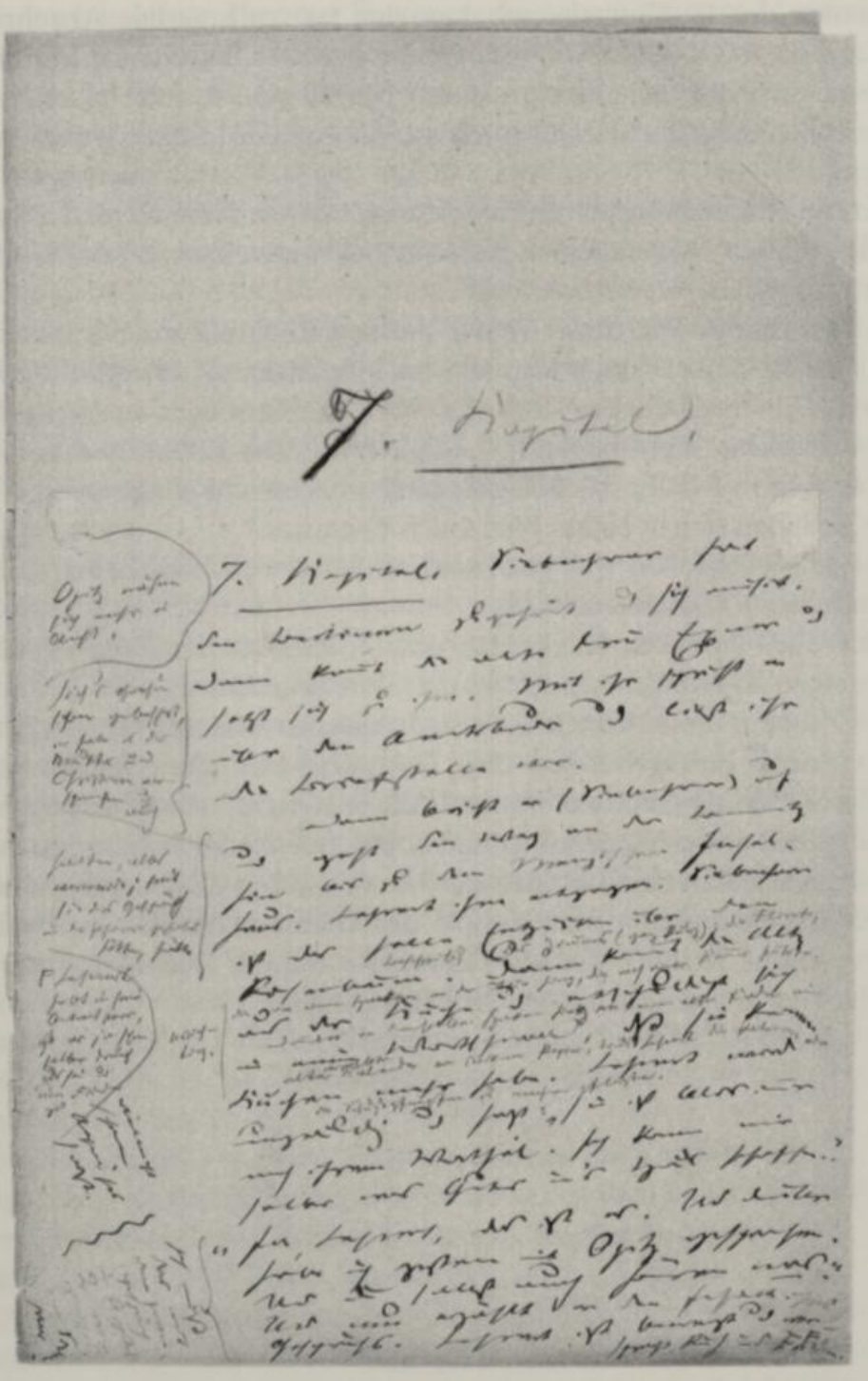

Abb. 7. Theodor Fontane: Quitt. Umschlagsblatt Kapitel 7
Die Umschlagsblätter geben wichtige Hinweise auf die Entstehungsgeschichte des jeweiligen Kapitels. Häufig ist die Zählung korrigiert. Auf zahlreichen Umschlagblättern notiert Fontane eine kurze Zusammenfassung des folgenden Textes

Anmerkungen

1 Vgl. Bettina Machner: *Potsdamer Straße 134c. Der Dichternachlaß.* In: *Fontane und sein Jahrhundert.* Hrsg. Stiftung Stadtmuseum Berlin. Berlin 1998, S. 251–260. Vgl. zum Bestand auch Christel Laufer: *Der handschriftliche Nachlaß Theodor Fontanes.* In: FBL Bd. 3 (1974) H. 4 (H. 20 der Gesamtreihe), S. 264–287.

2 Vgl. Gemeinschaftstestament vom 7. Februar 1892, unterzeichnet am 7. März, Abschrift vom 21. Oktober 1898 (Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, Ga 34). Die Mitglieder der Nachlaßkommission sind Martha Fritsch, geb. Fontane, Paul Schlenther, Paul Meyer. Schlenther, der ab 1898 Direktor des Burgtheaters ist, setzt Otto Pniower als seinen Vertreter ein.

3 Vgl. Postausgangsbuch des Märkischen Provinzialmuseums für die Jahre 1897–1912.

4 Vgl. Walter Stengel. *Chronik des Märkischen Museums.* – Berlin 1953.

5 Horst Mauter: *Neuerwerbungen des Märkischen Museums.* – In: *Jahrbuch des Märkischen Museums.* Berlin 1976, S. 90.

6 Vgl. Christel Laufer: *Verloren geglaubte Manuskripte wieder im Märkischen Museum.* – In: *Jahrbuch des Märkischen Museums.* Berlin 1981, S. 70–77.

7 Theodor Fontane: GBA, *Gedichte.* Bd. 1.–3. 2., durchgesehene u. erw. Aufl. – Berlin 1995, S. 212.

8 Karen Bauer: *Überlieferung.*– In: Theodor Fontane: *Irrungen, Wirrungen.* GBA, Berlin 1997, S. 232ff.

»Hesekiel war ganz außer sich«. Zwei Neuerwerbungen des Fontane-Archivs

Vorgestellt von PETER SCHAEFER

Kürzlich gelang die Erwerbung zweier Lexika, die nicht nur den Bestand des Archivs einfach erweitern, sondern die einerseits die Auskunftsmöglichkeiten zu Personen und Begriffen der Fontane-Zeit erheblich verbessern, die andererseits aber auch ermöglichen, den Geist der Zeit, besonders den Konservatismus um 1860 ganz ungefiltert wahrzunehmen. Da ist zunächst zu nennen: *Neues Conversations-Lexikon. Staats- und Gesellschaftslexikon.* In Verbindung mit deutschen Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von Herrmann Wagener, Königl. Preuß. Justizrath. 23 Bde. Berlin: F. Heinicke 1859–1867. Ja, es ist jener »Kreuzzeitungs-Wagener«, wie er uns in Fontanes Buch *Von Zwanzig bis Dreißig* im siebten Kapitel geschildert wird: Fontane erinnert an einen politischen Zirkel der damaligen Oberklasse, »wo Hermann Wagener dem Minister einträufelte, ›die verhaßte Bourgeoisie durch die Sozialdemokratie zu bekämpfen‹«. Fontane nennt ihn schließlich sogar »eine Art Nebensonne zu Bismarck«, und er trägt es ihm keineswegs nach, daß »namentlich Wagener unbändig lachte«, als Fontane, »zum Sprechen aufgefordert, als Enfant terrible debütierte«. Über jenen Zirkel erfahren wir von Fontane: »es war ein Jammer, daß sich die ganze Herrlichkeit kaum einen Winter lang hielt. Es ging doch wohl nicht recht.« Die Bestrebungen, eine Art »Anti-Brockhaus« zu schaffen, waren von größerem Erfolg gekrönt. Das Lexikon begann 1858 mit 3 Heften als Folge zu erscheinen und lag 1867 abgeschlossen vor. Heft I umfaßte die Artikel *ABC – Abendmahl.* Das Bemerkenswerte daran ist, wenn man vom Vorwort und der Einleitung absieht (was schwer fällt, den Rahmen dieser Anzeige aber rasch überschreiten würde), daß sich selbst das Alphabet politischen Erwägungen unterzuordnen hatte: der erste Artikel heißt *»ABC, politisches«* (mehr als 7 Seiten), bevor mit *»Aachen, rheinpreußischer Regierungsbezirk«* die alphabetische Reihenfolge wiederhergestellt wird. In einer Rezension in der *Berliner Revue* vom 8. August 1858

heißt es anläßlich des Erscheinens der ersten drei Hefte zum Ziel der aufwendigen Unternehmung, daß »jetzt auch die conservative Partei ein gutes Recht« habe, den »einmal in Gebrauch genommenen Hebel« der »Conversations-Lexika« »anzusetzen und […] den Weg weiter zu bahnen, der unser Volk wieder zu innerer Einigkeit und zum wahren Frieden führt.« Fontane schreibt: »In Brockhaus und Meyer fehlte damals Hesekiel, weil er Kreuzzeitungs-Mann war, und dem Wagenerschen Lexikon lag es mithin selbstverständlich ob, dies zu begleichen und der preußisch-konservativen Welt von ihrem Lieblingsschriftsteller George Hesekiel nach Möglichkeit zu erzählen. Aber dieser Artikel blieb aus. Bruno Bauer, der über Wageners Kopf weg alles schrieb und nicht bloß Bauer hieß, sondern auch Bauer war – noch dazu Rixdorfer Bauer –, war nicht der Ehren, auch nur sieben Zeilen über den, all seiner Mängel unerachtet, unbestritten ersten und talentvollsten Romancier der Partei zum Druck zu geben. Hesekiel war ganz außer sich darüber.« Auch Scherenberg hat keinen Artikel bekommen, Fontane damals selbstverständlich auch nicht, doch andere, die Fontane in seinen autobiographischen Schriften erwähnt, werden mit unterschiedlich langen Artikeln bedacht, Louis Schneider sei hier stellvertretend genannt. Die Rezension verweist neben einer durchaus imposanten Reihe von Mitarbeitern, die bedauerlicherweise anonym tätig waren, darauf, daß »es oft am Styl und Gedankengang anzusehen [sei], von welchem der Koryphäen sie herrühren.«

Die zweite Neuerwerbung: *Männer der Zeit. Biographisches Lexikon der Zeit. Mit Supplement: Frauen der Zeit.* Leipzig: Lorck 1862, »enthaltend Eintausend biographische Skizzen und Charakteristiken von Zeitgenossen«, wie es in der Vorbemerkung heißt. Bekanntlich stammen mehrere Artikel von Fontane: *Botho von Hülsen, Gustav Rose, Heinrich Rose, Heinrich Wilhelm Dove, John Cumming, Wilhelm Schott* – diese Porträts sind im Band 24 der NFA zu finden, ebenso die vier Artikel aus *Frauen der Zeit: Charlotte von Hagn, Johanna Wagner* und *Lina Fuhr.* All diese Arbeiten Fontanes können nun mit den anderen Artikeln im Zusammenhang betrachtet werden, wobei es einer genaueren Untersuchung bedarf, ob oder wieweit Fontane hier eigenständige Arbeiten ablieferte.

Abschließend muß ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß beide Erwerbungen, die nun in der Präsenzbibliothek unseres Archivs den Benutzern zur Verfügung stehen, durch private Spenden realisiert werden konnten.

Wolfgang Rasch sei hier für freundlichen Rat gedankt.

Dia-Reihe über Fontane für den Unterricht

Vor kurzem ist eine speziell für den Unterricht konzipierte Dia-Reihe mit dem Titel *Theodor Fontane. Ein deutscher Dichter im 19.Jahrhundert* erschienen, die vom Theodor-Fontane-Archiv in Kooperation mit dem Medienpädagogischen Zentrum Potsdam (MPZ) erarbeitet und herausgegeben wurde. An 24 ausgewählten Bildern werden wichtige Stationen und Elemente von Leben und Werk Fontanes dargestellt. Das dazu gehörende Begleitheft, das auch separat entliehen und genutzt werden kann, enthält eine Fülle von Informationen, Dokumenten und Materialien zu den einzelnen Bildern, aber auch Empfehlungen für die Verwendung der Dia-Reihe im Unterricht und Literaturhinweise. Die Dia-Reihe kann bei den kommunalen Bildstellen und Medienzentren des Landes Brandenburg unter der Signatur 10-60006 bestellt werden. Auch beim Medienpädagogischen Zentrum und beim Theodor-Fontane-Archiv stehen den Benutzern einige Exemplare zur Ausleihe zur Verfügung. Über den Handel ist die Reihe nicht zu beziehen. Bildstellen und Medienzentren der anderen Bundesländer können ihre Anfragen an das Medienpädagogische Zentrum in Potsdam richten.

Es ist vorgesehen, das Material des Begleitheftes und eine Vorschau der Dias auch auf dem Bildungsserver des Landes Brandenburg unter der folgenden URL bereitzustellen: www.bildung-brandenburg.de/bbs/schule/ueber/thema/fontane. Darüber hinaus sollen unter dieser Adresse weitere Ressourcen für den Unterricht und die Projektarbeit zu Fontane angeboten werden.

Anschrift:
Medienpädagogisches Zentrum Land Brandenburg
Yorckstr. 2
14467 Potsdam
fon (0331) 2 89 98-0
fax (0331) 2 89 98-32

Symposium

Schon jetzt möchten wir Sie darauf hinweisen, dass das Fontane-Archiv vom 18. bis 22. September 2002 ein internationales Symposium mit dem Titel

»Geschichte und Geschichten aus der Mark« –
Romantisierung einer Landschaft?
Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* in der europäischen Reiseliteratur

veranstalten wird.

Mit diesem Symposium wollen wir die *Wanderungen* in ihrer literarischen Eigenständigkeit würdigen und sie im Kontext europäischer Reiseliteratur und deren zentraler Rolle in der bürgerlichen Bewusstseinsentwicklung betrachten.

Bitte notieren Sie sich diesen Termin.
Nähere Informationen werden wir rechtzeitig bekannt geben.

Wenn Sie uns unter dem Stichwort »Teilnahme am Symposium 2002« eine Postkarte oder eine eMail mit Ihrer Anschrift zusenden, nehmen wir Sie gern in unseren Verteiler auf und schicken Ihnen unverbindlich und termingerecht das Tagungsprogramm und die Anmeldungsunterlagen persönlich zu.

Kontakt: Theodor-Fontane-Archiv
Frau Katja Leuchtenberger
Am Bassin 4
14467 Potsdam
email: tfasympo@rz.uni-potsdam.de

Theodor-Storm-Preis (16.000 DM)

Die Stadt Husum vergibt im Herbst 2002 einen »Theodor-Storm-Preis« (Preissumme 16.000 DM).

Der Preis soll – nach den Statuten – demjenigen zuerkannt werden, durch dessen Werk die großen Leistungen Theodor Storms als Künstler, als »poetischer Realist« in besonderem Maße gewürdigt, besser verstanden und für weitere Kreise aktualisiert werden können.

Gefördert werden u. a. wissenschaftliche, neue Aspekte aufzeigende Untersuchungen, Druck von Übersetzungen Stormscher Werke in anderen Sprachgebieten, Gedichtszyklen, Novellen, Romane, Essays, Bilder, Bilder-Zyklen, Standbilder, Büsten usw.

Bewerbungen sind zu richten bis zum 30. November 2001 an die Bürgermeisterin der Stadt Husum (Rathaus, Zingel 10, 25813 Husum) oder an die Theodor-Storm-Gesellschaft (Wasserreihe 31, 25813 Husum).

Nachruf

Das Theodor-Fontane-Archiv und die Theodor Fontane Gesellschaft e.V. beklagen den Tod von Professor

Gerhard Friedrich
25.5.1921 12.8.2001

gestorben in Heidelberg, nach längerer Krankheit.

Gerhard Friedrich war mit Fontane und seinem Werk tief verbunden. Unter seinen Veröffentlichungen nehmen die über den märkischen Dichter – dessen aus preußischer Strenge und französischem Esprit geborene Grazie er liebte – eine bevorzugte Stellung ein. In germanistischen Periodica, darunter den *Fontane Blättern*, ist er mit philologisch vorbildlichen Interpretationen zu Erzählwerken Fontanes wiederholt hervorgetreten. Sein umfangreiches Hauptwerk, die Monographie *Fontanes preußische Welt. Armee – Dynastie – Staat*, zuerst 1988, ist vor wenigen Monaten in einem Nachdruck erneut erschienen.

Ein Mann von reichem Wissen, aber ohne gelehrte Allüren, von einer großen humanen Bescheidenheit, war Friedrich, wenn es nottat, doch ein kämpferisches Temperament. Was er Fontane nachrühmte, das konnte man auch von ihm sagen: An einer Elephantiasis der Respektsdrüse hat er nicht gelitten. So nahm er es gelassen hin, daß er zuzeiten nicht die große Heerstraße der Forschung wandelte. Wer ihn persönlich kennenlernte, als passionierten Briefschreiber, als liebenswürdigen Gastgeber, an der Seite seiner Frau, mit der er einen unaufhörlichen Diskurs pflog, in seinem schönen, an Büchern reichen Haus am Heidelberger Philosophenweg sah sich bald im Bann seines Humors und seiner Selbstironie, die eventuelle sachliche Gegensätze schnell vergessen machte. Er war gänzlich unbegabt zur Phrase. Wer ihn zum Freund gewann, der konnte sich auf ihn verlassen.

Wir werden ihm ein ehrendes Gedenken bewahren.

Helmuth Nürnberger
für Herausgeber und Redaktion

Autorenverzeichnis

Dr. MANFRED HORLITZ, geb. 1930. Promotion 1980 in Germanistik, Päd. Hochschule Potsdam, 1953-1987 Lehrer an versch. Bildungseinrichtungen; danach Leiter des Theodor-Fontane-Archivs bis 1995. Veröff. über Fontane und das Fontane-Archiv; Hrsg. von Festschriften für Henry H. H. Remak u. Charlotte Jolles.

BARBARA GERTH, geb. 1932. Grundschullehrerin i.R. Veröff.: Neue Bildergeschichten. Ein Arbeitsmittel für das mündliche und schriftliche Erzählen in der Grundschule, Schroedel-Schulbuchverlag.

Prof. emerit. SVEN-AAGE JØRGENSEN, geb. 1929. Studium d. Germanistik u. Anglistik in Kopenhagen, Würzburg u. London. 1968-1999 o. Professor für dt. Philologie an d. Univ. Kopenhagen. Forschungsschwerpunkte: 18. Jhd. (J. G. Hamann, C. M. Wieland, dt.-dän. literar. Beziehungen), literar. Utopien, Jeremias Gotthelf.

Dr. MICHAEL MASANETZ, geb. 1953. Univ. Leipzig, wiss. Mitarbeiter am Institut für Germanistik, Promotion zu Fontane, Veröff. zu Feuchtwanger, Ringelnatz, Freud, Fontane, Büchner, Hebbel, Raabe, Chr. Hein.

Dr. WOLFGANG RASCH, studierte Germanistik, Philosophie u. Geschichte in München u. Berlin; 1996 Promotion; Veröff. zu Arno Schmidt, Karl Gutzkow und Peter Rühmkorf; arbeitet seit 1999 im Rahmen eines DFG-Projekts an einer *Theodor Fontane Bibliographie* im Fontane-Archiv Potsdam.

Dr. FERDINAND SCHLINGENSIEPEN, geb. 1929 in Bonn. Studium d. Theologie in Heidelberg u. Edinburgh. Pfarrer in Bradford/England u. Düsseldorf. Veröffentlichungen über theol. Themen u. über Heinrich Heine.

Prof. Dr. ROLF SELBMANN, geb. 1951. Promotion 1978 über Theater im Roman; Habil. 1994 über das Selbstverständnis des Schriftstellers von d. Aufklärung bis zur Gegenwart; Forschungsschwerpunkte: Literaturgeschichte 18.-20. Jhdt., Bildungs- u. Sozialgeschichte, Bildungsroman, Dichterdenkmäler, Realismus, Intertextualität, meth. Grundfragen, Literaturdidaktik.

Vertriebshinweise

Die Fontane-Blätter können als Einzelheft (DM 15,–/ € 7,67 /Doppelheft DM 30,–/15,34 zuzüglich Versand) oder auch im Abonnement (2 Hefte jährlich) direkt bezogen werden vom Theodor-Fontane-Archiv, PF 60 15 45, 14415 Potsdam.
Direkt beim Theodor-Fontane-Archiv können gegen eine Gebühr (zuzüglich Versandkosten) bestellt werden:

- das Register der Fontane-Blätter für die Hefte 1/1965–57/1994. 126 S. (DM 6,50 / € 2,00)
- das Inhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965–71/2001 (eine Liste aller Inhaltsverzeichnisse). 29 S. (DM 3,00 / € 2,00)
- Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte (ohne Gebühr)
- Horlitz, Manfred (Hrsg.): Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. 1935–1995. Berichte, Dokumente, Erinnerungen. – Berlin: Berliner Bibliophilen Abend 1995. 206 S. Mit zahlr. Abb.(DM 3,91 / € 2,00)
- Ich bin ganz einfach nur Fontane. FontaneJahrBuch. Museumspädagogischer Dienst Berlin; Theodor-Fontane-Archiv. 1998. 118 S. Mit Karte, zahlr. Abb. (DM 3,00 / € 1,53)
- Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. Die Fontane-Sammlung Christian Andree. Hrsg. von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 1998. (KulturStiftung der Länder – PATRIMONIA 142). 84 S. Mit zahlr. Faks. (DM 3,00 / € 1,53)
- Theodor Fontane aus transatlantischer Sicht.
  Potsdam 1996. (DM 16,62/ € 8,50)
- Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs.
  Potsdam 1999. (DM 148,64/ € 76,00)

Preisanpassung

Das Theodor-Fontane-Archiv hat seit 4 Jahren keine Preisanpassung vorgenommen. Zwischenzeitlich haben sich die allgemeinen Kosten, insbesondere die Druck- und Materialkosten für die Zeitschrift erheblich erhöht. Um unseren Lesern auch künftig eine gute Qualität unserer Zeitschrift liefern zu können, kommen wir nicht umhin, ab 1.1.2002 eine Preisanpassung vorzunehmen.
Der Preis pro Heft wird sich ab Heft 73/2002 auf € 9,50 erhöhen.
Wir bitten dafür um Verständnis.

Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane Blätter*

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv, Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam.
Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit dem Redaktionsbeirat. Der Umfang der Beiträge sollte 20 Manuskriptseiten nicht überschreiten, Rezensionen sollten auf 3 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und auf Anmerkungen möglichst verzichten. Autoren werden gebeten, eine max. vierzeilige Autoreninformation beizufügen.

1. Manuskriptform

Die Texte sollen auf fortlaufend numerierten Seiten (30 Zeilen/Seite, 60 Anschläge/Zeile) geschrieben werden. Anmerkungen sollen als Endnoten auf besonderen Seiten stehen. Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile.
Bei Computerdruck sollte eine durchgängige Schriftgröße von 12 Punkten in einer nichtproportionalen Schrift (möglichst Courier) gewählt werden, linksbündig als Fließtext (ohne Silbentrennung). Zwischen - (kurzem) Trennungs- und – (längerem) Gedankenstrich wird unterschieden. Die Texte sollen in zweifacher Ausfertigung und nach Möglichkeit zusätzlich auf Diskette in zwei Dateien eingereicht werden: einmal im Format der Textverarbeitung (bevorzugt WordPerfect für Windows), einmal unformatiert als ASCII-Datei *(Endnoten in eigener Datei!).*

2. Titel

Der Name des Autors bzw. Herausgebers steht unter dem Titel. Der Titel endet ohne Punkt. Zwischen Titel, Autor und Text steht jeweils eine Leerzeile.

3. Hervorhebungen im Manuskript

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.
Auslassungen des Autors bzw. Herausgebers: drei Pünktchen in eckigen Klammern […]; Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: in [eckigen Klammern].

4. Zitate im Manuskript

Normale Anführungszeichen „…“; Zitat im Zitat in einfachen Anführungen ‚…‘; längere Zitate (über 4 Zeilen) werden wie Absätze behandelt.

5. Titel von Werken, Zeitungen u. Zeitschriften, Vereinsnamen

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.
Der Stechlin erschien bereits …
In: *Fontane Blätter* 62/1996, …
Sein Auftreten im *Tunnel über der Spree* …

6. Anmerkungen im Manuskript

Anmerkungen als fortlaufend gezählte Endnoten, im Text hochgestellt ohne Klammern oder Punkt. Eine Endnotenziffer folgt auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie steht vor dem Satzzeichen, wenn sie sich nur auf das vorausgehende Wort bezieht. Die Endnotenziffern erscheinen freistehend ohne Klammer vor dem Text der Endnoten. Namen von Autoren und Herausgebern unterstrichen (werden im Heft zu Kapitälchen).

1 Charlotte Jolles: *Theodor Fontane.* 4., überarb. u. erw. Aufl. – Stuttgart, Weimar 1993, S. 16.

10 Theodor Fontane: *Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.* Hrsg. von Otto Drude. – Frankfurt am Main, Leipzig 1993, S. 37–38.

Beim ersten Zitieren eines Titels gilt folgende Form:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel.* – Ort Jahr, S. (Reihentitel)

Bei Zeitschriftenaufsätzen und anderen nicht selbständig erschienenen Schriften:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel.* – In: *Zeitschriftentitel* Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) H. oder Nr., S. (evtl. Reihentitel)

Bei wiederholten Zitaten in direkter Folge: Ebd., S. X; sonst Name und Hinweis auf die laufende Anmerkungsnummer des erstmaligen Zitats. Verweise: vgl. (nicht s.)

8 Schobeß, wie Anm. 3. Vgl. Schreinert, wie Anm. 7.

Bei Zitaten oder Nachweisen aus Fontanes Werken gelten folgende *Siglen*:

AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler u. a. – Berlin, Weimar: Aufbau 1969–1993 (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt.* – In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, S. 438.

GBA (Grosse Brandenburger Ausgabe) Hrsg. von Gotthard Erler. – Berlin, Weimar: Aufbau 1994ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Die Juden in unserer Gesellschaft.* – In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows.* 1994, S. 299.

HBV (Hanser Briefeverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes.* Verzeichnis u. Register. Hrsg. von Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. – München: Hanser 1987.

HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg von Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. – München: Carl Hanser 1962-97. (Abteilung/Band evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe.* In: HFA I/7. 2. Aufl. 1984, S. 123–153.

NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke.* Hrsg. von Edgar Gross, Kurt Schreinert u. a. – München: Nymphenburger 1959–75. (Bd. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe.* In: NFA XXIV. 1975, S. 9-39.

Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe.* I–IV. Hrsg. von KURT SCHREINERT. Zu Ende geführt u. mit einem Nachw. vers. von CHARLOTTE JOLLES. – Berlin: Propyläen 1968–71.

7. weitere Abkürzungen

Abb.	Abbildung	H.	Heft
Aufl.	Auflage	Hrsg.	Herausgeber
Bd.	Band	hrsg.	herausgegeben
Br.	Brief	Jb.	Jahrbuch
bearb.	bearbeitet	Jg.	Jahrgang
Diss.	Dissertation	m.U.	mit Unterschrift
eigh.	eigenhändig	Nachw.	Nachwort
Einl.	Einleitung	Nr.	Nummer
erw.	erweitert	S.	Seite
FA	Theodor-Fontane-Archiv Potsdam	überarb.	überarbeitet
		Vorw.	Vorwort
FBl	Fontane Blätter		
Fs.	Festschrift		

8. Briefeditionen

Briefnumerierung in römischen Ziffern, mittig, ohne Klammern, ohne Leerzeile nach unten;
Adressat, Anrede u. Textbeginn linksbündig, nicht eingerückt;
Ort, Datum und Unterschrift rechtsbündig; das als Trennungszeichen verwendete = wird ebenso stillschweigend aufgelöst wie die Konsonantenverdopplung;
wenn Erläuterungen des Herausgebers dem Text direkt folgen, sind diese durch einen schmalen Strich vom Brieftext abzusetzen.

9. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: Schwarzweißzeichnungen oder Hochglanzfotos, rückseitig analog zu den Abbildungsnummern im Manuskript numeriert. Platzierungsvorschläge im Text. Bildlegenden mit genauem Quellennachweis auf gesondertem Blatt beifügen. Die Reproduktionserlaubnis ist vom Autor selbst einzuholen.

DIE REDAKTION

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen und Helmuth Nürnberger

Redaktion: Bettina Plett, Köln; Peter Schaefer, Potsdam

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Roland Berbig, Berlin; Gotthard Erler, Berlin; Hubertus Fischer, Hannover; Charlotte Jolles, London; Michael Masanetz, Leipzig; Eda Sagarra, Dublin; Peter Wruck, Berlin

Anschriften:
Theodor-Fontane-Archiv
Am Bassin 4, 14467 Potsdam
Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam
Telefon: 0331/20 13 96
Fax: 0331/2 01 39 70
e-mail: wolzo@rz.uni-potsdam.de
neu: www. fontanearchiv.de

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Am Alten Gymnasium 1
16816 Neuruppin
Telefon/Fax: 03391/65 27 72

Koordination: Bernd Thiemann

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, auch künftig ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Diplomarbeiten und Dissertationen, im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden. Wir sind für alle Hinweise dankbar.
Für die uns im letzten Halbjahr von Fontane-Freunden, Institutionen und Verlagen zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.
Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotomechanischen und elektronischen Wiedergabe.
Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber wieder. Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotografischen und elektronischen Wiedergabe

Umschlagentwurf, Typographie, Satz:
Therese Schneider, Berlin
Druck und Verlag:
Königsdruck, Berlin

ISSN 0015-6175